

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1—4 des 51. Jahrganges 1965



Seite

Das Leine- und Weserbergland als Grenzraum zwischen Ostfalen und Engern. Neue dialektgeographische Beiträge zu umstrittenen Stammesproblemen. Von Werner Flechsig	1
Sitten, Bräuche und Volksglaube im Landkreis Braunschweig. Von Peter Wolfersdorf	23
Ortsneckereien. Von Mechthild Wiswe	29
Kennst du die Heimat? Wissenwertes über das braunschweigische Land und seine Umgebung, zusammengestellt von Werner Flechsig, Gerhard Schridde und Hans Adolf Schultz. 1. Das Land um Asse und Osel. 2. Das braunschweigische Leinetal. 3. Der Vorsfelder Werder und seine nächste Umgebung	33, 80, 113
Pfingsten in Dörrigsen, Kreis Einbeck. Von Hugo Grimme	51
Das Inhänseln tau Pingesten in Halchter, Kreis Wolfenbüttel. Uppeschreiben na olen Vertellijen von Fritz Tacke	53
Stadtbüttel, Moosholzmännchen und Stadthaus in Königslutter. Von Heinz Mollenhauer	54
Riddagshausens Amtshaus und Europa-Reservat. Von Gerhard Schridde	57
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1964	59
Neues heimatliches Schrifttum	62, 95, 127
Die Siedlungen des Vorsfelder Werders. Von Wolfgang Meibeyer	65
Johannistag (24. Juni) in Dörrigsen, Kreis Einbeck. Von Hugo Grimme	77
Das eingemauerte Mädchen in der Stiftskirche zu Königslutter. Eine fast ver- gessene Glockensage, erzählt von Heinz-Bruno Krieger	79
Das Neue Heimatmuseum in Seesen. Von Heinz Mollenhauer	94

	Seite
Neues Landschaftsschutzgebiet im Stadtkreis Salzgitter	95
Hundert Jahre Eisenbahn Kreiensen—Holzminden. Von Hans Ehlers	97
Landwirtschaftliche Preise, Löhne und Altenteilerdeputate in der Magdeburger Börde um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Von Albert Hosenthien	100
Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner. Von Werner Flehsig	102
Dat Schimmelraien tau Sylvester in Halchter. Von Fritz Tacke	105
Das plattdeutsche Bibelwerk von Johannes Jessen. Ein Beitrag zur Verwendung des Plattdeutschen als Kirchensprache. Von Gerhard Kalberlah	106
Hermann Fischer, der große Tierfotograf, wurde 80 Jahre alt. Von Walter Fanger	108
Otto Hahne †. Von Werner Flehsig	110

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis für 4 Hefte (ist durch Mitgliedsbeitrag abgegolten) 12.- DM

51. Jahrgang

März/Juni 1965

Heft 1/2

Das Leine- und Weserbergland als Grenzraum zwischen Ostfalen und Engern

Neue dialektgeographische Beiträge zu umstrittenen Stammesproblemen
von **Werner Flechsig**

Im 41. Jahrgange unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ habe ich 1955 auf den Seiten 65—71 in einem Aufsatz über „Das Volkstum des Kr. Gandersheim im Lichte der Mundart- und Namenforschung“ einen ersten Versuch unternommen, durch die Feststellung mehrerer Sprachschichten verschiedenen Alters etwas Licht in die frühe Besiedlungsgeschichte und Stammeskunde des Berglandes zwischen Harz und Oberweser zu bringen. Die damaligen Erkenntnisse beruhten auf der dialektgeographischen Auswertung der Ergebnisse aus 6 Mundartfragebogen, die vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum in den Jahren 1951—1955 an rund 450 Mundartkenner in Ostfalen verschickt worden waren. Die *damaligen* Ergebnisse reichten jedoch nicht aus, um zu *klarer* Vorstellungen über die Sprachverhältnisse im Leine-Weser-Berglande zu gelangen, weil einerseits die Zahl der dialektgeographisch erfaßbaren Wort- und Lautunterschiede noch zu gering war und andererseits mit Ausnahme der Kr. Gandersheim und Einbeck zu wenige Orte des fraglichen Gebietes untersucht worden waren. Diesen Mängeln konnte inzwischen abgeholfen werden durch die Verschickung von 6 weiteren Mundartfragebogen in den Jahren 1956—1961 und durch die Einbeziehung zahlreicher weiterer Belegorte in den Kreisen Osterode, Einbeck, Holzminden, Hameln, Alfeld, Hildesheim, Springe, Hannover, Grafschaft Schaumburg und Schaumburg-Lippe im Jahre 1964. Dadurch wurde es nun möglich, die vorher nur stellenweise angeschnittenen Wort- und Lautgrenzen des Untersuchungsgebietes ziemlich lückenlos vom Westrande des Harzes bis zum Nordrande des Mittelgebirgsraumes zu verfolgen. Nur mit Hilfe solcher zusammenhängenden Sprachgrenzen aber können wir hoffen, die seit Jahrzehnten umstrittenen Fragen nach den siedlungsgeschichtlichen und stammlichen Beziehungen zwischen Ostfalen, Engern und Westfalen einer Klärung näherzubringen.

Laut- und Wortgrenzen zwischen Westharz und Oberweser

Zunächst fallen uns 4 Grenzlinien auf, die vom westlichen Harzrande westwärts zur Oberweser ziehen und das ganze Leine- und Weser-Bergland querdurch in einen größeren nördlichen und einen kleineren südlichen Teil zerschneiden.

Hier treffen sich die nördlichen Wörter *Klēwer* (*Klēwer*) für ‚Klee‘, *Kasleken* (*Kaleken*, *Kallken*) für ‚Holunderbeeren‘, *Brügge* (*Brüjje*) für ‚Brücke‘ und *nicks* für ‚nichts‘ mit den südlichen Synonymen *Klā* (*Kläi*), *Kisseken* (*Kiseken*, *Käiseken*), *Bruie* und *nits*. Die ‚Klee‘-Linie verläuft von Gittelde über die Leine nach Einbeck und weiter über den Elfas zwischen Stadtoldendorf und Eschershausen hindurch zur Wester bei Holzminden. Die ‚Holunder‘-Linie zieht ebenfalls von Gittelde erst westwärts zur Leine, dann aber an Einbeck im Süden vorbei und über den Solling nach Südwesten zur Weser bei Beverungen. Die ‚Brücke‘-Linie wendet sich von Gittelde aus zunächst noch nordwärts, wobei sie über den Heber bis Gehrenrode im Kr. Gandersheim gelangt, biegt dann nach Westen um, überquert die Leine bei Freden, zieht in südwestlicher Richtung zum Elfas und erreicht wie die ‚Klee‘-Linie zwischen Stadtoldendorf und Eschershausen hindurch bei Holzminden die Weser. Die ‚nichts‘-Linie stimmt dagegen im wesentlichen mit der ‚Holunder‘-Linie überein, nur daß sie Einbeck nicht im Süden, sondern im Norden mit einem kleinen Bogen über Dassel umgeht.

Die folgenden 11 Grenzzüge schlagen vom Westrande des Harzes eine mehr nordwestliche Richtung diagonal durch das Leine- und Weser-Bergland ein. Es stoßen an ihnen aufeinander die nordöstlichen Wörter *Rummel* bzw. *Runkel* für ‚Runkelrübe‘, *Stīge* (*Stäīge*, *Staīge*, *Stōīge*, *Stoige*) ‚Aufstellung der Kornbunde zum Trocknen auf dem Stoppelfelde‘, *iutlöchten* (*-lechten*, *-löcheln*, *-lōttjen*) für ‚Erbsen aushülsen‘, *Rēlße* (*Rōlße*, *Rlße*, *Rēleken*, *Rlken*) für ‚Schafgarbe‘, *Achillea millefolium*, *Hille(n)* für ‚Futterraufe im Pferde-, Schafstall‘, *balle* für ‚bald‘, *Stjuwe* oder *Stiuben* für ‚Stube‘, *Nüsse* für ‚Stützstange für das seitliche Wagenbrett, die auf der Hinterachse des Ackerwagens ruht‘, *Farken* für ‚Ferkel, Jungschwein‘, *döschen* für ‚dreschen‘ und *Witt(n)ābern* für ‚Feldahorn, Acer campestre‘ mit den südwestlichen Synonymen *Runksche*, *Hōp* (*Haup*), *iutschellen* bzw. *iutkrüllen*, *Grensink* oder *Grensich*, *Hille(n)*, *bale* bzw. *baule*, *Stōwe*, (*Stōben*, *Stauwe*, *Stauben*), *Stöndel* (*Stündel*, *Stendel*, *Stentsel*), *Fickeln*, *daschen* und *Äpeltörn* (*Eppeltörn*, *Äpelörn* u. ä.).

Die ersten 6 dieser Grenzzüge setzen zwischen Münchehof und Lasfelde im Südteile des westlichen Harzrandes an, die anderen 5 im Nordteile bei Seesen oder Hahausen. Die ‚Runkelrüben‘-Linie zieht von Gittelde nordwestwärts zur Leine bei Greene, jenseits des Flusses in südwestlicher Ausbuchtung zum Elfas, dann wieder nordwestwärts am Ith entlang nach Coppenbrüge; dort tritt an die Stelle der ostfälischen *Rummel* als nordöstlicher Partner der südwestlichen *Runksche* die lüneburgische *Runkel* und begleitet die Grenze weiter nach Nordwesten zum Süntel. Die Grenze der Bezeichnungen für die ‚Aufstellung der Kornbunde‘ verläuft von Badenhausen nordwestwärts zur Leine bei Rittierode, jenseits des Flusses über Stroit auf den Hils bei Kaierde, von da über den Hils- und Ith-Kamm bis Fölziehausen, weiter über die Thüster Berge nach Oldendorf an der Saale und nun wieder nordwestlich zum Süntel. Nicht wenige Orte südlich und westlich der Grenzlinie in den Kreisen Osterode, Einbeck, Gandersheim, Holzminden und Hameln kennen allerdings sowohl das südwestliche wie das nordöstliche Wort, was darauf hindeuten scheint, daß sich *Hōp/Haup* auf dem Rückzuge vor der von Osten übermächtig vordringenden ostfälischen *Stīge* befindet. Damit wird offensichtlich außer dem sprachlichen auch ein sachlicher Unterschied in der Aufstellung der Getreidebunde mehr und mehr verwischt, denn die Stiege bestand, dem alten Zahlbegriff des Wortes entsprechend, aus 20, *Hōp/Haup* aber, wörtlich ‚Haufen‘, in der Regel aus 10—12 Bunden. Die

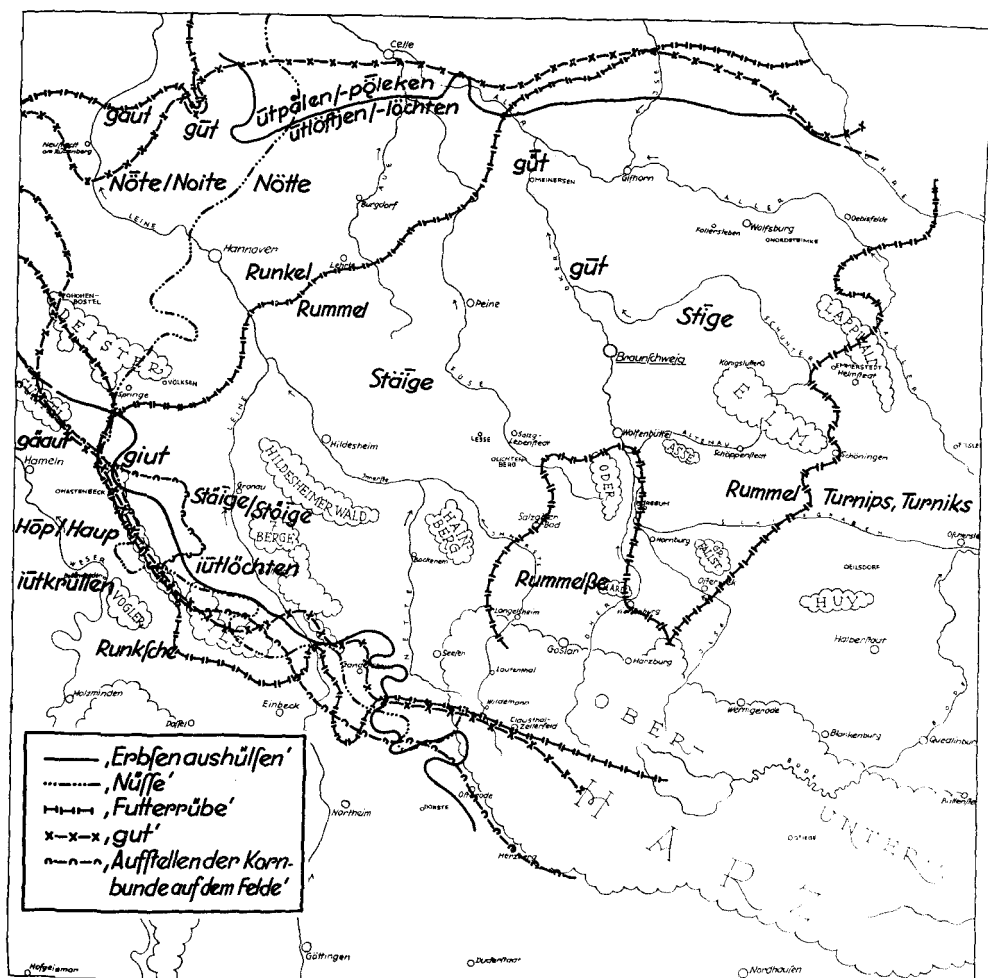
Grenze zwischen den nordöstlichen und den südwestlichen Bezeichnungen für ‚Erbsen aushülsen‘ verläuft von Gittelde zunächst in nord-nordwestlicher Richtung in mehreren Windungen — ein Hinweis auf neuere Grenzverschiebungen! — auf Bad Gandersheim zu, östlich um die Stadt herum bis Altgandersheim und nun erst westlich zur Leine bei Erzhäusen, jenseits des Flusses über den Selter, nach Nordwesten durch das Saaletal zwischen Ith und Thüster Bergen nach Salzhemmendorf und über Coppenbrügge und Hamelspring zum Deister. Auch die ‚Schafgarbe‘-Linie folgt in großen Zügen dieser allgemeinen Nordwestrichtung: von Gittelde zur Leine bei Greene, nach fünfmaliger Überquerung des Flusses von Alfeld an den Thüster Bergen entlang nach Oldendorf an der Saale und am Osterwald entlang über Hachmühlen zum Süntel. Einige östlich und nördlich dieser Grenzlinie vorgeschobene *Grensink*-Belege aus Mehle und Almstedt, Kr. Alfeld, Sorsum, Ochtersum und Mölme, Kr. Hildesheim-Marienburg, Döteberg und Seelze, Kr. Hannover, Meyenfeld, Basse, Wulfelade und Laderholz, Kr. Neustadt, könnten als Relikte einer ursprünglich weiter reichenden Verbreitung des südwestlichen Wortes gedeutet werden, wenn sicher wäre, daß dort wirklich die Schafgarbe damit bezeichnet wird, da nach Haegis Flora von Mitteleuropa auch die Gänsetrappe (*Potentilla anserina*) in einigen Teilen Deutschlands Grensink genannt wird. Eine Verwechslung der Pflanzennamen liegt in den genannten Orten um so näher, als nach Angaben anderer Gewährsleute in den Kreisen Alfeld, Hildesheim, Hannover und Neustadt die Schafgarbe vielerorts gar nicht bekannt ist. Die Grenzlinie für die beiden Namensformen der ‚Futtermäule‘ verläuft von Lasfelde zunächst in zahlreichen, auf junge Verschiebungen deutenden kleinen Windungen nordwärts auf Bad Gandersheim zu, östlich um die Stadt durch die Heber-Börde bis Gandersheim, von da in Windungen nordwestlich zur Leine bei Alfeld, weiter jenseits des Flusses buchtenreich über Elze und Eldagsen nach Springe und nun am Deister entlang nach Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg. Auch die ‚bald‘-Linie setzt bei Lasfelde an, wendet sich aber gleich westwärts zur Leine, die bei Stöckheim im Kr. Einbeck überschritten wird, folgt nach einigen Ausbuchtungen südlich von Einbeck dem Zuge der Ahlsburg nach Nordwesten bis Dassel, von da nach einen östlich weit zum Elfas ausholenden Bogen weiter in nordwestlicher Richtung zwischen Eschershausen und Stadtoldendorf hindurch zum Vogler, nun nach Norden westerabwärts bis Heyen und schließlich westwärts über die Weser auf Welsede an der Ende zu.

Rund 10 bis 20 km weiter nördlich als die bisher geschilderten Grenzzüge setzen die folgenden am Westrande des Harzes an. Die ‚Stube‘-Linie zieht von Seesen erst nordwärts bis Kl. Rhüden im Ambergau, dann westwärts mit zwei Ausbuchtungen zur Leine zwischen Freden und Alfeld und weiter nach einer südlichen Ausbuchtung in Richtung auf Einbeck nordwärts am Hils und Ith entlang über Coppenbrügge zum Süntel. Ebenfalls von Seesen aus geht der Grenzzug zwischen den östlichen und westlichen Namen für die ‚Stütztange auf der hinteren Wagenachse‘, und zwar gleich in nordwestlicher Richtung zur Leine bei Röllinghausen, dann jenseits über den Hils und Ith nach Bremke in der Ith-Börde, biegt dort nach Südwesten um und überschreitet die Weser bei Bodenwerder. Weiter nördlich finden sich inmitten des Nüsse-Gebietes einige Stöndel-, Stendel- und Stenzel-Belege in den Kreisen Springe, Hannover und Neustadt als mögliche Relikte eines früher weiter nach Nordwesten reichenden Geltungsbereiches dieses Wortes. Ähnlich steht es mit der ‚Ferkel‘-Linie. Sie verläuft von Seesen zunächst nordwärts durch den Ambergau bis Königsdahlum, biegt dann

nach Westen um, überquert die Leine bei Alfeld, zieht über den Ith bis Bisperode und wendet sich von dort westlich auf Hameln zu. Einige über diese Grenze nach Norden vorgeschobene Fickeln-Belege in den Kreisen Gandersheim (Schlewecke), Hildesheim-Mar. (Gr. Ilde, Lechstedt, Harsum, Hüddessum, Adlum) und Alfeld (Almstedt, Brüggen, Elze) sind nicht mit Sicherheit als Relikte eines weiteren Fickeln-Bereiches zu deuten, da durch den Schweinehandel in neuerer Zeit leicht alte volkssprachliche Geltungsbereiche überschritten und verwischt werden konnten. Das beweist vor allem das bunte Durcheinander von 5 verschiedenen Bezeichnungen für ‚Läuferschwein‘ zwischen Mittelalbe und Oberweser. Starke Abweichungen von den bisher behandelten Wort- und Lautgrenzen zeigt der Grenzverlauf zwischen der östlichen und der westlichen Form für ‚dreschen‘ auf der Strecke zwischen dem Harzrande und der Leine. Er geht von Lerbach bei Osterode nach einem kleinen Bogen über Eisdorf nach Norden an Bad Grund, Seesen und Hahausen vorbei nach Schlewecke im Ambergau, dann in west-nordwestlicher Richtung über Salzdetfurth zur Leine südlich von Gronau und schließlich jenseits des Flusses über Elze zum Osterwald und über Hachmühlen südlich an Bad Münder vorbei zum Süntel. Die Grenzlinie der ‚Feldahorn‘-Namen endlich beginnt bei Hahausen nördlich von Seesen, wendet sich zunächst südwestwärts nach Bad Gandersheim und von da nordwestwärts nach Alfeld, weiter leineabwärts bis dicht vor Hannover (Hemmingen-Westfeld). Dort verliert sich die Grenze im Ungewissen, denn es gibt weit und breit nur noch zwei Belege für Apeltörn aus Degersen und Völkern am Deister und gar keinen für Witt(n)äbern. Das liegt daran, daß der Feldahorn nach Angabe zahlreicher Gewährsleute aus den Kr. Springe, Hannover, Neustadt und Burgdorf in jenem Gebiet nicht vorkommt und daher auch keinen volkstümlichen Namen hat.

Durch die bisher behandelten Grenzlinien wird im Südwesten und Westen ein Gebiet von Ostfalen abgetrennt, dem außer den südniedersächsischen Kreisen Göttingen, Münden der Amtsbezirk Greene des Kr. Gandersheim, der größte Teil des Kr. Osterode und wechselnd große Teile der Kreise Holzminden, Alfeld und Hameln angehören. Gelegentlich treten dazu auch Teile der Amtsbezirke Gandersheim und Seesen und der Kreise Hildesheim-Marienburg, Springe, und Grafschaft Schaumburg. Nicht zugehörig sind dagegen im Nordwesten die Kreise Hannover, Neustadt und Burgdorf, wenn wir hier von einigen verstreuten Orten absehen, die bisweilen regelwidrig aus noch ungeklärten Ursachen versprengte südwestliche Wörter aufweisen. Ganz anders steht es dagegen mit den folgenden Grenzüngen, die nördlich des Iths statt nach Nordwesten, nach Nordosten umschwenken und jene drei Kreise ebenfalls mit westlichem Wortgut von Ostfalen abtrennen.

Da haben wir zunächst die Grenze zwischen den kurztonigen ostfälischen lautformen *Nötte* und *Höwwe* für ‚Nüsse‘ und ‚Höfe‘ im Osten und den tonlangen Formen *Nöte* (*Nüöte*, *Nüte*, *Nöäte*) und *Höwe* (*Hüöwe*, *Hüwe*) oder *Hoiwe* im Westen. Beide Grenzüngen stimmen auf der Strecke von Gittelde zur Leine bei Erzhausen und von da über Selter, Hils und Ith nach Coppenbrügge bis auf geringe Abweichungen überein. Während die ‚Nüsse‘-Linie aber bei Coppenbrügge gleich nach Nordosten umbiegt und über Springe, Vinnhorst bei Hannover und Isernhagen auf Wietze westlich von Celle zu verläuft, behält die ‚Höfe‘-Linie von Coppenbrügge aus die nordwestliche Richtung bis zum Süntel bei und wendet sich dann nordwärts über Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg zur Leine bei Wunstorf, begleitet den Fluß durch den Kr. Neustadt bis Mandelsloh und biegt erst dann nach Nordosten in Richtung auf den Kreis Celle ab. Auch die



Laut- und Wortgrenzen im Bereich der Süd- und Westgrenze der Diözese Hildesheim

Grenze zwischen der ostfälischen Kurztonform *butten* für ‚draußen‘ im Osten und der tonlangen Form *biuten* im Westen zieht wie die ‚Nüsse‘-Linie von Gittelde über Selter, Hils und Ith bis Springe und nun weiter nordostwärts am Südrande von Hannover vorbei über Hemmingen-Westfeld, Ahlten, Mittellandkanal, Kolshorn und Oldhorst nach Celle. Eine stärkere Abweichung auf der Strecke zwischen Harz und Leine weist die ‚gut‘-Linie auf, welche die auf mnd. *gūd* zurückgehende ostf. Form *giut* von der aus mnd. *gōd* entwickelten westlichen Form *gaut* (*geaut*, *geat*, *gäot*) scheidet. Sie folgt zwar zuerst der ‚draußen‘-Linie von Gittelde über den Kühler bis Ellierode, erreicht dann aber die Leine nicht geradenweges, sondern erst nach einer weiten Ausbuchtung vorbei an Bad Gandersheim über Dankelsheim nach Freden, und mündet dann in die schon von so manchen Laut- und Wortgrenzen her bekannte nordwestliche Richtung über den Hils und Ith zum Süntel ein. Vom Süntel zieht sie weiter nordwärts

am Nordwestrande des Deisters entlang durch die Grafschaft Schaumburg zum Steinhuder Meer und nach Überquerung der Leine zwischen Wunstorf und Neustadt in nordöstlicher Richtung über Negenborn und Oegenbostel nach Celle.

Weniger genau läßt sich die Grenze zwischen der auf mnd. *snī* beruhenden ostf. Lautform *Snī*, (*Snāī*, *Snaī*, *Snoi* oder *Snōi*) für ‚Schnee‘ im Osten und den aus mnd. *snē* entwickelten Lautformen *Snai*, *Snoi* oder *Sna* im Westen erkennen, weil zahlreiche Ausfüller der Fragebogen bei der Schreibung dieses Mundartwortes nicht klar zwischen *Snaī* und *Snai* oder zwischen *Snoī* und *Snoi* unterschieden haben. Eindeutig sind nur die Belege für *Snī* *Snāī*, und *Sna* auseinanderzuhalten. Wo sie erscheinen, läßt sich erkennen, daß die Grenze vom Südwestrande des Harzes in west-nordwestlicher Richtung über den Kr. Einbeck in den Kr. Holzminden, durch die Ithbörde und die Westteile der Kreise Hameln, Springe, Hannover, Neustadt und Burgdorf zur Aller unterhalb von Celle verläuft. Aus einem anderen Grunde läßt sich die Grenze zwischen der ostf. Form *Lā* für ‚lichtes kleines Laubgehölz (mit ursprünglich vielleicht kultischer Bedeutung)‘ im Osten und der westlichen Form *Lō* nicht genau und zusammenhängend feststellen, und zwar deshalb nicht, weil dieses Wort schon lange aus dem lebendigen Sprachgebrauch als Appellativum geschwunden ist und nur noch in verhältnismäßig wenigen Gemarkungen als Flurname überliefert ist. Soviel ist aber doch klar, daß *Lā* westlich der Leine im Nordteile des Kr. Einbeck, im gandersheimischen Amtsbezirk Greene, in den Ostteilen der Kreise Holzminden, Hameln und Springe, im Nordwestteile des Kr. Hildesheim und im Ostteile des Kr. Burgdorf gilt, *Lō* dagegen südlich, westlich und nördlich davon. Zwischen dem Westharz und der Leine reichen die *Lā*-Belege nach Süden bis Engelade, Seboldshausen und Ahlshausen.

Schließlich weist auch der Verlauf der Wortgrenze für ‚Storch‘ zwischen dem ostf. Worte *Hailebārt*, (*Hallebārt*, *-bat*, *-bott*) und dem westlichen Worte *Stork*, manche Lücken und Unklarheiten auf. Die südlichsten und westlichsten Belege für das ostf. Wort stammen von Gittelde, Willershausen und Rittierode zwischen Harz und Leine, Kuventhal, Stroitz, Delligsen, Grünenplan, Fölziehausen, Buchhagen, Wegensen und Esperde zwischen Leine und Weser. Verbindet man diese Punkte miteinander, so ergibt sich wieder die schon so häufig beobachtete Linienführung von Gittelde westnordwestlich zur Leine und weiter nordwestwärts über den Hils und Ith zur Ithbörde. Von dort biegt die Grenze nach Nordosten um und erreicht über Rössing im Kr. Springe und Burgdorf bei Hannover die Aller dicht oberhalb von Celle. Zwischen den bald näher, bald weiter voneinander gelegenen Grenzorten für das ostf. Wort finden sich zahlreiche *Stork*-Belege. Offensichtlich ist *Stork*, gestützt von der hochsprachlichen, durch die Schule vermittelten Form ‚Storch‘, im Vordringen, seitdem mit dem fortschreitenden Aussterben dieser größten heimischen Vogelart auch dessen alleinheimischer ostf. Name mehr und mehr in Vergessenheit gerät.

Sehen wir von den vier zuerst beschriebenen Wort- und Lautgrenzen für ‚Klee‘, ‚Brücke‘, ‚nichts‘ und ‚Holunderbeeren‘ vorerst ab, da sie einer besonderen Erklärung bedürfen, so können wir feststellen, daß die meisten der anderen Grenzlinien, nämlich 11 von 15, in großen Zügen die gleiche nordwestliche Richtung vom Westrande des Harzes bis in die Nähe des Nordrandes des Iths nehmen. Für 11 ist die Gegend zwischen Münchhof und Lasfelde der Ausgangspunkt am Westrande des Harzes. Zwei Linien über-

queren die Leine bei Stöckheim im Kr. Einbeck (‚bald‘ und ‚Schnee‘) 9 zwischen Rittierode und Freden (‚Garbenstellung‘ und ‚Storch‘ bei Rittierode, ‚Runkelrübe‘ und ‚Schafgarbe‘ bei Greene, ‚Erbsen aushülsen‘, ‚Höfe‘, ‚Nüsse‘ und ‚draußen‘ bei Erzhausen und ‚gut‘ bei Freden), 4 südlich von Alfeld (‚Futterraufe‘, ‚Stube‘, ‚Wagenbrettstütze‘ und ‚Ferkel‘), 1 bei Gronau (‚dreschen‘). Nur die ‚Feldaborn‘-Linie zieht an der Leine abwärts, ohne sie zu überqueren. Jenseits der Leine verlaufen die meisten Grenzlinien entweder über den Selter und Hils oder über den Elfes und Vogler zum Ith. Selbst die ‚Stube‘- und die ‚Ferkel‘-Linie, die vom Harz erst nordwärts in den Ambergau und dann westwärts zur Leine bei Alfeld ziehen, schwenken nach Überschreitung des Flusses, wie von magischer Gewalt angezogen, noch auf die Ith-Achse ein. Daß diese Grenzzüge nicht alle den Ith-Kamm selbst als Scheide benutzen, sondern teilweise die westlich des Gebirgsrückens parallelstreichende Ithbörde, teils das östlich des Iths ebenfalls parallelstreichende Tal der Saale, macht keinen wesentlichen Unterschied, zeigt sich doch das Hin- und Herpendeln wichtiger Sprachscheiden vor und hinter natürlichen Grenzen auch anderwärts, z. B. beim Hainberg am Rande des Ambergaues. Es handelt sich bei solchen Abweichungen von den Gebirgskämmen höchstwahrscheinlich um jüngere Verschiebungen, die durch den neuzeitlichen Verkehr und den Abbau eines verblässenden politischen Grenzbewußtseins gefördert werden.

Es erhebt sich nun also die Frage, ob die gemeinsame Grundrichtung der meisten hier beschriebenen Wort- und Lautgrenzen einer alten politischen Grenze entspricht, die früher einmal auch eine gemeinsame Sprachscheide für diese Wort- und Lautunterschiede gewesen sein könnte. Die spätmittelalterlichen Grenzen zwischen den Fürstentümern Braunschweig-Wolfenbüttel und Braunschweig-Calenberg-Grubenhagen kommen dafür ebensowenig in Betracht wie die zwischen dem Territorium des Großen Stifts Hildesheim und jenen beiden welfischen Territorien, denn unsere Wort- und Lautgrenzen durchschneiden überall die seit dem späten Mittelalter zusammengehörigen Landesteile in den Kreisen Gandersheim, Osterode, Einbeck, Alfeld, Holzminden, Hameln und Springe. Wohl aber zeigen sich auf Teilstrecken auffallende Übereinstimmungen mit der frühmittelalterlichen Diözesangrenze, die das Bistum Hildesheim im Süden vom Erzbistum Mainz, im Südwesten vom Bistum Paderborn und im Westen und Nordwesten vom Bistum Minden schied. Diese im 11. Jahrhundert beschriebene Diözesangrenze kam zwischen Münchhof und Gittelde aus dem Westharz heraus, zog zunächst westwärts über den Kühler zur Aue, über die Berge zwischen Bentierode und Billerbeck zur Gande, an dieser abwärts zur Leine, jenseits der Leine von Erzhausen über den Selter zum Hils, weiter vom südwestlichen Ausläufer des Hilses zwischen Eschershausen und Stadoldendorf hindurch über die Homburg und um Amelungsborn herum zum Forstbach, dann nordwärts über Hohenberg zum Vogler, nun nordostwärts nach Überquerung der Wabeke und Lenne zum Ith und auf dessen Kamm entlang nach Coppenbrügge. Von diesem Wendepunkt aus ging es zunächst nach Norden weiter bis Springe, darauf ostwärts an der Haller entlang zur Leine zurück, leineabwärts bis zum heutigen Ostrande von Hannover und schließlich in nordöstlicher Richtung über Isernhagen und das Wietebuch nach Celle. Außer in der allgemeinen nordwestlichen Richtung vom Harzrande bis Coppenbrügge stimmen die meisten unserer Wort- und Lautgrenze auch im Ansatz bei Gittelde, im Leineübergang nördlich oder südlich von Greene, im Zuge über Selter und Hils oder über Elfes und Vogler und in der Verfolgung der Ith-Achse auf dem Rücken oder am Fuße des Gebirges überein.

6 Linien erreichen beim Wendepunkt Coppenbrügge den Osterwald nördlich des Iths, 3 weitere stoßen nur wenige Kilometer weiter östlich vom Saaletal her auf den Osterwald. Von dort streben die Sprachlinien gruppenweise nach entgegengesetzten Richtungen auseinander. Während die Grenzlinien für ‚Runkelrübe‘ (Rummel: Runkel), ‚Nüsse‘, ‚draußen‘, lichtet kleines Laubgehölz‘ und ‚Storch‘ weiter dem nordöstlichen Zuge der Diözesangrenze über Hannover nach Celle folgen, wenden sich die Linien für ‚Runkelrübe‘ (Runksche: Runkel), ‚Garbenaufstellung‘, ‚Schafgarbe‘, ‚Stube‘, ‚dreschen‘, ‚Höfe‘ und ‚gut‘ nordwestwärts zum Süntel. Von dieser Richtung weichen die Linien für ‚Erbsen aushülsen‘ und ‚Futterraufe‘ nur um wenige Kilometer nord-nordwestlich zum Deister ab.

Es zeigt sich also, daß die Mehrzahl unserer Sprachlinien nördlich des Iths die Diözesangrenze verläßt und in Richtung auf die Weser oder das Steinhuder Meer ein Gebiet durchquert, das durch keine alte kirchliche Verwaltungsgrenze in ähnlicher Weise geschnitten wird, sondern nur durch eine frühmittelalterliche Gaugrenze zwischen Merstenen und Tilithi. Das legt den Gedanken nahe, daß auch auf der Strecke vom Harzrande bis in die Gegend von Coppenbrügge die Sprachscheide ursprünglich nicht eigentlich von der Diözesangrenze bestimmt worden ist, sondern von noch älteren politischen Grenzen zwischen Gauen verschiedener Stammeszugehörigkeit, deren Verlauf die Kirche nach der Christianisierung dieses Gebietes übernommen hat, um ihre Verwaltungsbezirke organisch zu gliedern. Sicher ist dies der Fall am westlichen Harzrande, wo die zwischen Münchhof und Gittelde ansetzende Diözesangrenze genau zusammenfällt mit der Scheide zwischen dem Ambergau im Norden und dem Liesgau im Süden. Wenn wir für andere Streckenabschnitte der Diözesangrenze solche Übereinstimmungen mit Gaugrenzen nicht im Zusammenhang nachweisen können, so nur deshalb, weil die mittelalterlichen Quellen keine Grenzbeschreibungen für Gae enthalten, sondern nur vereinzelte Angaben über die Gauzugehörigkeit verhältnismäßig weniger Orte.

Wenn wir nun von der Annahme ausgehen wollen, daß die meisten der hier aufgezeigten Wort- und Lautgrenzen auf eine frühgeschichtliche Stammes- oder Völkerschaftsgrenze zurückzuführen sind, so gilt es zu prüfen, welche Stammesbereiche in den fraglichen Landstrichen des Leine- und Weserberglandes aufeinandertrafen.

Ostfalen - Engern - Westfalen

Die frühmittelalterlichen Quellen lassen erkennen, daß in der Karolingerzeit das nordwestdeutsche Binnenland in die drei großen Verwaltungsbezirke Ostfalen, Engern und Westfalen aufgeteilt war. Obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß der Bezirk Engern sich beiderseits der Weser mehr oder weniger weit landeinwärts gegen die Nachbarbezirke Ostfalen und Westfalen erstreckte, konnte die Geschichtsforschung doch bisher keine Klarheit über die Grenzen Engerns gewinnen, weil die schriftlichen Quellen dafür nicht genügend Anhaltspunkte bieten. Man wußte zwar, daß das Gebiet am Unterlauf der Innerste zwischen Hildesheim und Sarstedt zum Gau Arsfala gehörte und somit ein wesentlicher Bestandteil des Bezirks Ostfalen war. Aber ob die ostfälisch-engrische Grenze an der Innerste verlief oder an der Leine oder wo sonst, darüber gingen die Meinungen der

Forscher weit auseinander. Hier kann uns nur die Sprachforschung weiterhelfen, wenn es gelingt, zusammenhängende Grenzen möglichst altertümlicher Sprachmerkmale für größere Gebiete beiderseits der Weser festzustellen.

Westlich der Weser hat H. Jellinghaus schon 1884 Engern gegen das eigentliche Westfalen sprachlich abzugrenzen versucht, allerdings in der Hauptsache auf Grund von Lautunterschieden, die wir heute nicht mehr unbedingt für so alt halten können wie er ¹⁾. Ostlich der Weser glaube ich jetzt in den oben beschriebenen Wort- und Lautgrenzen des Leine- und Weserberglandes, die vom Westrande des Harzes bis zum nördlichen Ausläufer des Iths dem Zuge der Hildesheimer Diözesangrenze auffällig ähneln, zuverlässige Anhaltspunkte für die Ostgrenze Engerns gegen Ostfalen gefunden zu haben.

Mit dieser Erkenntnis ist freilich für die Stammeskunde dieses Gebietes noch nicht viel gewonnen. Engern war sicherlich keine Stammesbezeichnung, sondern ein politischer Begriff, auch wenn er von dem Stammesnamen der Angrivarier hergeleitet zu sein scheint. Die Angrivarier saßen nämlich nach den etwas ungenauen Berichten der römischen Schriftsteller zu Beginn unserer Zeitrechnung als nördliche Nachbarn der Cherusker und westliche Nachbarn der Langobarden an der mittleren Weser nördlich der Porta Westfalica in der Nähe des Steinhuder Meeres. Wenn ihr Name mehr als ein halbes Jahrtausend später auch der Landschaft beiderseits der Oberweser anhaftet, so muß daraus nicht gefolgert werden, daß sie ihre südlichen Nachbarn, die Cherusker, nach dem durch die Römer bezeugten Niedergang der cheruskischen Vormachtstellung vernichtet oder aus ihren Stammsitzen vertrieben haben. Nicht einmal eine stärkere Blutmischung zwischen Angrivariern und Cheruskern muß unbedingt angenommen werden, um das Verschwinden des Cheruskernamens aus dem Weserlande und dessen Umbenennung in Engern zu erklären. Auch im nördlichen Harzvorlande, wo der Name des hier alteingesessenen Volksstammes nach dem Zusammenbruch des Thüringer Großreiches (531) durch den der Sachsen verdrängt wurde, beweist das zwar die Unterwerfung des Landes und seiner Bewohner unter eine neue politische Herrschicht, aber noch keine Zuwanderung neuer Siedler in größerer Anzahl und keine Veränderung der Stammesart durch Vermischung der Herrschicht mit der eingesessenen Bevölkerung. Hier im nördlichen Harzvorlande müßte die ostfälische Volkssprache stärkere nordniedersächsische Bestandteile aufweisen, wenn die Eingliederung des Landes in den sächsischen Staatenbund mit einer größeren Zuwanderung aus dem Norden verbunden gewesen wäre. Solche Bestandteile lassen sich aber ebensowenig finden wie archäologische Anhaltspunkte für nordsächsische Siedlungen der späten Völkerwanderungszeit in Ostfalen.

Nicht anders liegen die Dinge im Leine- und Weserberglande südlich und westlich der Hildesheimer Diözesangrenze, soweit das Gepräge der Volkssprache in Betracht kommt. Dort fehlen bisher meines Erachtens alle Beweise dafür, daß in das Gebiet südlich des Süntels und des Osterwaldes Spracheinflüsse aus dem Stammlande der Angrivarier an der mittleren Weser eingedrungen sein könnten. Das zeigt die Verbreitung der südlich und westlich der Hildesheimer Diözesangrenze von mir festgestellten besonderen Sprachmerkmale des Leine- und Weserberglandes. Die tonlangen bzw. diphthongierten Formen für ‚Nüsse‘ und ‚Höfe‘, die ihre Entsprechungen teils im nördlichen Niedersachsen teils in Westfalen haben, kommen für die Erkennung etwaiger alter Spracheinflüsse aus Nachbar-

gebieten deshalb nicht in Betracht, weil die Tondehnung bzw. Diphthongierung ursprünglicher Kurzvokale in offener Silbe erst im späteren Mittelalter eingetreten ist. Auch die Formen *biuten*, *g(e)aut* und *Snai* (*Snā*) bringen uns keine Klarheit; denn die mnd. (mittelniederdeutschen) *büten*, *gōd* und *snē*, auf die sie zurückgehen, sind sowohl allgemein nordsächsisch wie allgemein westfälisch. Dasselbe gilt für das Wort *Lō* im Gegensatz zum ostfälischen *Lā*. Alle anderen Sprachmerkmale des Leine- und Weserberglandes, die ich südlich und westlich der Hildesheimer Diözesangrenze festgestellt habe, scheinen keine Verbindung zum Nordniedersächsischen zu haben und fehlen zumeist schon in der Gegend von Minden²⁾. Von der Weser bis weit nach Südwesten in das eigentliche Westfalen hinein reichen dagegen *Stōwe* (z. T. diphthongiert zu *Stūewe*) ‚Stube‘, *Fickel(n)* ‚Ferkel‘ und *Stork* ‚Storch‘³⁾. Diese Wörter können also nicht als nur „engrisch“ gelten.

Jenseits der Weser reichen nach Angaben von F. Wortmann⁴⁾ nicht über das östliche Westfalen nach Westen *baule* ‚bald‘, *daschen* ‚dreschen‘, *Hille(n)* ‚Futterraufe‘, *Hōp/Haup* ‚Aufstellung der Kornbunde‘, (*iut*)*krüllen* ‚Erbsen aushälsen‘, *Grensink* ‚Schafgarbe‘ (oder Gänsekraut?), *Runksche* ‚Futterrübe‘, *Stöndel/Stündel* ‚Stützstange für das Wagebrett‘ und *Äpeltörn* (oder ähnlich). Von diesen Sprachmerkmalen des engrischen Raumes im eigentlichen Sinne sind *baule* und *daschen* zu junge Lautformen, um bei der Erörterung der Stammesfrage ins Gewicht fallen zu können, denn erst im späteren Mittelalter entwickelte sich *baule* aus mnd. *balde* durch Assimilierung des *—ld—* zu *—ll—*, Tondehnung und Rundung des ursprünglich kurzen *a* zu *bōle*, dessen *ō* schließlich diphthongiert wurde, und etwa in der gleichen Zeit wurde aus mnd. *derschen* durch Senkung des *e* zu *a* und Ausfall des *r* vor *s* *daschen*, während Ostfalen in *balle* den Kurzvokal bewahrte und durch Rundung des *e* zu *ō* die Form *dōschen* aus *derschen* entwickelte.

Bemerkenswerter und vermutlich weit altertümlicher ist die nicht niederdeutsch anmutende Konsonantenverbindung *—lt—* in *Hille* gegenüber der ostf. und auch westf. Form *Hille*, die sich durch Assimilierung von *—ld—* zu *—ll—* aus mnd. *hilde* ergeben hatte. *Hille* findet sich westlich der Weser in den Kreisen Minden, Lemgo, Detmold, Höxter, Warburg und Büren, einmal auch im Kr. Unna. *Stündel* oder ähnliche Formen (*Stünel*, *Stönel*, *Stüännel*, *Stönnel*, *Stünsel*) sind bezeugt aus Lippe und den Kreisen Höxter, Paderborn, Warburg, Wolfhagen, Brilon, Waldeck und Meschede. Besonders wichtig für unsere Fragestellung ist *Hōp/Haup*, denn dieses Wort unterscheidet sich von der ostfälischen *Stige* nicht nur sprachlich, sondern auch sachlich durch die Zahl der aufgestellten Kornbunde, die im Weserlande 10—12, in Ostfalen 20 beträgt. Man kann *Hōp/Haup* westlich der Weser in den Kreisen Detmold, Halle, Höxter, Warburg, Brilon, Arnshagen, Meschede, Waldeck und Wolfhagen finden, (*iut-* oder *up-*) *krüllen* in den Kreisen Minden, Höxter, Waldeck, Brilon und Lippstadt.

Während diese vier altertümlichen Wörter in ihrer Verbreitung beiderseits der Oberweser etwa den Vorstellungen entsprechen, die wir uns von der Ausdehnung der Landschaft Engern machen, sind *Runksche*, *Grensink* und *Äpeltörn* (oder ähnlich) westlich der Weser wesentlich enger begrenzt und spärlicher bezeugt, und zwar *Runksche* in den Kr. Höxter und Hofgeismar⁵⁾, *Grensink* nur in Elbrinxen, Kr. Detmold, und Benkhausen, Kr. Waldeck, *Äpelörn* bzw. *Äpelhaiern* je einmal in Calden, Kr. Hofgeismar, und Kallendorf, Kr. Lemgo. Diesen wenigen Belegen westlich der Weser gegenüber stehen östlich des Stromes 115

für *Grensink* oder *Grensich*, verteilt auf die Kreise Einbeck (24), Holzminden (33), Hameln (20), Springe (3), Hannover (2), Neustadt (3), Celle (1), Peine (2), Hildesheim (3), Alfeld (4), Gandersheim (6), Osterode (6), Zellerfeld (2) und Blankenburg-West (4); ferner 139 Belege für *Runksche* in den Kr. Einbeck (31), Holzminden (21), Hameln (15), Springe (9), Hannover (1), Grafschaft Schaumburg (5), Nienburg (3), Neustadt (13), Alfeld (2), Gandersheim (12), Osterode (16), Zellerfeld (4) und Blankenburg-West (2); schließlich 96 Belege für *Äpeltörn* oder ähnliche Formen in den Kr. Einbeck (17), Holzminden (24), Hameln (6), Springe (2), Hannover (2), Hildesheim (4), Alfeld (10), Gandersheim (19), Osterode (10) und Zellerfeld (2). Nicht erfaßt sind die wahrscheinlich ebenfalls nicht wenigen Belege für diese drei Wörter in den Kreisen Northeim, Münden, Göttingen und Duderstadt.

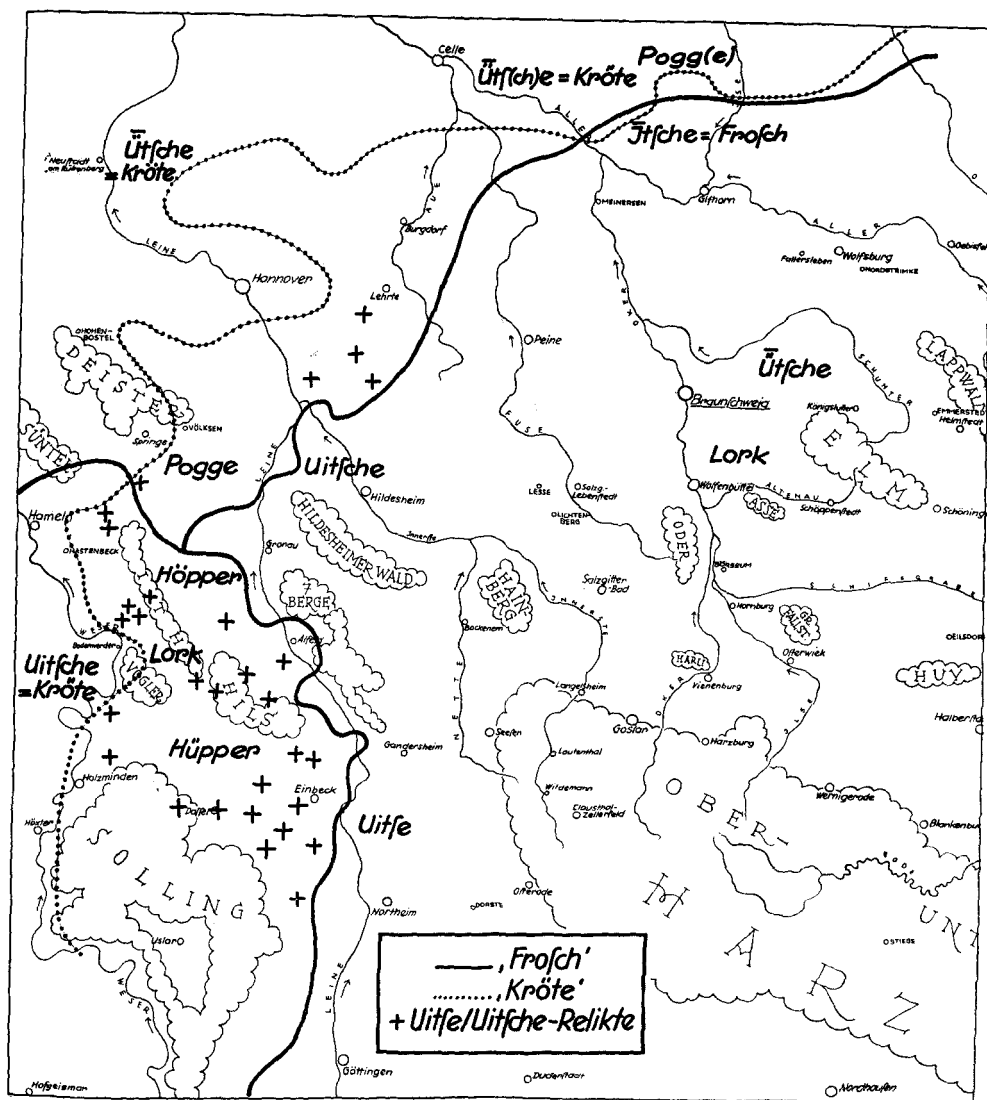
Ostfälische und niederfränkische Spracheinflüsse im Weserbergland und ostfälisch-engrisch-westfälische Gemeinsamkeiten

Vermutlich waren die letztgenannten Wörter, deren Geltungsbereich heutzutage sein Schwergewicht östlich der Weser hat, früher einmal auch jenseits des Stromes in Engern allgemein verbreitet und wurden dort nur durch bisher ungeklärte Spracheinflüsse im Laufe der Zeiten mehr und mehr verdrängt. Umgekehrt mag manches „engrische“ Wortgut östlich der Weser von ostfälischen Synonymen, verdrängt worden sein, während es im Westen besser standgehalten hat. Es gibt nämlich eine Reihe gemeinostfälischer Wörter, die über die hier beschriebene sprachliche Westgrenze Ostfalens meist auf breiter Front bis zur Weser und zum Teil noch etwas darüber hinaus bis in das Lippische und den Kr. Höxter vorge drungen sind. Dazu gehören die Tiernamen *Lork* ‚Kröte‘ und *Uitsche* (*Uitse*) ‚Frosch‘, die Pflanzennamen *Haile-*, *Häle-* oder *Hallebère* (*-bière*) ‚Heidelbeere, *Vaccinium Myrtillus* L.‘ und *Kaileken*, *Kälken* oder *Kallken* ‚Holunderbeeren‘, *Stifele* (*Stäifele*, *Staifele*, *Stöifele*, *Stöifele*) w. ‚Stütze für rankende Hülsenfrüchte‘, *Beddespunnich* (*-spunnije*) w. ‚Bettstelle‘, *Hutsche* w. für ‚Fußbank‘, *Barnstain* (*Barlstain*) m. ‚Backstein, gebrannter Wandziegel‘, *Brīten* (*Bräiten*, *Bräiten*, *Bröiten*, *Broiten*) m. ‚Wasserdampf in der Küche‘, *Railbe* (*Railsche*) ‚Eintopfessen aus zusammengekochtem Gemüse, Fleisch und Kartoffeln‘, *Prilleken* ‚ringförmiges Schmalzgebäck für den Fasselabend‘, *Kempe* m. ‚Zuchteber‘, *Mische* (*Misse*) w. ‚Mistlagerstätte auf dem Hofe‘, *Tor-*, *Ter-* oder *Tarnaitsnāme* m. ‚Spitzname‘, *Forlink* (*Förlink*) m. ‚ein halber Morgen Ackerlandes‘, *Wanne* w. ‚größere Abteilung der Ackerflur‘, *Dēne* (*Diēne*, *Dāne*, *Dāne*) w. ‚Niederung, Senke‘, *Pump* m. ‚Sumpf, kleines stehendes Gewässer‘, *B(l)ockshörnbarh* oder *Blocksbarch* m. ‚Osterfeuerplatz‘ und *Hackelbarh* oder ähnlich als Name für die mythische Sagen-gestalt des „Wilden Jägers“.

Es erhebt sich nun die Frage, wann und wie dieses ostfälische Wortgut im Weserlande heimisch wurde. War es nur eine kulturelle Strömung der hoch- oder spätmittelalterlichen Zeit, in der jene Landesteile zwischen der Hildesheimer Diözesangrenze und der Weser durch die Welfen und andere Territorialherren politisch mit den altostfälischen Landesteilen verbunden wurden? Das wäre glaubhaft für Kulturwörter wie *Beddespunnije*, *Hutsche*, *Barnstain* und *Tarnaitsnāme*, allenfalls auch noch für *Kempe*, *Prilleken* und *Railbe* nicht aber für die Namen wildlebender Tiere und Pflanzen oder für Naturgebilde wie den Wasserdampf und schon gar nicht für Flurnamen wie *Dēne*, *Pump* und *Blockshörnbarh*, die nur

mit den Siedlern von Land zu Land wandern können. Das Weserbergland wie das Leinebergland südlich der Diözesangrenze haben demnach im frühen Mittelalter Zuzug von ostfälischen Siedlern erhalten. Daß uns keine Nachrichten darüber in Urkunden oder Chroniken überliefert sind, braucht uns nicht zu wundern, da wir aus jener frühen Zeit ohnehin nur verhältnismäßig spärliche Quellen zur Landesgeschichte unseres Gebietes besitzen. Ich denke an die Jahrzehnte des lebhaften inneren Landesausbaues im 10. Jahrhundert, als es in Ostfalen Mode wurde, neugegründete Siedlungen auf geordnetem Waldboden mit Ortsnamen auf -rode zu versehen. Von Ortsnamen dieses Typs lassen sich zwischen Leine und Oberweser in den Kreisen Göttingen, Münden, Northeim, Einbeck und Holzminden 19 feststellen. Das ist nicht gerade viel, gemessen an der Größe des Gebietes und an der Zahl seiner übrigen Orte. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß in diese Zeit auch noch die Entstehung der für das Weserbergland so besonders typischen Spätgruppe der -hausen-Orte mit Ortsnamen auf -inghausen gehört, und daß daran ebenfalls ostfälische Siedler beteiligt waren. Überdies dürfte auch zum mindesten ein Teil der im Berglande nicht seltenen Siedlungen mit Ortsnamen auf -born, bēk(e) und -berg jener Frühzeit des Mittelalters ihre Entstehung verdanken. Der ostfälische Zuzug kann jedoch keinesfalls so stark gewesen sein, daß er das Volkstum des Landes zwischen der Hildesheimer Diözesangrenze und der Weser völlig umzuprägen imstande gewesen wäre. Die alteingesessene Bevölkerung muß sich bei der Mischung mit den neuen Siedlern immerhin so kräftig behauptet haben, daß sich ihre frühere Grenze zu Ostfalen durch tausend Jahre hindurch noch als auffallend deutliche Sprachscheide erhalten konnte, an der sogar junge Sprachveränderungen, wie etwa die erst im späten Mittelalter eintretende Tondehnung in *Hōwe* und *Nōte* Halt machte.

In der Zwischenzeit hatte das Weserbergland einen weiteren Zustrom fremder Siedler bekommen. Es waren Niederfranken vom Niederrhein, die im 12. Jahrhundert nach den Grundsätzen des Hägerrechts von den Grundherren angesetzt wurden, um in den weiten Wäldern zu roden. Ihre Siedlungen erhielten zum Teil Ortsnamen auf -hagen, die im Weserberglande besonders häufig anzutreffen sind. Natürlich brachten auch diese Siedler sprachliche Eigenheiten aus ihrer alten Heimat mit. Wahrscheinlich gehört dazu das niederfränkische Wort *Hüpper* oder *Höpper* für 'Frosch', das sich in beiden Formen zwischen Weser und Leine weit über den engeren Bereich der eigentlichen Hägersiedlungen verbreitete und westlich der Weser auch in Lippe und im Paderborner Lande bekannt ist. *Höpper/Hüpper* drängte die ältere ostfälische Bezeichnung *ūtse* (jetzt *Uitse*, *Uitsche*) südöstlich von Hameln ebenso zurück, wie die östlich von Hameln beginnende westfälisch-nordsächsische Bezeichnung *Pogge* ⁶⁾. Ein weiteres Reliktwort aus jener Zeit dürfte *Rīpen* (*Raīpen* u. ä.) sein. Es erscheint nicht nur als Ortsname im Kr. Grafschaft Schaumburg nördlich des Süntels, sondern auch als Flurname mehrfach im Kr. Holzminden, so bei Eschershausen, Halle, Kirchbrak und Tuchtfeld. Das Wort *rīp* in der Bedeutung, erhöhter Rand (einer Siedlung), kommt zwar auch in Skandinavien, England und Westfalen vor, häuft sich aber auffallend in den Niederlanden und in den von Niederländern gegründeten Kolonien an der Unterweser und Niederelbe, so daß auch die Belege im Oberwesergebiet auf niederfränkische Siedler zurückgeführt werden dürfen, zumal das Wort mir aus anderen Gegenden Ostfalens nicht als Flurname bekannt ist ⁷⁾. Der Kreis Holzminden weist überhaupt eine beträchtliche Anzahl von eigenartigen Flurnamen



Einbruch des niederfränkischen Wortes Hüpfer/Höpper
in den Raum zwischen Oberweser und Leine

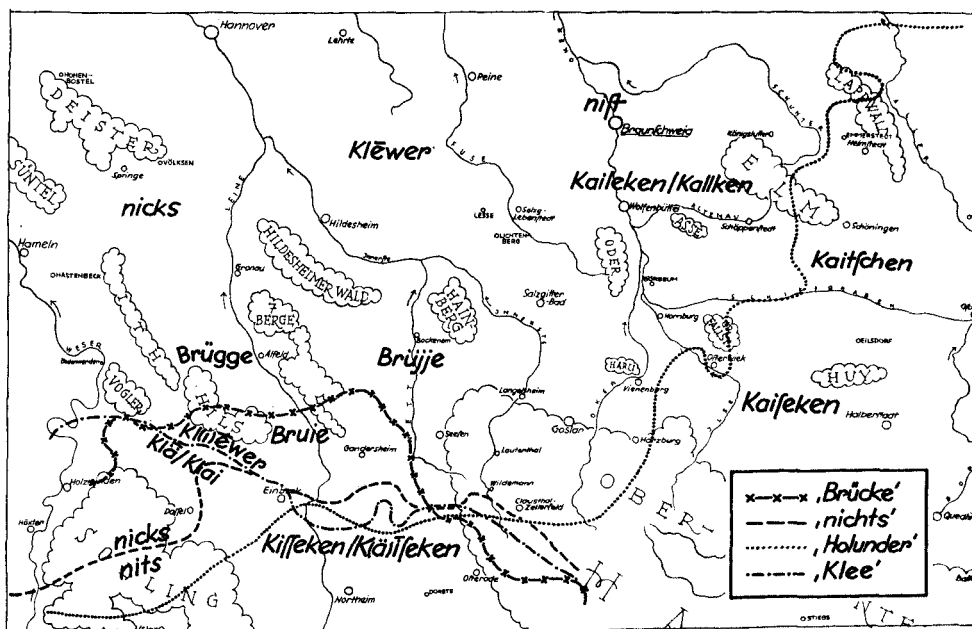
auf, die sonst in Ostfalen nicht vorzukommen scheinen, vor allem die Feldmarken von Dielmissen, Eschershausen, Halle, Hunzen und Kirchbrak in der Ithbörde. Inwieweit sich unter ihnen und unter dem appellativischen Wortschatz dieser Gegend noch andere Sprachreste niederfränkischer Herkunft befinden könnten, läßt sich einstweilen nicht entscheiden, da es sowohl an einer vollständigen Sammlung der Flurnamen des Oberwesergebietes wie an einer umfangreicheren lexikalischen Erfassung seines mundartlichen Wortschatzes mangelt; Deiters Wörterverzeichnis von Hastenbeck, Kr. Hameln, reicht dafür nicht aus⁸⁾.

Zu den drei bisher behandelten Sprachschichten, die ich südwestlich der hier herausgearbeiteten alten Grenze Ostfalens im Weser- und Leineberglande glaube feststellen zu können, kommt als vierte und zweifellos älteste dasjenige Wortgut, das Ostfalen mit Engern und dem eigentlichen Westfalen weithin gemeinsam besitzt und durch das sich die drei nordwestdeutschen Sprachlandschaften des Binnenlandes vom Nordniedersächsischen abheben. Dazu gehören u. a. *Soiße* (*Soiße*) w. ‚Sense‘, *Grēpe* (*Griepe*, *Graipe*) w. ‚Mistgabel‘, *Stunts* (*Stünschen*, *Stüntjen* u. ä.) m. oder s. ‚kleines geböttchertes Holzgefäß‘, *Ruie(l)* m. ‚Stock mit spatenförmiger kleiner Klinge zum Reinigen der Pflugschar‘, *Warail* oder *Frail* (*Brail*, *Grail*) m. ‚Windeknüppel zum Spannen des Ernteseils über dem Fuder des Erntewagens‘, *Stūken* (*Stiuken*) m. ‚Baumstumpf‘, *Ere* (*Are*, *Öre*, *Üre*) w. ‚Bergahorn, Acer campestre‘, *Düwels-* bzw. *Duiwelskōke* (*-kūeke*) w. ‚feuchte Niederung, wo oft Bodennebel aufsteigen ‚Spukort‘ und *Ti* (*Täi*, *Tai*, *Tōi*, *Toi*), ‚alter Dorfversammlungsplatz‘. Solches gemeinsames Wortgut kann nur aus einer frühen Zeit enger Verbundenheit zwischen den herminonischen und istwäonischen Stammesverbänden der Germanen während der Jahrhunderte der Völkerwanderung stammen, denn später sind weiträumige Wanderbewegungen größerer Volksgruppen von Ost nach West oder umgekehrt — mit Ausnahme der deutschen Ostkolonisation des 12. Jahrhunderts — sicher nicht mehr vor sich gegangen.

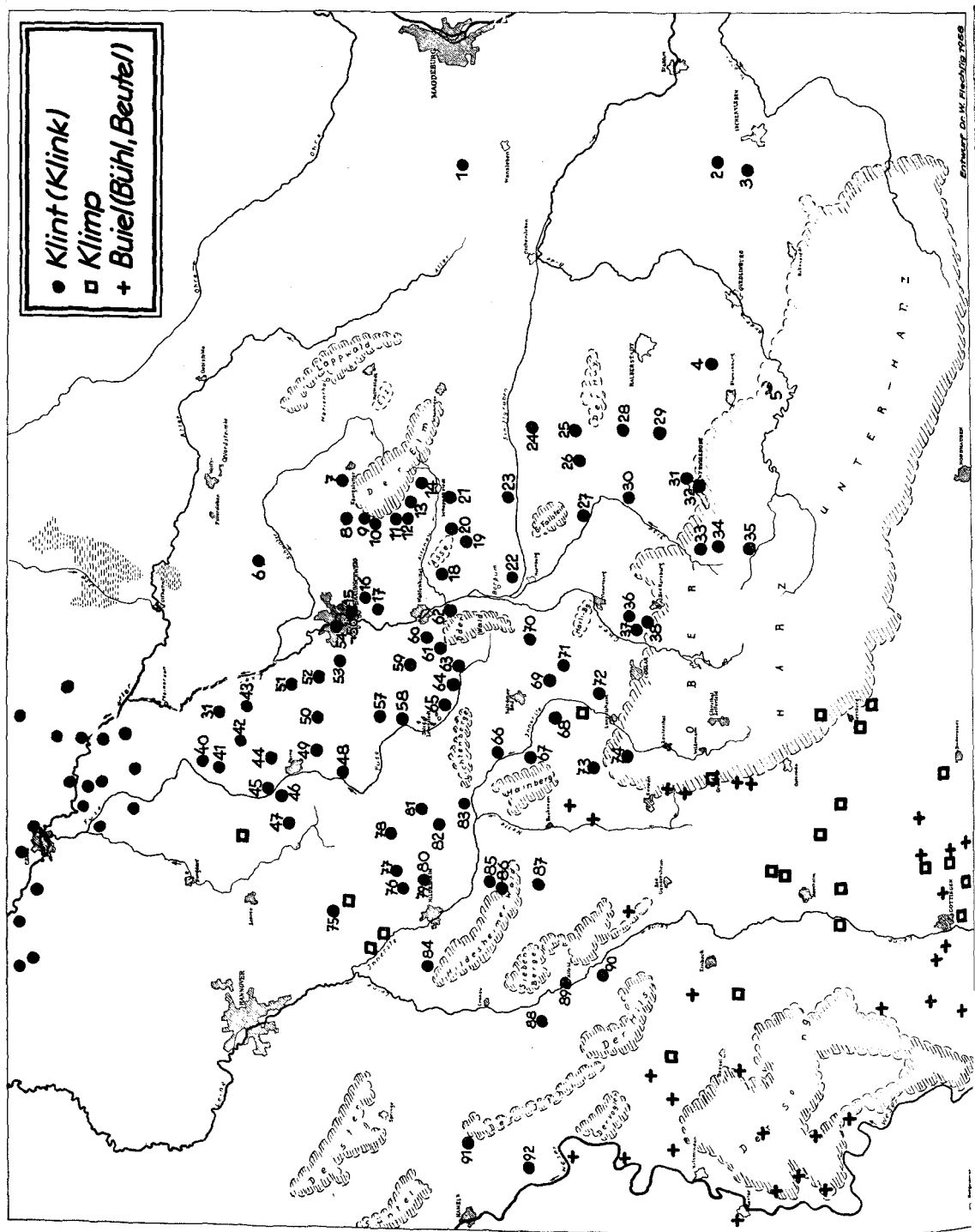
Sprachliche Besonderheiten des Südens zwischen Harz und Weser

Die hier genannten ostfälisch-westfälischen Gemeinschaftswörter sind zwischen Harz und Weser auch südlich der Diözesangrenze in den ehemaligen Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen verbreitet, wie Schambachs Wörterbuch ⁹⁾ und Dahlbergs dialektgeographische Untersuchungen über dieses Gebiet ¹⁰⁾ zeigen. Es fragt sich nun, ob diejenigen Sprachmerkmale, durch die sich das göttingisch-grubenhagische Gebiet von den nördlich angrenzenden Teilen des Leine- und Weserberglandes unterscheidet, dort altbodenständig sind oder sich erst später als eine jüngere Sprachschicht über die ostfälisch-westfälischen Gemeinsamkeiten gelagert haben. Ich kehre damit zu den am Anfang meiner Darlegungen beschriebenen Grenzlinien für ‚Klee‘, ‚Brücke‘, ‚nichts‘ und ‚Holunderbeeren‘ zurück. Daß die südliche Form *Klä(i)* mitteldeutsch ist, hat schon Dahlberg betont. Aber wir wissen nicht, ob dieses Wort erst im Mittelalter oder noch später unter hessisch-thüringischem Einfluß in Göttingen-Grubenhagen Eingang gefunden und vielleicht ein früher auch dort geltendes niederdeutsches *Klēwer* verdrängt hat. Ebenso wenig ist über das Alter der eigenartigen südlichen Form *nits* für ‚nichts‘ bekannt, die westlich der Weser nicht vorkommt. Wohl aber erweist sich die in Göttingen-Grubenhagen gleich weit wie *nits* verbreitete Form *Mets* für ‚Messer‘, die sich auch westlich der Weser im südlichen Westfalen bis zur rheinischen Grenze verstreut findet, als ein hochaltertümliches Relikt; sie hat nämlich das vormittelalterliche —*t*— des germanischen Wortes *met-sahs* für ‚Messer‘ (wörtlich ‚Speiseschwert‘) bewahrt, das in anderen deutschen Mundarten längst teils zu *Mess/Mass*, teils zu *Messer/Masser* abgeschliffen wurde ¹¹⁾. Hochaltertümlich, weil etymologisch undurchsichtig, ist auch der ‚Holunder‘-Name *Kiseken* (mit kurzem *i* und stimmhaftem *s*) oder *Käseken* (*Käiseken*) im südlichen Weser- und Leineberglande. Er fehlt westlich der Weser, setzt auch aber merkwürdigerweise über den Süd- und Ostharz in das nördliche Vorland des Ostharzes hinein

fort, wo es mit etwas abweichendem Stammsilbenvokal als *Kaiseken* auftritt. Auch die eigenartige Neigung zur Tilgung des —gg— oder —jj— im Wortinnern nach ü und i unter gleichzeitiger Dehnung des vorhergehenden kurzen Selbstlautes, die zwischen Harz und Oberweser im Süden die Formen *Brüe* oder *Bruie* für ‚Brücke‘, *Rüe* oder *Ruie* für ‚Rücken‘ und *lien* oder *läien* für ‚liegen‘ hervor- gebracht hat, finden wir wieder im Ostharz und seinem Vorlande, wo nach Dam- köhler die entrundeten Formen *Brïe* und *Rïe* sowie *lien* gelten ¹²⁾. Es verdient in diesem Zusammenhange besondere Beachtung, daß die südlich und westlich der Hildesheimer Diözesangrenze herrschende Form *Snai* für ‚Schnee‘ (aus mnd. *snê*) über den Süd- und Ostharz hinweg ebenfalls Verbindung zum östlichen Ostfalen hat. Es scheint so, als ob diese Zusammenhänge zwischen Göttingen-Grubenhagen und dem nördlichen Vorlande des Ostharzes sehr alte sind. Da dynastische Ver- bindungen zwischen beiden Landschaften im Mittelalter und in späteren Jahr- hundertern nicht bestanden haben, können sie meines Erachtens nur aus der Zeit des alten Thüringer Reiches stammen, das 531 von Franken und Sachsen zer- schlagen wurde. Leider fehlen uns dialektgeographische Unterlagen darüber, wie weit die Formen *nits*, *Mets* und *Brüe* auch im nordwestlichen Thüringen und in Nordhessen verbreitet sind, sonst könnten wir mit diesen Sprachmerkmalen viel- leicht sogar der Grenze zwischen Hermunduren und Chatten südwestlich des Harzes auf die Spur kommen. Es läßt sich daher auch noch nicht sagen, welcher Volksstamm nun eigentlich das mitteldeutsche Wort *Büel* (*Buiel*), althochdeutsch *buhhil*, als Bezeichnung für einen Hügel so weit im Weserberglande nach Norden mitgenommen hat, wie ich es auf der ‚Klint‘-Karte im 44. Jahrgange unserer Zeitschrift 1958 auf S. 40 dargestellt habe. Vielleicht wird sich aus einer Sammlung



Laut- und Wortgrenzen im Süden des Leine- und Weserberglandes



Vorstoß des mitteldeutschen Wortes Buie! 'Hügel' zwischen Harz und Weser nach Norden

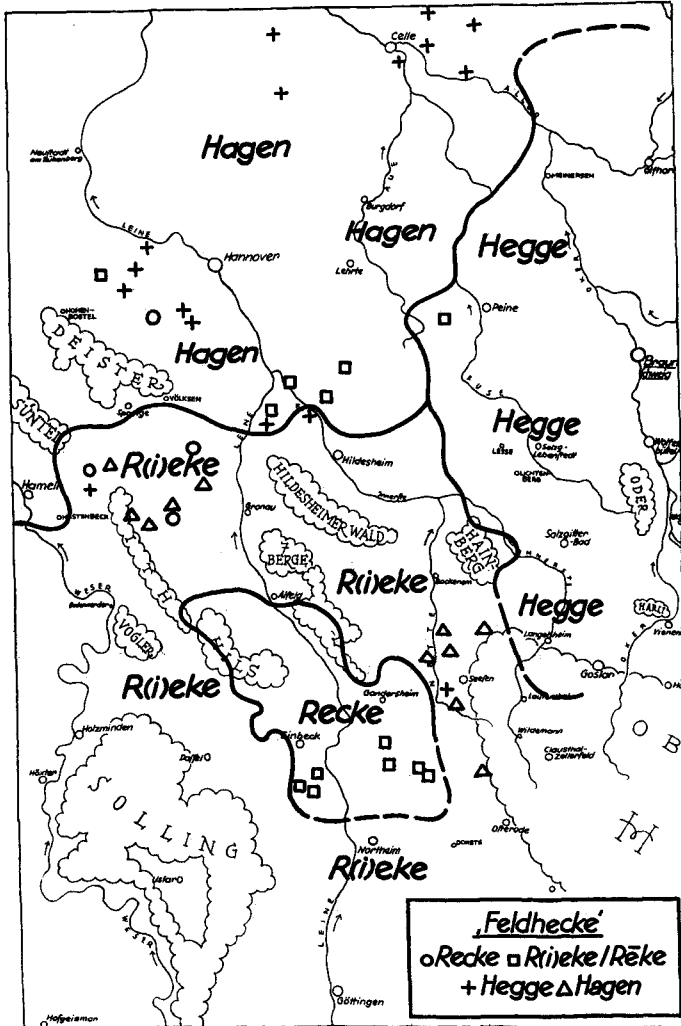
der Flurnamen im Kr. Hameln dereinst erkennenlassen, ob Bühl über den bisher als Nordgrenze erscheinenden Vogler hinaus noch weiter weserabwärts nach Norden vorgedrungen ist. Aber auch ohnedies ist das Verbreitungsgebiet dieses Namenwortes in Verbindung mit den Geltungsbereichen der Wörter *Klä*, *nits*, *Bruie* und *Kiseken* zwischen dem Westharz und der Oberweser so auffällig begrenzt, daß ich heute wie schon 1958 geneigt bin, darin Spuren des geschichtlich bezeugten Vorstoßes der Chatten in das alte Cheruskerland zu sehen.

Das Cherusker-Problem

Der römische Schriftsteller Tacitus erwähnt in seiner „Germania“, Abschnitt 36, kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den Chatten und Cheruskern, bei denen die Chatten Sieger blieben, nachdem die Vormachtstellung der Cherusker durch den Tod ihres Fürsten Arminius erschüttert worden war. Nach Tacitus wurden auch die *Fosen*, ein den Cheruskern benachbarter Stamm, in ihren Sturz hineingerissen. Frühere Forscher, darunter R. Andree in seiner „Braunschweiger Volkskunde“, suchten die Wohnsitze dieser Fosen an der braunschweigischen Fulse. Da sich die beiden Namen aber trotz ihrer scheinbaren Ähnlichkeit lautgeschichtlich nicht in Einklang bringen lassen, hat man diese Meinung aufgegeben. Glaubhafter erscheint die Annahme, daß das untere Diemeltal um Hofgeismar das Stammland der Fosen sei, weil seine Bewohner von ihren Nachbarn noch heute spöttisch als „Diemel-Fossen“ bezeichnet werden.

Ist diese Annahme richtig, so schloß sich das Stammesgebiet der Cherusker als ihrer Nachbarn wohl nördlich im Kr. Höxter und auch östlich im Kr. Münden an und erstreckte sich von dort aus weiter nach Norden durch das Leine- und Weserbergland hindurch, während im Süden an der unteren Fulda und Werra die Sitze der Chatten begannen. Es liegt demnach nahe, in den von mir zusammengestellten Sprachmerkmalen des engrischen Gebietes cheruskisches Erbe zu sehen und die Grenzen des Cheruskerlandes nach ihrer Verbreitung zu bestimmen. Damit kämen wir aber, so weit es um die *Ostgrenze* geht, in Widerstreit mit der herrschenden Lehrmeinung, nach der die Cherusker auch im nördlichen Harzvorlande gesessen haben, denn die meisten unserer neu ermittelten engrischen Wortgrenzen folgen, wie oben gezeigt, im wesentlichen der West- und Südgrenze der Diözese Hildesheim.

Nur die ‚Feldahorn‘-Linie geht etwas darüber hinaus nach Osten in den Kreisen Gandersheim, Alfeld, Springe und Hannover, mit einem entfernten Vorposten sogar bis in den Kr. Hildesheim-Marienburg (Gr. Ilde). Noch weiter östlich reicht in geschlossener Front ein bisher nicht behandeltes Eigenwort des Leine- und Weserberglandes, nämlich *Recke* oder *Rēke* (*Riēke*) für ‚Feldhecke‘. Es ist westlich der Weser in den Kr. Höxter, Paderborn, Warburg und Büren bekannt, östlich des Stromes bis zu einer Linie, die von Seesen nordwärts am Nettetal entlang bis zur Mündung der Nette in die Innerste und geradeaus noch weiter bis Schellerten im Kr. Hildesheim-Mar. als nördlichstem Punkt verläuft. Diese Linie scheidet westliche *Rēke* von der östlichen (kernostfälischen) *Hegge*. Die Nordgrenze von *Rēke* (*Riēke*) zieht von Schellerten westwärts auf Hildesheim zu, biegt dann nordwestlich nach Algermissen um, wendet sich von dort westwärts nach Sarstedt und nun in südwestlicher Richtung über Springe und Bad Münder nach Hameln.



Verschiedene Wörter für ‚Feldhecke‘ im Raume zwischen der Oker und der Weser

Diese Nordgrenze scheidet Rēke (Riēke) von dem nördlichen Worte Hāgen. Der Geltungsbereich von Recke/Rēke deckt sich also größtenteils mit den vorher behandelten engrischen Eigenwörtern, schließlich aber noch ein weiteres Gebiet zwischen der Hildesheimer Diözesangrenze und einer vom Nordwestrande des Harzes nach Norden verlaufenden, scharf ausgeprägten Sprachscheide ein, die ich vor 10 Jahren als Westgrenze des Kernostfälischen erkannt und 1958 im Kartenbild dargestellt haben ¹³⁾. Hier scheiden sich u. a. die kernostfälischen Lautformen und Wörter Stidde, neggene, sebbene, Gewwel, Stewwel, Höwwel, Föggel, schillen, Himme(t), Wische (Waische), Kulk, nist, Heckerlink slickern und Maure für hd. ‚Stätte‘, ‚Zahl 9‘, ‚Zahl 7‘, ‚Giebel‘, ‚Stiefel‘, ‚Hobel‘, ‚Vogel‘, ‚schelten‘, ‚Hemd‘, ‚Wiese‘, ‚Strudelloch im Wasser‘, ‚nichts‘, geschnittenes Futterstroh‘, ‚auf dem Eise gleiten‘ und ‚Moorrübe‘ von den westfälischen Synonymen Stēe (Stīe), nēgene (nīgene), sēbene (sībene), Gēwel (Gīwel), Stēwel (Stīwel), Hōwel (Hūwel), Fōgel (Fūgel), schellen, Hemmet, Wisch(e) mit kurzem

Westen und Halberstadt im Osten unterteilt. Im Gegensatz zur West- und Südgrenze der Diözese Hildesheim ist aber ihre Ostgrenze dialektgeographisch völlig bedeutungslos. Die Sprachforscher H. Jellinghaus und E. Damköhler irrten in doppelter Hinsicht, als sie annahmen, die Grenze zwischen den Geltungsbereichen der alten langen Selbstlaute *ī*, *ū* und *û* im Osten und den daraus entstandenen Zwielaute *āi* (*ai*), *ou* (*iu*) und *ui* im Westen decke sich mit der Diözesangrenze an der Oker und habe bereits im frühen Mittelalter als Sprach- und Stammesscheide bestanden. Heute wissen wir zum ersten, daß die Grenze zwischen jenen Lautunterschieden gar nicht immer an der Oker lag, sondern in den letzten hundert Jahren vom Leineberglande nach Osten über die Oker bis zum Elm gewandert und dann wieder zurückgewichen ist, und zum zweiten, daß die Diphthongierung des alten langen *i*, *u*, und *û* sich hierzulande erst seit dem 18. Jahrhundert herausgebildet hat und daher als ein altertümliches Sprach- und Stammesmerkmal gar nicht in Betracht kommen kann ¹⁴⁾. Daran ändert auch nichts die Nachbarschaft der Ortsnamen Harxbüttel (frühmittelalterlich Herskesgibutli) und Thuringesbutli (1031, später wüst geworden) an der Schunter nördlich von Braunschweig, die Edw. Schröder 1931 ¹⁵⁾ und ihm folgend W. Rosien noch 1951 ¹³⁾ als Beweis dafür ansehen wollten, daß das Cheruskergebiet bis zum Okertal gereicht habe. Ebenso wenig, wie aus dem Namen Hessen am Fallstein (966 Hessenheim) geschlossen werden kann, daß dieser Ort zum Hessenlande gehörte, dürfen wir uns verleiten lassen, jene beiden Namen an der Schunter als Markierungen zweier aneinander grenzender Stammesgebiete zu erklären. Die Ortsnamen auf -büttel sind in der Hauptsache, wenn nicht gar ausschließlich, mit Personennamen zusammengesetzt und bezeichnen die Gründer der Siedlungen. Wie Hessenheim als Heim eines Hessi zu erklären ist, so Thuringesbüttel als Siedlung eines Thuring(i) und Herskesgibutli als Siedlung eines Herski. Mehr kann man daraus nicht ablesen, ohne festen Boden zu verlassen. Es gibt also keinerlei Beweise dafür, daß die Oker die Ostgrenze Engerns (nach Damköhler) oder etwa gar der Cherusker (nach Jellinghaus) war.

Eher könnte schon das Stammesgebiet der Cherusker bis zur Westgrenze des Kernostfälischen an der Nette gereicht haben. Das Wort *Rēke* für ‚Hecke‘ wäre dann das am besten bewahrte sprachliche Kennzeichen ihres ursprünglichen Machtbereiches, während *Āpeltērn* (*Eppeltērn*) durch den ostfälischen Witt(n)äbern bis zur Leine und andere vielleicht auch einst bis zur Nette geltenden Wörter wie *krüllen*, *Hōp* als ‚Aufstellung der Kornbunde‘, *Runksche*, *Grensink*, *Hille* und *Stöndel* durch die siegreichen ostf. Synonymen ungefähr bis zur West- und Südgrenze der Hildesheimer Diözese zurückgedrängt worden sein könnten. Daraus wäre zu folgern, daß nach dem Niedergang der cheruskischen Vormachtstellung nicht nur Chatten von Süden und Angrivarier von Norden in ihr Land eindringen, sondern auch *Sweben* von Osten, wahrscheinlich *Semnen* (bei den Römern *Semnones* genannt), die nach den einleuchtenden Darlegungen von W. Rosien ¹⁷⁾ nicht nur östlich der Mittelelbe, sondern auch westlich davon im nördlichen Harzvorlande ansässig waren. Wenn wir annehmen wollen, daß auf diese Weise der Ostteil des Cheruskerlandes unter die Botmäßigkeit nordharzischer Sweben gelangte, so fänden wir damit auch eine einleuchtende Erklärung für den merkwürdigen Vorgang, daß der Name der Cherusker ganz aus der Landschaft zwischen Weser und Nette verschwand und der Raum von der Mittel-elbe bis zur engrischen Ostgrenze im frühen Mittelalter unter dem gemeinsamen

Namen Ostfalen erscheint. Wie dem aber auch sei, es geht nicht an, die Begriffe Ostfalen und Cherusker einfach gleichzusetzen, wie es R. Much¹⁸⁾ wollte. Denn zu Ostfalen umfaßt ja auch als das Hauptstück dieser Landschaft das wortgeographisch sehr einheitliche Gebiet vom Nettetetal bis zur Magdeburger Börde, das ganz gewiß nie cheruskisch gewesen ist.

Eine endgültige Entscheidung der Frage, ob das Gebiet der Cherusker ursprünglich bis zum Nettetetal reichte, läßt sich aus dem bisherigen sprachlichen Befunde allerdings nicht gewinnen, weil die von mir als möglich bezeichnete Zurückdrängung cheruskischen Sprachgutes von Osten her nicht zu beweisen ist. Die Ungewißheit wird auch nicht beseitigt durch einen Bericht Caesars über die cheruskisch-swebische Grenze, die er im 10. Kapitel des 6. Buches seiner Schrift „De bello Gallico“ gegeben hat. Es ist dort davon die Rede, daß Caesar zur Vorbereitung eines Feldzuges vom Rhein aus gegen feindselige Stämme im Innern Germaniens ubische Kundschafter ausgesandt habe, um feststellen zu lassen, wo die Germanen ihr Heer versammelt hätten. Die Kundschafter kehrten nach wenigen Tagen zurück mit der Nachricht, die Sweben hätten sich mit ihren Hilfsvölkern an das äußerste Ende ihres Gebietes zurückgezogen, um das römische Heer vor einem Bergwalde zu erwarten. In wörtlicher Übersetzung heißt es von diesem: „Dort ist ein Wald von unendlicher Größe, der Bacenis genannt wird, dieser erstreckt sich weithin landeinwärts und schützt, gleich einer natürlichen Mauer, die Cherusker vor den Sweben und die Sweben vor den Cheruskern gegen Unrechtstaten und Einfälle.“ Auf diese Beschreibung will der verhältnismäßig schmale und an seinen Flanken bei Grasdorf und Lutter leicht zu umgehende Hainberg nicht passen, der das Nettetetal am Ambergau nach Osten abschließt. Hier kann also Caesars Bacenis nicht gesucht werden. Meines Erachtens kommt dafür aber auch der Harz nicht in Betracht, den R. Much und andere Forscher mit dem Bacenis gleichsetzen wollten. Dagegen sprechen drei Gründe: Erstens ist der Name des Harzes in seiner frühmittelalterlichen Form Hart nach neuen Untersuchungen von H. Kuhn wegen des unverschobenen auslautenden t früh- oder gar vorgermanisch¹⁹⁾, muß also schon zur Zeit der Römerkriege gegolten haben. Hätte Caesar den Harz gemeint, so hätten er ihn demnach nicht Bacenis nennen hören. Zweitens wäre der Name Bacenis, wenn er nach Muchs Meinung auf germanisch *bōkōn*, altniederdeutsch *bōke* ‚Buche‘ (urverwandt mit lateinisch *fagus*) zurückgeht, ausgerechnet für den Harz wenig sinnvoll gewesen, weil der Harz sich von den Gebirgswäldern seiner Nachbarschaft gerade nicht durch das Vorherrschen der Buche, sondern durch seinen in höheren Lagen geschlossenen Fichtenbestand unterscheidet. Drittens trennte der Harz nicht Cherusker und Sweben. Versteht man unter Caesars Sweben die Hermunduren in Thüringen, so hätten diese nicht erst den Harz zu übersteigen brauchen, um zu den Cheruskern zu gelangen, sondern hatten über das Eichsfeld einen viel bequemeren Zugang zum Leinetal. Meinte aber Caesar die im nördlichen Harzvorlande sitzenden Elbsweben (Semnen), dann trennte diese von den Cheruskern schon gar nicht der Harz. Hier kommt zwischen Elbe und Weser nur ein nordsüdlich streichender Bergwaldgürtel in Betracht, vor dessen Fuße sich das swebische Heer hätte versammeln müssen, um das dahinter gelegene Land gegen die von Westen her anrückenden Römer zu schützen.

Die Hainberg-Linie am Ostrande des Ambergaues war strategisch dafür zu schwach und entspricht auch, wie gesagt, nicht den Angaben Caesars von der großen Längen- und Tiefenausdehnung der Bacenis silva. Wohl aber paßt die

Beschreibung sehr gut auf das Bergland zwischen Oberweser und Leine, das vor 2000 Jahren zweifellos noch nicht durch zahlreiche Rodungen in den schmalen Zwischentälern so aufgelockert war wie heute und dem Fremden wie ein einziger riesiger Bergwald erscheinen mußte. Ich meine die Masse der Gebirgszüge Ith, Hils, Vogler, Elfas, Thüster Berge, Külf und Selter. Steht man am Rande der Ottensteiner Hochebene hoch über dem Westufer der Weser im Kr. Holzminden und blickt über den Strom nach Osten, so erscheint einem der langgestreckte, steile Ithkamm gegenüber wirklich wie eine riesige natürliche Mauer, deren Ende nicht abzusehen ist, weil der vorgelagerte Vogler den Eingang zur Hilsmulde zwischen Ith, Elfas und Solling verdeckt und den Solling als die Fortsetzung des Ith-Hils-Zuges erscheinen läßt.

Ist dieses Bergland zwischen Oberweser und mittlerer Leine Caesars Bacenis, so waren die ältesten Orte zwischen Weser und Ith wie Hameln, Tündern, Frenke, Börry, Esperde, Hajen, Heyen, Daspe, Halle, Linse, Rühle, Dölme, Forst, Bevern, Holzminden und die Wüstung Dune bei Negenborn sicher cheruskische Siedlungen, die ältesten Orte im Tal der Leine und ihres linken Nebenflusses Saale wie Greene, Freden, Limmer, Banteln, Eime, Sehlde, Elze, Mehle, Thüste und Duingen aber bereits Siedlungen eines swebischen Stammes, der im Süden von Greene bis Gittelde durch den Höhenzug des Kühlers und die sich westlich und östlich an ihn anschließenden Bergwälder an der Grenze zwischen den heutigen Kreisen Gandersheim und Osterode von den Cheruskern des oberen Leinetales getrennt war.

Daß hier im Zuge der späteren Hildesheimer Diözesangrenze vom Nordende des Iths über Greene bis Gittelde am Harzrande das Cheruskerland nach Osten und Norden schon zu Caesars Zeit endete, will mir aus geographischen wie sprachlichen Gründen, doch einstweilen glaubhafter erscheinen als die Ansetzung der cheruskischen Ostgrenze an der Nette nördlich des Harzes. Vielleicht saß zwischen dieser Westgrenze des Kernostfälischen und der West- und Südgrenze der Diözese Hildesheim, die ich als westliche und südwestliche Sprachgrenze Ostfalens bezeichnen möchte, ein uns namentlich nicht bekannter Stamm, der zwar den Sweben näherstand als den Cheruskern, aber doch auch mit den Cheruskern einiges gemeinsam hatte. Hoffentlich gelingt es der Sprachforschung im Verein mit der Archäologie, durch Aufspürung weiterer ausschlußreicher Sprachmerkmale und ethnographisch ausdeutbarer Bodenfunde in diesem problematischen Übergangsgebiet zwischen Nette und Leine mehr Klarheit über die Cherusker östlich der Weser zu gewinnen!

¹⁾ H. Jellinghaus, Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten. Kiel 1884. — ²⁾ Chr. Frederking, Wörterbuch des Dorfes Hahlen b. Minden. 1925. S. 19. — ³⁾ Fr. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart. 2. Aufl. von E. Nörrenberg. Norden 1930; H. Schmöckel u. A. Blesken, Wörterbuch der Soester Börde. Soest 1952. — ⁴⁾ Für zahlreiche schriftliche Auskünfte über die Verbreitung der hier behandelten Wörter westlich der Weser danke ich der selbstlosen Hilfsbereitschaft von Dr. Felix Wortmann in Münster, der das Zettelarchiv des noch ungedruckten gesamtwestfälischen Wörterbuches leitet und dessen Herausgabe vorbereitet. — ⁵⁾ L. Berthold, Hessen-Naussauesches Volkswörterbuch. 1940 ff. (noch nicht abgeschlossen); hier Bd. II, Sp. 937. — ⁶⁾ Deutscher Wortatlas, hrsg. v. W. Mitzka u. L. E. Schmitt. Bd. 13, Gießen 1963; hier Karte 2 („frosch“). — ⁷⁾ H. Teuchert, Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. Neumünster 1944; hier S. 57 f. — ⁸⁾ H. Deiter, Wörterverzeichnis der Mundart von Hastenbeck (in: Hannoversche Geschichtsblätter Jahrg. 22, 1919, S. 113 ff. u. 24, 1921, S. 29 ff.). — ⁹⁾ G. Schambach, Wörterbuch der

niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858. — ¹⁰⁾ T. Dahlberg, Studien über den Wortschatz Südhannovers (= Bd. 11 der Lunder Germanistischen Forschungen). Lund 1941. — ¹¹⁾ Kluge Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl. bearb. v. W. Mitzka. Berlin 1960; hier S. 475 Stichwort ‚Messer‘. — ¹²⁾ E. Damköhler, Nordharzer Wörterbuch. Wernigerode 1927. — ¹³⁾ W. Flehsig, 50 Jahre ostfälische Volkstumsforschung (in: Beiträge zur braunschweigischen Heimatpflege und Heimatsforschung. Heft 3 der Sonderschriftenreihe des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz. Braunschweig 1958. S. 65 ff.); hier S. 87. — ¹⁴⁾ W. Flehsig, Ostfälische Mundarten zwischen Oker und Elm (in: Unser Elm, Ein Jahrweiser für Asse-, Elm- und Lappwaldgebiet Jahrg. 1953, S. 36 ff.). — ¹⁵⁾ E. Schröder, Sachsen und Cherusker (in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte Bd. 10, 1933, S. 5 ff.); hier S. 18. — ¹⁶⁾ W. Rosien, Stufen frühgeschichtlicher Stammesentwicklung in Niedersachsen (in: Neues Archiv für Niedersachsen Heft 23, 1951, S. 204 ff. — ¹⁷⁾ a. a. O. wie ¹⁶⁾; hier S. 222. — ¹⁸⁾ Artikel Cherusker in Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Bd. I, S. 273 f. — ¹⁹⁾ H. Kuhn, Vor- und frühgermanische Ortsnamen in Norddeutschland und den Niederlanden (in: Westfälische Forschungen, 12. Band, 1949 S. 5 ff.); hier S. 17.

Sitten, Bräuche und Volksglaube im Landkreis Braunschweig

von Peter Wolfersdorf

I

In den Jahren 1959 und 1960 nahm ich im Landkreis Braunschweig die erhalten gebliebenen Sitten, Bräuche und Meinungen des Volksglaubens auf. Dabei ist das Amt Thedinghausen ausgespart: Es gehört zwar politisch zum betrachteten Gebiet, unterscheidet sich aber in der kulturellen Vergangenheit stark vom übrigen Kreisgebiet. Dort, in einer Marschenlandschaft, dürfte der Beobachter in stärkerem Maße survivals der viehbäuerlichen Kultur antreffen. — Die Dörfer des untersuchten Gebietes hingegen gehörten einer vorwiegend ackerbäuerlich bestimmten Kultur an. In der Gegenwart sind sie allerdings nur noch selten überwiegend Bauerndörfer.

Der Landkreis Braunschweig, der im Nordosten Wolfsburg, im Westen Peine und im Süden das Salzgittergebiet berührt, bot schon vor dem Kriege einer Anzahl von Pendlern, die ihren Lebensunterhalt in den Industriezentren und in der kreisfreien Stadt verdienten, Wohnraum. In den letzten Jahren entstanden an den Rändern der verkehrsgünstig gelegenen Ortschaften neue Siedlungen, in denen sich Angestellte, Beamte, Angehörige der freien Berufe und Arbeiter niederließen; es ist aber für die vorliegende Betrachtung nicht erforderlich, die betreffenden Dörfer in einer Liste zu erfassen.

Bereits diese Vorbemerkung darf vermuten lassen, daß die Verstädterung die Überlieferung beeinflusst hat. Aber auch die Wirkung der Ostvertriebenen auf den Wandel des Brauchtums darf nicht unterschätzt werden: Boten die Dörfer zu Beginn des Jahrhunderts noch ein vorwiegend ackerbäuerliches Bild und waren sie von Niedersachsen bewohnt, so wurden nach 1945 zahlreiche Städter aus dem ostmitteldeutschen Bereich, aus Schlesien, in ihnen angesiedelt. Zugleich wandelte sich die konfessionelle Struktur: Heute bewohnt eine katholische Minderheit den ehemals fast rein evangelisch-lutherischen Kreis.

Sofern mir Einwohner verschiedener Ortschaften persönlich bekannt waren, habe ich sie selbst befragt; dieser Fall liegt in Bienrode, Waggum, Hondelage, Thune, Wenden, Weddel und Hordorf vor. Im Anschluß an diese Unterhaltungen ließen sich Fragebogen ausarbeiten, die jeden möglichen Brauch einbezogen.

Diese Bogen sandte ich den evangelisch-lutherischen Pfarrämtern mit der Bitte um Beantwortung zu. Da die Grenzen des Kreises nicht immer mit denen der Kirchspiele übereinstimmen, sind gelegentlich auch Orte aufgeführt, die außerhalb des untersuchten Gebietes liegen. Diese Tatsache ist aber deshalb unerheblich, weil niemals politische, wohl aber stammliche und sprachliche Grenzen eine Schranke für das Volksgut sein können.

Den Geistlichen und ihren Helfern — Kirchenvorständen und Lehrern — ist eine so detaillierte Auskunft zu verdanken, daß eine zusammenfassende Darstellung gewagt werden darf: Wer Träger eines Brauches sei — und ob eine Sitte nach 1945 geschwunden oder neu entstanden sei oder sich gewandelt habe. — Der Leser wird bemerken, daß weder sämtliche Dörfer des Landkreises erwähnt sind noch ein Brauch für jedes Dorf, in dem er bekannt ist, verzeichnet ist. Es kam aber bei dieser Befragung weniger auf eine Statistik als auf einen Überblick, welches Brauchtum im Landkreis Braunschweig überhaupt noch bekannt sei, an. Es scheint gelungen zu sein, die wichtigsten Sitten, Bräuche und Meinungen zu erfassen. Man beachte jedoch, daß alle Aussagen sich auf die Zeit der Befragung vom Beginn des Jahres 1959 an bis zur Mitte des Jahres 1960 beziehen.

Die Fragebogen waren folgendermaßen gegliedert:

- | | |
|------------------------------|--|
| 1. Sylvester und Neujahr | 13. Zwischen Weihnachten und Dreikönig |
| 2. Ostern | 14. Taufe |
| 3. Frühjahrbräuche | 15. Konfirmation |
| 4. Pfingsten | 16. Verlobung |
| 5. Fahnenjagen, Schützenfest | 17. Hochzeit |
| 6. Mittsommer | 18. Tod |
| 7. Hagelfeiertag | 19. Hausbau |
| 8. Erntefest | 20. Aussaat und Viehhaltung |
| 9. Martinstag | 21. Orakeltage |
| 10. Andreastag | 22. Abergläubische Meinungen |
| 11. Advent | 23. Maskierungen |
| 12. Weihnachten | 24. Sonstiges |

Es zeigte sich, daß Orakeltage — wie etwa der Andreastag — nicht mehr bekannt sind; auch bei der Aussaat werden keine besonderen Gebote mehr beachtet. — Durch die Ansiedlung der Flüchtlinge sind kaum neue Bräuche verbreitet worden; allenfalls das Ostergrün und Geld im Taufwasser wären hier zu nennen.

Die Darstellung bietet zunächst einen Überblick über das Brauchtum im Verlauf des Menschenlebens, danach eine Überschau über Meinungen und Handlungen im bäuerlichen Tagewerk, schließlich eine Skizze des Jahresfestkreises.

Bereits vor der Geburt haben die Handlungen der Mutter auf das Kind Einfluß: Man räte der Schwangeren, keinen Brand anzusehen und beim Aufflackern der Ofenflamme nicht zu erschrecken; denn wenn sie sich entsetzt und die Hände vors Gesicht schlägt, wird das Kind mit einem Brandmal — wie eine Hand geformt — geboren (Weddel, Bienrode, Waggum). Der Anblick eines Hasenkopfes schafft dem Ungeborenen eine Hasenscharte (Weddel).

Man erklärt den Storch für den Kinderbringer. Es heißt, er hole die Kleinen aus dem Wasser; dabei scheint kein bestimmter Fluß oder Teich mehr als Herkunftsort der Säuglinge genannt zu werden. — Die Kinder rufen dem Storch nach: „Storch, Storch, guter, / bring mir'n kleinen Bruder! / Storch, Storch, bester, / bring mir 'ne kleine Schwester!“ In plattdeutscher Fassung ist der Spruch nicht

mehr aufgeführt worden. — Die Kinder legen auch Zucker ins Fenster, damit der Storch ihnen Geschwister aus dem Wasser hole. Wenn es so weit ist, beißt er die Mutter ins Bein, daß sie eine Weile im Bett liegen (Weddel) oder ins Krankenhaus gebracht werden muß (Bienrode). Die zweite Erklärung nimmt an Verbreitung zu, da Entbindungen im Hause seltener werden. — Ist ein Söhnchen geboren, so ist der Vater gehalten, den Kleinen „pissen zu lassen“, d. h. er soll den Freunden einen Bier- oder Schnapsabend geben (Weddel). In Verbindung mit der Geburt eines Mädchens ist diese Redewendung nicht erwähnt worden.

Nur in zwei Dörfern ließen die Eltern bei der Auswahl der Paten eine besondere Vorsicht walten: Es sollen möglichst junge und kräftige Leute sein (Sierße, Bettmar); hier liegt noch die Anschauung zugrunde, daß sich körperliche Eigenschaften der Gevattern auf den Säugling übertragen. Im übrigen ist diese Meinung materiellen Rücksichten gewichen: Die Paten müssen in der Lage sein, möglichst reiche Geschenke zu bringen (Wendeburg - Wendezelle - Zweidorf). Früher steckte man dem Täufling den Patenknoten, ein in ein Taschentuch geknotetes Geldgeschenk, in die Wiege (Veltheim). Zwar ist es eine Ehre, zum Paten gebeten zu werden, wie es andererseits eine Ehre für die Eltern ist, wenn der Gevatter einer sozial höheren Schicht als der Vater des Kindes angehört (Bienrode); aber im übrigen ist man der Auffassung: „Vadder wëren is 'ne Ehre vor'n Lügen, awer 'ne Schanne in'n Geldbüel“ (Weddel).

Weder die im vorigen Jahrhundert gebräuchlichen Gevatterbriefe sind mehr üblich noch haben sich besondere Sitten für die Taufe unehelicher Kinder erhalten. Hingegen ist man durchweg noch der Meinung, der Pfarrer dürfe nicht mehrere Kinder mit demselben Wasser taufen, denn dann müsse eines davon sterben (Weddel, Sickte, Hötzum, Bienrode, Bortfeld). Es genügt sogar, am gleichen Tage einen Jungen und ein Mädchen zu taufen, um ein Unheil heraufzubeschwören (Hordorf). Gelegentlich wartet man erst ein bis zwei Jahre, ehe die Zeremonie vorgenommen wird (Broitzem, Rüningen). — Selten nur wirft man Geld ins Taufwasser; die Einheimischen kennen den Brauch anscheinend überhaupt nicht. Während der Handlung wird das Kind von Arm zu Arm gereicht, den Abschluß bildet ein Altarumgang der Mutter mit dem Kinde. In einem Einzelfall brachten die Verwandten einmal Spreewasser zur Taufe mit, Katholiken sogar Nilwasser (Schandelah).

Diejenige, die bei einem Kleinkind den ersten Zahn entdeckt, bekommt ein neues Kleid (Weddel, Hondelage, Waggum, Bienrode, Bevenrode, Hordorf). Es scheint aber, als habe sich nur die Redewendung, nicht aber der Brauch erhalten. — Keinesfalls darf jemand das Gedeihen eines Kindes bewundern, denn dann bleibt es in seiner Entwicklung zurück oder stirbt gar; es kann auch im späteren Leben Mißerfolg haben. Die Eltern können das Unheil jedoch abwehren, wenn sie dreimal leise sagen: „Leck mich am Arsch!“ Sonnenregen und Mairegen hingegen lassen die Kinder wachsen und schön werden (Hondelage, Bienrode).

Zuckertüten, die den Kindern am ersten Schultage gegeben werden, setzen sich anscheinend nur langsam durch; ich hörte sogar, sie seien erst nach dem zweiten Weltkriege in Mode gekommen (Bienrode).

Die Konfirmation zur Zeit der Schulentlassung ist eine volkskirchliche Sitte geblieben. In einigen Orten tragen die Mädchen dabei schwarze Kleider und z. T. Myrtenkränze (Broitzem, Rüningen). Die Eltern schenken ihren Kindern nach

der Einsegnung das erste Arbeitszeug — manchmal bleibt die Gabe den Paten vorbehalten — und gelegentlich auch das nötigste Handwerkszeug, etwa Kelle und Wasserwaage (Bienrode). Man legt hier nicht minder als bei der Taufe Wert auf reichliche Geschenke; bei den Mädchen achten die Eltern bereits auf die Nützlichkeit für die spätere Aussteuer (Groß- und Klein-Brunnsrode). Am Nachmittag nach der Konfirmation geht das junge Volk in langer Reihe eingehakt durchs Dorf und besucht die Häuser der Mitkonfirmanden. Man bewirtet Jungen und Mädchen mit Wein, Schnaps und Zigaretten; Betrunkenheit scheint nicht allzu selten vorzukommen. Den Konfirmanden sind an diesem Tage auch einige Freiheiten gestattet: sie dürfen lärmern und die ganze Breite der Straße einnehmen. — Alle Nachbarn, die mit einem Geschenk gratulieren kommen, erhalten ein Kuchenpaket; üblich ist es, Zucker- und Streußelkuchen mitzugeben. Die Eltern versuchen häufig, durch die Vielzahl der geladenen Gäste und die Menge und Reichhaltigkeit der Speisen und Getränke Besucher und Nachbarn zu beeindrucken (ganzer Kreis). Die Sitte des Umgehens scheint allerdings langsam abzukommen, da die Anzahl der Konfirmanden durch die „Stadtflucht“ begüterter Familien wächst und die sozialen Unterschiede infolge des Zuzugs sich vergrößern (Bienrode).

Wie bei der Konfirmation das Zechen eine bedeutende Rolle spielt, so tritt es auch bei anderen Gelegenheiten in den Vordergrund: Ein neuer Anzug muß ebenso wie ein neues Auto erst einmal „naß“ werden — d. h. die nächsten Freunde erwarten, daß der Besitzer beim nächsten Wirtshausbesuch je nach dem Wert der Neuanschaffung eine oder mehrere Runden ausgibt (Bienrode, Weddel).

Ist ein Mädchen in das heiratsfähige Alter gekommen und versalzt das Essen, so führt man das Versehen auf Verliebtheit zurück; löst sich das Strumpfband, so denkt der Freund an sie (Weddel, Hondelage). Wer jedoch Glück im Lotto oder Toto hat, wird in der Liebe unglücklich sein (Hordorf).

Kurz vor der V e r l o b u n g streuen die unverheirateten Burschen Sägespäne vom Hause des Bewerbers zu dem des Mädchens (Bortfeld). Nach der Verlobung sammeln Braut und Bräutigam Pfennige: das Mädchen für die Brautschuhe (Lehre, Sickte, Hötzum, Bienrode), der junge Mann für die Kinder, die nach der Trauung den Weg des Hochzeitszuges sperren (Sickte, Hötzum). Beginnt ein Mädchen aber schon vor der Verlobung mit dem Sammeln, so muß sie noch lange auf einen Mann warten (Bienrode).

Das Paar wird durch S t a n d e s a m t - A u s h a n g am Schwarzen Brett aufgeboden. Die Freundinnen winden einen grünen Kranz mit kleinen Blumen herum (Waggum); wenn jedoch Zweifel an der Treue des Mädchens bestehen, hängen die Burschen einen Strohkranz daran oder werfen den Zettel mit Unrat. Reißt der Wind das Angebot ab, gilt es als schlechtes Vorzeichen (Bienrode).

Zur H o c h z e i t muß das Brautpaar selbst die Gäste entweder schriftlich einladen oder herumgehen und die Einladung mündlich überbringen (Wenden, Weddel, Bienrode). Die Sitte, einen Hochzeitsbitter auszuschicken, scheint abgekommen zu sein.

Verbreitet ist das Klappottwerfen am P o l t e r a b e n d : Altes Geschirr wird vorm Feierhause entzweigeworfen (Veltheim, Bienrode, Bortfeld, Sickte, Hötzum, Lehre, Hordorf, Klein- und Groß-Brunnsrode). Beliebt ist es neuerdings, recht große Gegenstände, die in Industriebetrieben ausgeschieden sind, zu verwenden: Wasserbecken, Spülklosetts. Immer jedoch muß das Gerät aus Steingut oder

Porzellan bestehen, denn Glas brächte Unglück. Der Bräutigam muß die Scherben allein beiseitefegen; stünde ihm ein anderer bei, widerführe dem Helfer ein Unglück — ist er noch unverheiratet, wird er als nächster eine Ehe schließen (Bienrode, Bortfeld). Je mehr Scherben, desto mehr Glück ist zu erwarten (Hordorf). Lärmen junge Burschen auf diese Weise, bekommen sie vom Brautvater Schnaps eingeschenkt, Kinder erhalten Kuchen (Bienrode, Veltheim). In manchen Orten veranstalten die Burschen ein Peitschengeknalle vorm Hause (Sierße, Bettmar), oder der Gesangsverein bringt ein Ständchen (Schandelah). An manchen Orten stirbt das allgemeine Klappottwerfen aus (Rüningen, Lehre). Der Grund liegt wohl darin, daß die Dörfer nach 1945 außergewöhnlich stark angewachsen sind und entweder unmittelbar an die Stadt grenzen (Rüningen) oder überwiegend von Arbeitern des Volkswagenwerkes bewohnt werden (Lehre). Bewirtet werden am Polterabend geladene und ungeladene Gäste (Veltheim); anderenorts sind vor allem jugendliche unverheiratete Paare vertreten (Sickte, Hötzum) oder die Mitglieder jenes Vereins, dem der Bräutigam angehört (Schandelah).

Die T r a u u n g findet im allgemeinen in der Kirche statt. Unter Glockengeläut geht die Hochzeitsgesellschaft geschlossen durchs Dorf (Bienrode). Die Braut trägt ein weißes Kleid und einen weißen Schleier mit Myrtenkranz; allerdings ist ihr beides verwehrt, wenn sie bereits in anderen Umständen ist (Weddel). Der Bräutigam geht in schwarzem Anzug und hat sich einen Myrtenstrauß an den Rockaufschlag gesteckt (ganzer Kreis). Die Brautjungfern ziehen lange grüne, blaue oder rosa Kleider an (Bienrode, Wenden), doch setzt sich die moderne kürzere Bekleidung allmählich durch.

Während der Z e r e m o n i e darf niemand den Platz vorm Altar verlassen — sonst könnte die Ehe unglücklich werden (Sickte, Hötzum). Wer während der Trauung den Fuß auf den des Partners hält, gewinnt die Herrschaft (Waggum).

Bei großen H o c h z e i t e n wird eine Kapelle gemietet, die den Zug von der Kirche abholt. Sie spielt auf dem Wege zum Feierhause, dessen Pforte bekränzt ist, Märsche, zum Tanz moderne Schlager (Weddel, Hordorf). Anderenfalls benutzt man einen Schallplattenapparat; die Platten leiht man aus. — Mit dem Anwachsen der Dörfer und dem verstärkten Verkehr auf den Straßen scheint die Sitte, daß Hochzeitsgesellschaften geschlossen zur Kirche gehen, abzukommen.

Bevor der Zug das Haus erreicht, haben Kinder den Weg durch Seile gesperrt; der Ehemann muß die Gesellschaft durch Auswerfen kleiner Münzen „loskaufen“ (ganzer Kreis). Allerdings ist das Sperren nicht mehr bei allen Hochzeiten üblich (Vechelde) oder gänzlich abgekommen bzw. im Aussterben begriffen (Lehre, Broitzem, Rüningen). Da viele Teilnehmer der Hochzeit heutzutage ein Auto besitzen und die Gesellschaft fahren, ist allerorts mit dem Schwinden dieses Brauches zu rechnen. — Vorm Hause muß das Paar gemeinsam Balken sägen (Schandelah, Bortfeld); früher wurde auch Salut geschossen (Veltheim).

Manche Paare feiern die Hochzeit nicht im Hause, sondern auf einem größeren Saale — gern außerhalb des Wohnortes in einem Ausflugslokal. Als besonders vornehm gilt Hahnenklee im Oberharz (Groß- und Klein-Brunrode). Oftmals gibt der junge Ehemann einige Zeit nach der Trauung eine Abschiedsfeier mit Bier und Braten im Burschenkreise (Hordorf, Bortfeld, Weddel, Hondelage).

Baut sich jemand ein H a u s , so mauert er eine Urkunde mit ein (Bortfeld) — hingegen ist das früher übliche Einmauern von Gegenständen, die den Blitz oder andere Gefahren abwenden sollen, abgekommen (Veltheim). Häufig helfen die

Nachbarn beim Ausschachten und fahren Steine und Erde (Wendeburg - Wendezelle - Zweidorf). Ein Richtefest mit Richtkrone und Umtrunk ist überall üblich. Gewaltiges Zechen ist die Hauptsache dabei: „Beim Richtefest muß man den ganzen Tag rumsaufen“, dazu macht „der Maurermeister... eine hübsche Rede“ (Schandelah). Ist der Bauherr geizig, unterläßt er gar die Bewirtung, setzt man ihm einen Besen aufs Dach (Hordorf, Weddel). Falls die Feier an einem Freitag liegt, erteilt der katholische Pfarrer seinen Gläubigen die Erlaubnis, Fleisch zu essen (Groß- und Klein-Brunsnrode).

Wenn ein Hund heult oder ein Käuzchen ruft, so bedeutet dieses Zeichen (Sickte, Hötzum, Weddel, Bienrode) ebenso sicher einen bevorstehenden Todesfall wie das Klopfen eines Holzwurms in der Bettstatt (Hordorf, Waggum).

Beim Eintritt des Todes hält man die Pendeluhr an (Hondelage) und öffnet das Fenster des Sterbezimmers, entfernt alle Blumen aus dem Gemach, weil sie sonst eingehen (Waggum), und verhängt den Spiegel mit einem Tuch (Hondelage, Vechelade). Die Gemeinde erfährt einen Todesfall unmittelbar nach dem Ableben eines Einwohners durch das Glockengeläut (Bienrode, Waggum). Die Totenfrau zieht sodann die Leiche an, besorgt die Träger und bestellt das Geläut (Wendezelle - Wendeburg - Zweidorf). Indes übernahmen zur Zeit der Befragung teilweise schon städtische Bestattungsunternehmen die nötigen Dienste.

Das Hinscheiden wird als unangenehmes Ereignis mit Redewendungen abgetan wie: „Den Arsch zukneifen“, „den Löffel wegschmeißen“. Erst nach 1945 scheint durch einen Flüchtling aus Cottbus die Ausdrucksweise „sich die Radieschen von unten begucken“ bekannt geworden zu sein (Bienrode). Der Tod ist jedoch so gefürchtet, daß man kleine Kinder nicht gern mit alten Leuten zusammen in einem Zimmer schlafen noch gemeinsam mit ihnen auf einem Sofa sitzen läßt, da die Alten ihnen „das Leben abziehen“ (Bechtsbüttel, Waggum). Allerdings sind die vielfach noch beengten Wohnverhältnisse ein Grund für das Schwinden der Vorstellung.

Man läßt eine Leiche nicht gern über Sonntag über der Erde stehen, denn man meint, es müsse dann ein weiterer Todesfall folgen. Teilweise wird dieser Glaube nicht mehr ernst genommen (Veltheim, Rünigen, Vechelade), teilweise ist es nur noch eine Redensart (Schandelah) — aber an anderen Orten gilt die Ansicht als Gewißheit. Es heißt wohl gar, es müßten dann in rascher Folge drei weitere Einwohner hintereinander sterben (Lehre). Von der einfachen Behauptung einer Tatsache (Sierße, Bettmar, Bortfeld, Broitzem, Weddel, Bienrode) bis zur anscheinend unausrottbaren Überzeugung, gegen die der Pfarrer einen vergeblichen Kampf führte (Sickte, Hötzum), reicht die Intensität dieser Vorstellung.

Während der Trauerfeier im Hause verhüllt ein schwarzes Tuch den Spiegel (Vechelade). Die Kerzen, die bei der Aussegnungsfeier auf dem Sarge stehen, darf man weder auslöschen noch aufheben, sondern sie müssen ausbrennen (Weddel, Schandelah, Bevenrode, Hordorf).

Seit die vorliegende Erhebung abgeschlossen ist, haben zahlreiche Dörfer eine Halle oder Kapelle auf dem Friedhof bekommen, so daß die Zahl der Trauerfeiern im Hause des Verstorbenen zurückgegangen sein dürfte. Auch bieten die neuerrichteten Wohnungen und Einfamilienhäuser keinen Platz für die Aufstellung des Sarges. 1944 wurde in Bienrode zum ersten Male eine Beerdigung von der Kirche aus, in der der Sarg drei Tage gestanden hatte, durchgeführt.

Es ist üblich, daß viele Leute an der Bestattung teilnehmen. Zum Essen nach der Beisetzung bleiben die nächste Verwandtschaft und Freundschaft und der Geistliche (Bienrode, Waggum, Hordorf). Je mehr Kränze ein Toter bekommt, desto höheres Ansehen besaß er in der Gemeinde; auch eigentlich Fremde schickten Kränze oder Sträuße (ganzer Kreis). Mit dem Steigen der Einwohnerzahlen wird die Beerdigung jedoch immer weniger eine Angelegenheit der ganzen Gemeinde. — Die Bestattung erfolgt meist um die Mittagszeit; Vereine, denen der Verstorbene angehörte, nehmen gewöhnlich geschlossen daran teil. — Hat jemand bestimmt, nach seinem Ableben verbrannt zu werden, fahren Verwandte und Freunde zur Trauerfeier zum Krematorium nach Braunschweig; die Beisetzung der Urne erfolgt dann im Dorfe im Beisein nur der nächsten Angehörigen (Weddel). Zur Zeit der Befragung besaßen manche Gemeinden noch einen Leichenwagen, der im Spritzenhause aufbewahrt wurde; die Pferde stellte ein Bauer, Sargträger waren der Gemeindediener und ein paar junge Burschen (Waggum, Bienrode).

Wird ein Bauer von seinen eigenen Pferden zum Friedhof gefahren, so muß man darauf achten, ob eines der Tiere vorm Eingang scharrt, denn dann stirbt aus derselben Familie bald einer nach (Hordorf). Ebenso folgert man einen weiteren Todesfall, wenn eine Glocke beim Beerdigungsgeläut noch dreimal nachklingelt: Ist es die große Glocke, stirbt ein Erwachsener, schlägt die kleine an, ein Kind (Bienrode).

Ortsneckereien

von Mechthild Wiswe

Der einzelne Dorfbewohner fühlte sich früher weit mehr als heute als Glied seiner Dorfgemeinschaft. Es herrschte eine deutliche Abgrenzung der ortschaftlichen Einheit gegenüber den Nachbarn. In der Berührung mit anderen Dörfern trat ein örtliches Sonderbewußtsein deutlich hervor. Ausdruck dieser Grundeinstellung sind Ortsneckereien und Ortsnecknamen, kurze Zufügungen zu den Ortsnamen, die auch als Ortsübernamen bezeichnet werden¹⁾. Man beobachtete und bewertete die Gegebenheiten der Nachbardörfer und das Verhalten ihrer Bewohner im Vergleich zum eigenen Orte. Dabei betonte man die eigene Vortrefflichkeit, während man die Schwächen der anderen Orte hervorhob. Man verspottete die Nachbarn, weil man das eigene Dorf höher schätzte als diese.

An Gelegenheiten, die Spottnamen und -verse den anderen vorzuhalten, fehlt es nicht. Auf Schützen- und Feuerwehrfesten, zu Märkten und Versammlungen treffen sich die verschiedenen Gruppen. Schon unter den Kindern war eine solche Neckerei da lebendig, wo Gruppen aus mehreren Dörfern zusammenkamen. So pflegten die Adersheimer Kinder, die gemeinsam mit den Immendorfern den Konfirmandenunterricht in Adersheim besuchten, diese bei der Gelegenheit zu necken²⁾:

Äßen is de Hauptstadt,
Bären licht hinnern Barje,
Läne
Immendorp schitt de Hund wat.

Je nach dem Standpunkt des Sprechers kann ein und derselbe Ort eine ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Beurteilung erfahren. Hinsichtlich Salzgitter-Immendorf zeigt das ein Vergleich des vorhergehenden mit dem folgenden Vers:

Immendorp is de Hauptstadt,
Aßen licht up 'n Brinke,
Lāne licht in 'er Sinke.
Drütte schitt de Hund wat.

Dieselben Verse werden — wenn auch mit kleinen Variationen — auch auf andere Ortschaften angewandt³. Es handelt sich offenbar um Wanderstrophen. In ihnen wird die Lage mehrerer benachbarter Orte, dann aber auch ihre Größe und ihre mehr oder minder große Bedeutung charakterisiert. Die Kleinheit, Ablegenheit oder Bedeutungslosigkeit eines Dorfes gemessen an den Nachbarorten wird immer wieder verspottet mit den Worten „... schitt de Hund wat.“ Die Stadt hingegen gilt als Vorbild. Dem größten und „wichtigsten“ Dorf einer Gruppe wird städtisches Wesen beigelegt. Es wird dann als „Hauptstadt“ oder zumindest als „ne halbe Stadt“ bezeichnet. So sagt man:

Borchtorp⁴) licht in 'er Sinke,
Assel⁵) up 'n Brinke,
Lesse is 'ne halbe Stadt,
Berel schitt de Hund wat.

In der Tat war Salzgitter-Lesse schon in früheren Jahrhunderten ein auffallend großes Dorf mit relativ vielen Handwerkern. So liest man bei Hassel und Bege⁶): „Lesse . . . das größte Pfarrdorf im ganzen Lande [Braunschweig], mit . . . 1230 Einwohnern“.

In eine Reihe mit den vorhergehenden Strophen gehört auch die folgende:

Olper⁷), dat licht in 'er Grund,
Lechtenbarch is kunterbunt,
Lēmste⁸) is de Vorstadt,
Sallre⁹) is de Hauptstadt,
Machtersen¹⁰) schitt de Hund wat.

Hier wird Salder als „Hauptstadt“ bezeichnet. Das geschieht gewiß, weil es Amtssitz des gleichnamigen Amtsbezirkes war. Das benachbarte Salzgitter-Lebenstedt gilt als „Vorstadt“, weil man dort Salder in vieler Hinsicht als Vorbild ansah. Salzgitter-Bruchmachtersen, das in dem letzten Vers recht abschätzig beurteilt wurde, heißt auch Dreckmachtersen. Das Dorf liegt in einer feuchten Niederung, und seine Straßen waren früher fast unergründlich, sobald Regenwetter herrschte.

Eher als die Vorzüge sieht man die Fehler und die negativen Eigenschaften der anderen Orte. Dann kann es zu Urteilen kommen wie dem folgenden:

Sölte¹¹) is 'ne Lumpenstadt,
'n Ringelschen (oder Knäistē¹²)) schnitt de Hund wat.

Kniestedt stand in einer gewissen Rivalität zum benachbarten Städtchen Salzgitter. Kniestedt war der wohlhabendere Ort, aber „nur“ Dorf; Salzgitter der ärmere Ort, aber Flecken bzw. später Stadt. Geringschätzig sprachen die Kniestedter daher von den „ôlen smachtigen Söltern“.

Zu dem Neckvers, den schon Schütte¹³) über mehrere „verrufene“ Dörfer aufzeichnete, gesellt sich ein zweiter, ganz ähnlicher.

Walle, Lamme un Cramme,
dat sünd dä schlimmsten in'n ganzen Lanne.

Auffallenderweise handelt es sich um drei Orte, die weit voneinander entfernt liegen.

Geradezu als Warnung kann der folgende Vers gelten:

Wittmar un Sottmar,
Lütjen Denkte un Grôten Denkte,
davor bewâr üsch üse Herrgott.

Viele Ortneckereien knüpfen an besondere Eigenschaften der Bewohner an. Anlaß zum Spotten geben besonders Geiz einerseits und Freigebigkeit andererseits. Wie den Einwohnern von Weddel ¹⁴⁾, von Dahlum ¹⁵⁾ und von Hackenstedt, so sagt man auch den Hallendorfern Geiz nach:

Herret mik dä Slē'n un Hâpütchen nich 'dân,
herr ick mößt hungerich iut Hallendörp gån.

Im Volksmund heißt Salzgitter-Hallendorf auch Grönland. Angeblich trug die übergroße Sparsamkeit seiner Bauern dem Orte diesen Übernahmen ein. Die Bauern im benachbarten Salzgitter-Watenstedt hingegen galten als freigebig. Dieses Dorf hieß daher Ägypten, wohl in Anlehnung an die alttestamentliche Geschichte vom Zuge Jakobs und seiner Söhne nach Ägypten ¹⁶⁾.

Geld und Gut spielten im Leben — auch des bauerlichen Menschen — seit eh und je eine große Rolle. Die Groß-Flöther stellten angeblich ihre Wohlhabenheit besonders gern zur Schau. Darauf weist die Bezeichnung Grôten Protzigen für Groß Flöthe hin.

Von Olber am weißen Wege heißt ees:

Olper an 'n witten Wäje,
we kain Geld hatt, dä bliv da wäje.

Die Atzumer halten sich für wohlhabender, aber auch für solider als die Salzdhümer. Sie pflegen daher zu sagen: „De Soltdälenschen het et grôte Mül, un de Äzenschen het et Geld.“

Spott heftet sich auch an das Vorherrschen bestimmter Tätigkeiten oder Berufe in einem Dorfe. Salzgitter-Gebhardshagen galt als Bessenbinner- und als Kipen-flickerdorp. Von Beinum spricht man noch heute als von Kēse-Bān'n, weil es hier noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auffallend viele Käsebäcker gab. Beinum heißt auch Brätjen-Bān'n. In diesem Dorfe war nämlich früher eine Birnen-art sehr verbreitet, die sich besonders gut zur Herstellung von „Brätchen“ eignete.

Den Söhldern ¹⁸⁾ sagt man nach:

In Söle, dâ backet se Puffer in Ole.

Ein Teil der Spottnamen und -verse geht zurück auf schwankhafte Begebenheiten. Bei einem Schützenfest in Salzgitter-Lesse soll als Preis eine Ziege ausgesetzt gewesen sein. Daran erinnert der folgende Vers:

In Lesse, dâ schät't se nâ 'er Zēge,
un wenn se in Lesse nâ 'er Zēge schät't,
kōmet de Söldeschen ¹⁷⁾ öwern Barch 'enāt.

Überhaupt traut man den Lessern eine gewisse Schalkhaftigkeit zu:

In Lesse, dā sind der Schelme hunredunsesse.

Der Schalk spricht auch aus einer Redewendung, die darauf zurückzuführen ist, daß der Leinder Kirchturn zwei Wetterfahnen hat. Ob deren Vorhandensein sagt man nämlich in der Umgebung scherzhaft:

De Laineschen het twai Wä'e nā'n Himmel.

Die Klein Flöther Kirche hat trotz der Kleinheit des Ortes zwei Glocken. Ihr Geläut ist auffallend weit hörbar. So wird dieses Dorf auch Bimmelingen genannt.

Einzelne Neckverse gehen auf Sagen zurück. So sagt man:

In Gitter an' Barje,
da danzet de Twarje.

Auf dem Schäferstuhl, einem Berge bei Salzgitter-Gitter, sollen sich nämlich ehedem Zwerge und auch Hexen versammelt haben.

Über Salzgitter-Gitter und Salzgitter-Hohenrode ist der folgende Vers bekannt:

Hô'nrö'esche Hären,
Gittersche Bären.

Als Hô'nrö'esche Hären haben wohl die Herren von Wallmoden zu gelten, denen Hohenrode bis in die jüngste Zeit gehörte. Der zweite Teil dieses Verses läßt sich nicht mehr aufhellen, wie denn auch die Entstehung vieler derartiger Dorfneckereien im Dunkel bleiben muß.

Die Lust am Spotten, die naive Freude an der Neckerei, eine im Wesen des Menschen schlechthin liegende Eigenart, hat die Ortsneckereien entstehen lassen. Mündlich sind sie von Generation zu Generation weiter tradiert, und erst in einer Spätzeit begann man, sie aufzuzeichnen.

Da, wo die einstige Geschlossenheit der dörflichen Daseinsgemeinschaft sich aufgelöst hat, sind auch das örtliche Sonderbewußtsein und seine Ausdrucksformen verschwunden. Nur selten wissen jüngere Leute überhaupt noch von Ortsneckereien, während diese den älteren Einheimischen noch geläufig sind.

Sobald das Gruppenbewußtsein, das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer bestimmten, festen Dorfgemeinschaft nicht mehr vorhanden ist, haben auch die Dorfneckereien keinen Raum mehr.

¹⁾ Vgl. hierzu Hugo Moser, Tagstrecker, Dauhanse', Ränkerutscher. Vom Werden und Leben der Ortsnecknamen. Schwabenland Jg. 20. 1950. S. 11—14. — ²⁾ Leider nur unvollständig überliefert. Äßen = Adersheim, Bären = Salzgitter-Barum, Läne = Leinde. — ³⁾ Vgl. die Sammlungen von Dorfneckereien: Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig 1901. S. 456 ff. Otto Schütte, Dorfneckereien. Braunschw. Magazin Jg. 1898. S. 94 ff. Otto Schütte, Braunschw. Dorfneckereien. Zeitschr. f. Volkskd. Jg. 10. 1900. S. 330—332. — ⁴⁾ Burgdorf bei Salzgitter-Lebenstedt. — ⁵⁾ Hohenassel. — ⁶⁾ G. Hassel und K. Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg. Bd. 1. Braunschweig 1802. S. 434. — ⁷⁾ Olber am weißen Wege Kreis Wolfenbüttel. — ⁸⁾ Salzgitter-Lebenstedt. — ⁹⁾ Salzgitter-Salder. — ¹⁰⁾ Salzgitter-Bruchmachersen. — ¹¹⁾ Salzgitter-Bad. — ¹²⁾ Kniestedt. — ¹³⁾ Schütte, 1898. S. 95: Heerte un Cramme / Lesse un Lamme / Dat sind de veir ruchlosesten Dörper / im Brunswikeschen Lanne. — ¹⁴⁾ Andree, 1901. S. 456. — ¹⁵⁾ Schütte, 1898. S. 103 — ¹⁶⁾ Diese volkstümliche Deutung scheint allgemein verbreitet zu sein. — ¹⁷⁾ Söhlde Kreis Hildesheim-Marienburg.

KENNST DU DIE HEIMAT?

Wissenswertes über das braunschweigische Land und seine Umgebung

Zusammengestellt von

W. Flechsig, G. Hartwig, G. Schridde, H. A. Schultz

Vorbemerkung:

Seitdem im Jahre 1891 ein topographisch-statistisches Handbuch über „Das Herzogtum Braunschweig“ von Fr. Knoll und R. Bode erschienen war, hat sich der Heimatfreund mit diesem inzwischen längst veralteten Nachschlagewerk bis heute begnügen müssen, wenn er sich kurz über Geschichte, Größe, Wirtschaft und Sehenswürdigkeiten der einzelnen Orte unseres Gebietes unterrichten wollte. Wohl haben in der Folgezeit die veröffentlichten Inventare der „Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig“ und der angrenzenden preußischen Gebietsteile neuere Erkenntnisse über die Geschichte und die kunstgeschichtliche Bedeutung der einzelnen Orte auf Grund zuverlässiger Quellenforschungen und eingehender Beschreibungen erschlossen. Doch sind auch diese Werke genau wie Knoll und Bode längst vergriffen und für den Heimatfreund nicht immer leicht zugänglich. Wohl konnte nach dem letzten Kriege jedermann einen gedrängten Extrakt aus den älteren Inventaren in der 4. Auflage von Dehios Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. Niedersachsen, K. Brüning, Handbuch der historischen Stätten Niedersachsens, Bd. II: Niedersachsen u. Bremen (Verlag Kröner, Stuttgart 1958) und Reclams Kunstführer, Baudenkmäler, Bd. IV, bearbeitet von H. Rosemann u. O. Karpa (Verlag Reclam, Stuttgart) finden. Aber diese drei Handbücher ließen doch manches zu wünschen übrig. Dehio und Karpa wählten nur das aus, was ihnen aus kunsthistorischer Sicht besonders wichtig erschien, während Brüning von der Geschichte her nur einen verhältnismäßig kleinen Teil von Orten für erwähnenswert hielt. Überhaupt nicht berücksichtigt wurde in allen Büchern die Bevölkerungsentwicklung, der Bestand an öffentlichen Neubauten (z. B. Kirchen, Schulen, Verwaltungsgebäuden, Friedhofskapellen u. a. m.), an wesentlichen Wirtschaftsunternehmungen und an Naturdenkmälen.

Der Mangel an solchen Angaben wurde in den letzten Jahren immer wieder durch Anfragen aus der Lehrerschaft, von Volkshochschulen, Vereinen, Reisegesellschaften und einzelnen Heimatfreunden bewußt. Es scheint uns daher an der Zeit, einmal in knappster, aber übersichtlicher Form alles das, was wir für heimatkundlich wissenswert über jeden Ort und jeden Landschaftsteil halten, zusammenzustellen und jedermann in unserer Zeitschrift zugänglich zu machen.

Zur übersichtlichen Ordnung der Stofffülle haben wir unser Heimatgebiet in eine Reihe natürlich begrenzter Landschaftsteile gegliedert, die auch als in sich geschlossene Wandergebiete gelten können. In jedem Heft unserer „Braunschweigischen Heimat“ wird künftig ein solcher Landschaftsteil dargestellt werden, wobei nach einer allgemeinen Einleitung über die geologisch-geographische Struktur die zugehörigen Orte in alphabetischer Reihenfolge behandelt werden sollen.

Allgemeine Literatur und Karten zur Einführung in das behandelte Gebiet

P. J. Meier und K. Steinacker, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wolfenbüttel. Braunschweig 1906. — Th. Müller, Ostfälische Landeskunde. Verlag der Waisenhaus-Buchdruckerei, Braunschweig 1952. — G. Hassel und K. Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg. 2 Bde., Braunschweig 1802/03. — Görges-Spehr, Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande

Braunschweig und Hannover. 3. Aufl. von Fr. Fuhse. Bd. I, Braunschweig. Braunschweig 1925. — Karten des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert, hrsg. von der Historischen Kommission für Niedersachsen, bearbeitet von Dr. Hermann Kleinau; Blatt 3829 (Wolfenbüttel) und 3830 (Schöppenstedt) — Geologische Karte, Blatt Wolfenbüttel und Schöppenstedt mit Erläuterungsheften.

1. Das Land um Asse und Osel

a) Allgemeiner Teil

Die Landschaft im Osten und Südosten der Stadt Wolfenbüttel, das Land um Asse und Osel, verdankt ihr Relief zwei für den Bau unserer Heimat bedeutungsvollen tektonischen Linien: Vom Süden zum Norden streichen Sättel und Mulden der rheinischen, vom Südosten zum Nordwesten, parallel zum Harzrande, die der herzynischen Richtung.

Im Westen wird die Wolfenbütteler Mulde, der von Börßum bis über Wolfenbüttel hinaus auch die Oker folgt, vom rheinisch ausgerichteten Oderwald begleitet, der unsere Rundblicke von der Asse und dem Osel im Westen abschließt.

Im Osten begrenzen die Wolfenbütteler Mulde zwei unauffällige weniger stark ausgeprägte geologische Erscheinungen, der Osel und der Salzdhalm er Sattel, der sich weiter nördlich in der Wabe-Achse fortsetzt, um dann in der Braunschweiger Achse unterzutauchen.

Die Oker hat ihr Flußbett, das von Uferterrassen begleitet wird, in die Muldenfläche eingetieft. Wegen der regelmäßigen Überschwemmungen meiden die Dörfer das Flußufer. Sie wurden deshalb auf den überschwemmungsfreien Terrassen oder auf der Muldenfläche erbaut. Breite Wiesenauen begleiten den Okerlauf.

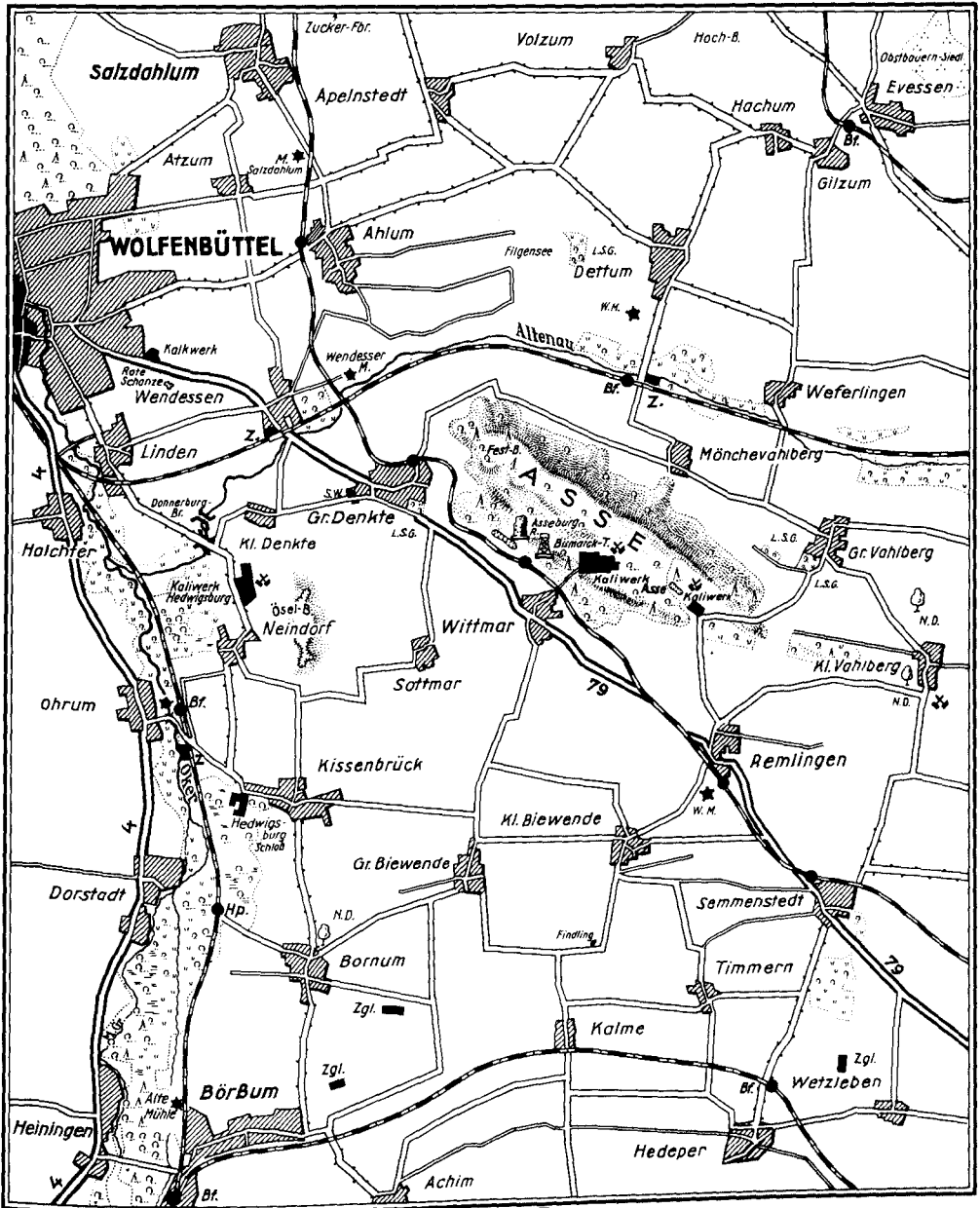
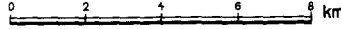
Der Osel wird gebildet von dem Ostflügel einer Aufwölbung, die durch den „Hedwigsburger Salzstock“ emporgehoben wurde. Der auf dem geologischen Meßtischblatt bei Neindorf in ovaler Form eingezeichnete Salzstock zeigt eine nord-südliche Länge von über 2 km und eine Breite von 1 km. Auch die Talausweitung nördlich von Neindorf ist auf eine Salzauslaugung zurückzuführen. Schon in 90 m Tiefe steht Salz des oberen Zechsteins an. Steinsalz und Karnallit wurden seit Ende des 19. Jahrhunderts durch ein am Ostrande des Stockes liegendes Bergwerk in 5 Sohlen zwischen 180 und 600 m Tiefe abgebaut. Wassereinbrüche ließen aber die Schächte unbrauchbar werden. Noch heute sind Erdfälle Zeugen solcher Naturkatastrophen. Jetzt künden nur noch Reste alter Werks-Anlagen von der Arbeit der Bergleute.

Der Westflügel der vom Salz emporgedrückten Gesteinsschichten bleibt unter diluvialen und alluvialen Ablagerungen im Okertale verborgen. Nur der Ostflügel der durch das Salz aufgewölbten Schichten bildet die in der Landschaft auffallende Hügelgruppe des Osels. In diesem Höhenzuge finden wir alle Formationen der Trias vom unteren Buntsandstein bis zum oberen Keuper. Sie treten in schmalen Bändern zutage. Zerklüftete harte Muschelkalkblöcke bilden die charakteristischen kahlen Kuppen, die sich weithin sichtbar über ihre Umgebung erheben.

Diese bunte geologische Zusammensetzung des Untergrundes bietet Platz für die verschiedensten Ansprüche einer vielfältig zusammengesetzten Pflanzenvelt.

ASSE-ÖSEL-GEBIET

M. 1:100 000



Oker-Niederung N.S.G. Naturschutzgebiet Stillgelegte Bergwerke R. Ruine T. Turm Z. Zucker-Fab. Zgl. Ziegelei M. Wasser-Mühle S.W. Sägewerk
 Brücke Naturdenkmal Eisenbahn mehrgl. Eisenbahn einkl. L.S.G. Landschaftsschutzgebiet

Brüche, die z. T. schon sehr alt sind, zeugen von der Steingewinnung in den Kalkbänken und in der Rogensteinzone des Buntsandsteins. Schon im Anfang des 15. Jahrhunderts erwarben die Braunschweiger sich das Recht, im Gebiet des Osels Steine zu brechen und Kalk zu brennen. Am Ende des 16. Jahrhunderts diente ein erheblicher Teil der im Osel gebrochenen Steine zum Aufbau der Wolfenbütteler Befestigungswerke. Zum Abtransport der Steine nach Braunschweig und Wolfenbüttel baute man unterhalb des Dorfes Ohrum einen Kanal, der von der Oker nach Neindorf führte.

Unser Osel, selbst noch ein Randstück der rheinisch streichenden Okermulde, steht aber schon an der Grenze zweier Landschaftsgebiete. Er schiebt sich quer vor die von Südost nach Nordwest streichende Remlinger-Pabstorfer Mulde. Sie gehört zu dem großen, bei den Geburtswehen des Harzes entstandenen und das nordöstliche Harzvorland beherrschenden herzynischen Falten-system. In ihm folgt auf den Breitsattel des Fallsteins die Remlinger Mulde. Sie wird im Nordosten vom Assesattel begrenzt, der sich in einer Länge von ungefähr 25 km von Groß-Denkte bis Jerxheim erstreckt. Doch nur das Nordwest-ende dieser Hebungzone tritt als das Waldgebirge der eigentlichen Asse deutlich in der Landschaft in Erscheinung. Auf diese Asse folgt nördlich die Schöppens-tedter Mulde. Sie ist ein Spiegelbild der Remlinger Mulde. Auch sie wird auf der anderen Seite von einem Breitsattel, dem Elm, begrenzt.

Die Asse selbst ist ein typischer Schmalsattel, in welchem die Schichten der Triaszeit steil aufgerichtet wurden. In einer Sattelspalte, die den breiteren Nord-flügel des Gebirges vom schmaleren Südflügel trennt, kommt der Gipshut des Zechsteinsalzes bis an die Erdoberfläche. Südlich dieser Spalte tritt nur Muschelkalk zutage. Der Nordflügel des Assesattels zeigt aber in einer regelmäßigen Schichtfolge: Buntsandstein und Muschelkalk, dem am Gebirgsrande auch noch Keuper, Jura und Kreide folgen. Gegen die Wolfenbütteler Mulde endet die Asse im Norden in mehreren Staffelbrüchen.

Durch ihre Steilstellung erscheinen die einzelnen Streifen dieser Schicht-kammlandschaft nur als schmale Bänder. Da diese Gesteine verschieden hart sind, wurden die weicheren ausgeräumt. So wurde die Sattelspalte zu einem breiten Tal, das sich in einer Länge von 8 km von Groß-Denkte bis nach Klein-Vahlberg erstreckt. In ihm liegen Erdfälle und Gipsbrüche; in ihm wurden auch die 3 Salz-bergwerksschächte niedergebracht.

Im Norden schließt sich an dieses Tal die Buntsandsteinzone an, deren Rogen-stein den Hauptkamm der Asse mit dem „Rothen Berg“ aufbaut. Weichere Röth-Schichten ergeben eine neue Talung, auf die dann der aus hartem Muschelkalk bestehende Nordkamm mit dem „Festberg“ folgt.

Die Asse wird von einem Waldmantel überzogen, in dem die Buche vorherrscht. Die Frühlingsflora ihres Waldbodens ist recht bunt und reichhaltig. Es finden sich auch Mischbestände mit Eichen und Weißbuchen. Auf steinigem, flachgründigerem Gebirgsboden haben die Forstleute den Anbau von Kiefern und Lärchen versucht. Auf dem Kalkgestein des Südhangs finden wir eine Trockenrasen-Vegetation, die leider zu einem Teil Obstpflanzungen weichen mußte.

Auch in der Asse berichten alte Steinbrüche von der Nutzung der verschie-denen Gesteine. Wegen der Senkrechtheit ihrer Schichten waren der Aus-beutung aber bald Grenzen gesetzt.

In die nach Südosten weit geöffneten Mulden drangen schon in der Jungsteinzeit die *B a n d k e r a m i k e r* ein. Der ungefähr 2 m starke Lösmantel, der die Kreide- und Jura-Schichten der Mulden bedeckte, wird mit einer wahrscheinlich waldärmeren Vegetationsdecke diesen ersten Siedlern gut zugesagt haben. Ihre Siedlungen häufen sich an den Hängen der Höhenzüge.

Auch heute konzentrieren sich die Dörfer der Schöppenstedter Mulde auf drei Siedlungslinien: Asserand, Bergrücken von Dettum, Quellhorizont zwischen Muschelkalk und Keuper am Elmhange.

Selbst die Spuren des Fernhandels weisen in unserem Gebiet in vorgeschichtliche Zeit zurück. Am Osel fand man ein mit Feuersteingeräten der Mittelsteinzeit gefülltes Tritonmuschel-Gehäuse, das zur Mittelsteinzeit oder frühen Jungsteinzeit aus dem Mittelmeerraume hierher gekommen sein muß.

Der „Alte Weg“ von Braunschweig nach Leipzig ist im Laufe der Zeit verschiedentlich verlegt worden. Er führte südlich der Asse entlang.

Der 1842 erbaute Schienenweg nach Oschersleben folgte zuerst dem Tale der Altenau, dann der Muldentiefen zwischen Elm und Asse. Das Gebiet nördlich der Asse wurde durch die Bahnlinie Braunschweig — Mattierzoll erschlossen. Die nach Südosten weisenden Mulden brachten unsere Landschaft in engere Beziehung zu Halberstadt, dessen Bistumsgrenze die Oker war.

b) Besonderer Teil

Ahlum, Samtgemeinde Salzdahlum

Name: 1093 Adenheim = Heim eines Ado. — *Höfe:* Um 1580 7 Ackerleute, 1 Bürgermeier, 1 Halbspänner, 25 Köter; 1771 7 Ackerleute, 8 Halbspänner, (davon 1 Hof wüst), 21 Kt.; 1802 1 Klostergut (Domäne) 4 Ackerleute, 4 Halbspänner, 23 Kt., 2 Brinksitzer, 46 Feuerstellen. *Einwohnerzahlen:* 1756 271, 1802 320, 1900 661, 1939 587, 1950 989, 1956 935, 1964 962.

Evgl.-luth. Kirche: Neubau 1860 anstelle der abgebrochenen mittelalterlichen, der Jungfrau Maria geweihten Kirche, deren Pfarrer 1274 zuerst erwähnt ist. — Kirchliches Gemeindezentrum mit Kindergarten 1965 im Aufbau. — Kriegsgefallenen-Denkmal u. Kapelle auf dem Friedhof östl. vom Dorfe. — Alte Grabsteine an der Westseite der Kirche.

Feldmark: Mehrere Fundstellen vorgeschichtlicher Gräber und Siedlungsplätze.

Literatur: P. J. Meier, Die Dörfer Ahlum und Wendessen im 7jährigen Kriege (in: Braunschweigisches Magazin 1901, 25 ff.).

Apelstedt, Samtgemeinde Salzdahlum

Name: 1042 Abolderstetin, um 1230 Apelderstede = Apfelbaum-Stätte (?). — *Höfe:* 1584 6 Ackerleute, 4 Halbspänner, 5 Köter; 1750 5 Ackerleute, 5 Halbspänner, 6 Köter; 1802 5 Ackerleute, 5 Halbspänner, 7 Köter, 2 Brinksitzer, 24 Feuerstellen. *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 129, 1900 209, 1939 217, 1950 467, 1956 381, 1964 346.

Evgl.-luth. Kirche: Neubau 1864 anstelle der abgebrochenen mittelalterlichen Kirche, deren Pfarrer 1230 zuerst erwähnt ist. — Schlichte Kapelle auf den Kirch-

hof. — Kriegsgefallenen-Ehrenmale: 1. für 1914/18 im Vorraum der Kirche, 2. für 1939/45 an der Südseite der Kirche, 3. für Familie Hofmeister an der Straße nach Dettum.

Alter *Versammlungsplatz* inmitten des Dorfes hieß „Linden-Tie“.

Asse, Gebirgswald mit Holzanteilen aller umliegenden Gemeinden

Name: 997 Assa = unerklärter Name der ältesten Namensschicht, kaum von germanisch as-k ‚Esche‘, da diese Baumart wegen der Bodenverhältnisse dort niemals vorgeherrscht und das Waldbild bestimmt haben kann, eher urverwandt mit lateinisch assus ‚trocken‘, also etwa ‚wasserarmes Gebirge‘, oder vorindogermanisch mit nicht mehr zu ergründender Namensbedeutung. Ein sehr hohes Alter legen die reichen urgeschichtlichen Funde der Jungsteinzeit und frühen Bronzezeit nahe, die vom Fuße der Asse ringsherum über die beackerten Hänge bis zur bewaldeten Kuppe emporreichen.

Asseburg, auf dem westlichen Kamme: 1218 von Gunzelin von Wolfenbüttel erbaut gegen den Willen des Stiftes Gandersheim, dem die Mark Denkte gehörte. Nach jahrzehntelangen Auseinandersetzungen Gunzelins und seiner Nachkommen mit den Welfen, bei der die Burg u. a. 1255 eine Belagerung überstand, wurde sie 1258 dem welfischen Landesherrn gegen eine Entschädigung übergeben, geriet im 14. Jahrhundert in den Pfandbesitz der Stadt Braunschweig, wurde 1392 von Herzog Friedrich wieder eingelöst, aber schon 1406 erneut an die Stadt verpfändet. In ihrem Besitz blieb die Burg bis zur Fehde der Stadt mit Herzog Heinrich d. Ä., während der sie 1492 von den Braunschweigern aufgegeben und in Brand gesteckt wurde, um sie nicht unversehrt in die Hände des Landesherrn gelangen zu lassen. Seitdem ist sie Ruine. Erhalten sind nur niedrige Mauerreste der zweiteiligen Anlage: ein tiefer gelegener südöstlicher Teil, durch Quermauern und Tore in 5 Höfe gegliedert, und ein höher gelegener nordwestlicher Teil, der die Wohngebäude enthielt. Die Unterteilungen entsprechen sich etwa in beiden Teilen. Die bei Grabungen durch Regierungsbaumeister Osten geborgenen Funde gelangten z. T. in die Asse-Wirtschaft, wo sie noch jetzt zu sehen sind.

Literatur: H. A. Schultz, Die Asseburg (Heft 4 der Reihe: Burgen und Schlösser des Braunschweiger Landes). Verlag der Waisenhaus-Buchdruckerei, Braunschweig 1956.

Groß Biewende, Samtgemeinde Semmenstedt, am Großen Graben

Name: 1118 Biwende, 1183/94 Biwenne, 1234 Biwinde, 1333 Biwine = ausgesondertes Privateigentum (?). — *Höfe:* 1584 4 Ackerleute, 1 Burgermeister, 3 Halbspänner, 16 Köter; 1770 8 Ackerleute, 4 Halbspänner, 13 Köter; 1802 desgleichen und 1 Brinksitzer, 31 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 230, 1900 447, 1939 460, 1950 767, 1956 584, 1964 496.

Ehemaliger *Adelssitz*: Im Mittelalter Sitz einer Vogtei und der Edelherren von Biwende. Reste der Burg bis Ende des 19. Jahrhunderts im Pfarrgarten. Reste eines mittelalterlichen Steinhauses (Kemnate) auf Großkothof Nr. 6.

Evgl.-luth. Kirche: Im Kern romanisch mit gotischen und jüngeren Veränderungen, auffallend starker Bergfriedturm, früher mit Gewölbe; am Altar neue Paramente von F. Reck; 1963/64 umfangreiche Renovierung. — Friedhofskapelle

1965 im Bau. — Kriegsgefallenen-Ehrenmale: 1. Tafel in der Kirche, 2. Denkmal am Kirchberg, 3. Denkmal auf dem Friedhof.

Sonstige Gebäude: Mehrere Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts. Geschützte *Naturdenkmale:* 2 Linden vor der Kirche. Alte *Versammlungsplätze* „Großer Tie“ östlich am Dorfe, „Kleiner Tie“ an der Südspitze des Ortes.

Feldmark: wüste Dorfstelle Kraut- oder Klein Neindorf westl.; wüste Dorfstelle Mollenstedt südl. von Gr. Biewende.

Literatur: C. v. Schmidt-Phiseldack, Geschichte der Edlen von Biewende und ihrer Herrschaft im 13. Jahrhundert. Wernigerode 1875.

Klein Biewende, Samtgemeinde Semmenstedt

Name: 1228 Osterbiwende, Namensdeutung s. bei Groß Biewende. — *Höfe:* 1584 1 Ackermann, 3 Burgermeier, 2 Halbspänner, 26 Köter; 1750 6 Ackerleute, 4 Halbspänner, 7 Groß- und 3 Kleinköter; 1802 6 Ackerleute, 4 Halbspänner, 14 Köter, 28 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 170, 1900 358, 1939 319, 1950 611, 1956 476, 1964 381.

Evgl.-luth. Kirche: einheitlicher mittelalterlicher Bau mit Kanzelaltar, Wappen mit 3 Blumenstengeln und Emporeneinbau. — Neue Kapelle auf dem Friedhof. — Kriegsgefallenen-Ehrenmal an der Südmauer des alten Kirchhofes.

Alter *Versammlungsplatz* „Tie“ an der Südspitze des Dorfes.

Bornum, Samtgemeinde Börßum, am Hanbach

Name: 1109 Burnem = Quellenheim. — *Höfe:* 1772 5 Ackerleute, 3 Halbspänner, 4 Groß- und 10 Kleinköter; 1802 desgleichen sowie 1 Rittergut, 7 Brinksitzer, 35 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 220, 1900 438, 1939 433, 1950 773, 1956 591, 1964 523.

Evgl.-luth. Kirche: mittelalterlicher Bau, 1774 erneuert. — Kapelle auf dem Friedhof 1957/60 erbaut. — Kriegsgefallenen-Ehrenmal an der Südseite der Kirche. — Schule Neubau von 1953. — Am Ackerhof Nr. 1 zwei steinerne Torpfeiler mit verwitterten Wappen des 18. Jahrhunderts.

Geschützte Naturdenkmale: 1. Hohberg (vorgeschichtlicher Grabhügel?) mit Linde und Kreuzstein am Ostrande des Ortes, 2. Linde auf dem Dorfplatz vor der Kirche.

Feldmark: altertümliche Flurnamen Hohberg und Klotzeberg.

Börßum, Samtgemeinde Börßum, am Hasenbeek

Name: 11. Jahrhundert Bursinun, 1174 Bursne = unerklärter Bachname der ältesten Namensschicht mit dem alteuropäischen Flußnamen — Suffix-ina. — *Höfe:* 1584 5 Ackerleute, 3 Burgermeier, 5 Halbspänner, 34 Köter; 1762 5 Ackerleute, 7 Halbspänner, 14 Groß- und 11 Kleinköter, 8 wüste Hofstellen; 1802 5 Ackerleute, 5 Halbspänner, 21 Köter, 10 Brinksitzer, 51 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 374, 1900 1195, 1939 1419, 1950 2750, 1956 2399, 1964 2111.

Evgl.-luth. Kirche: Mittelalterlicher, der Jungfrau Maria, St. Petrus und St. Georg geweihter Bau mit späteren Veränderungen; Fenster von 1734. — *Kath. Kirche:* Neubau, St. Bernhard geweiht, von 1959/60 (Gesamtentwurf und Altar: Fehlig - Hildesheim). Innenausstattung und Fenster: Pauli - Köln, Josefsbild: Placzek - Regensburg, Marienbild von 1783.

Einige *Bauernhäuser* des 17./18. Jahrhunderts. — Westlich anschließend an das alte Dorf ausgedehnte Eisenbahner-Siedlung, entstanden im 19. Jahrhundert durch den bedeutenden Bahnknotenpunkt mit Eisenbahnbetriebsamt.

Feldmark: zahlreiche vorgeschichtliche Fundstellen von der Jungsteinzeit bis zur späten Eisenzeit darunter eine sehr seltene Doppelaxt der frühen Bronzezeit, und die wüste Dorfstelle Klein Börßum.

Wirtschaft: großes Wasserwerk der SalzgitterAG, gespeist aus dem ausgedehnten Brunnenfeld vor Hornburg.

Literatur: L. Knoop, Börßum und seine Umgebung in geographischer, naturwissenschaftlicher, landwirtschaftlicher und historischer Beziehung. Wolfenbüttel 1902.

Groß Denkte, Samtgemeinde „Asse“ in Gr. Denkte

Name: 9. Jahrhundert mark Dengdia, 947 Dencthi = Gegend, wo gehämmert wird (?) Ortsname der ältesten Schicht mit dem Suffix-ithi. *Höfe*: 1584 7 Ackerleute, 3 Halbspänner, 50 Köter; 1761 6 Ackerleute, 6 Halbspänner, 57 Köter; 1802 1 Schriftsasse, 5 Ackerleute, 1 Halbspänner, 41 Köter, 1 Brinksitzer, 67 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen*: 1790/1802 437, 1900 1134, 1939 1066, 1950 1438, 1964 1302.

Evgl.-luth. Kirche: Der ehemals romanisch-gotische Bau, St. Petrus und St. Paulus geweiht, nach Zerstörung im Bombenkrieg (14. 1. 1944) 1955/56 wiederhergestellt, im Innern Kanzelaltar und gotisches Sakramentshäuschen; neuer freistehender Glockenturm nordwestlich der Kirche mit der im Kriege allein übergebliebenen Glocke; barocker Grabstein der Pastorenfrau Clara Friderica Bortfeldt von 1736; Kriegsgefallenen-Denkmal an der Vorderseite der Kirche.

Sonstige Gebäude: mittelalterlicher Steinbau (Bergfried) auf Hof Nr. 79; mehrere Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts.

Alter Versammlungsplatz „Tie“ zwischen Kirche und Rittergut.

Landschaftsschutzgebiete: 1. Gutsark 2,9 ha, 2. Festberg am Asse-Hang 11,5 ha,

Feldmark: zahlreiche vorgeschichtliche Fundstellen von der Steinzeit bis zur Eisenzeit.

Wirtschaft: 1 Sägewerk, 1 Möbelfabrik, 1 Druckerei.

Literatur: K. Maßberg, Die Dörfer der Vogtei Groß Denkte, ihre Flurverfassung und Dorfanlage. Göttingen 1930.

Klein Denkte, Samtgemeinde „Asse“ in Groß Denkte

Name: 1244 Minor-Dencte, später Lutken Dencte. Namensklärung: s. b. Gr. Denkte. — *Höfe* 1584 1 Ackermann, 1 Burgermeier, 17 Köter; 1750 2 Ackerleute, 2 Halbspänner, 11 Köter, 3 Kleinköter; 1802 2 Ackerleute, 2 Halbspänner, 10 Köter, 1 Brinksitzer, 22 Feuerstellen. *Einwohnerzahlen*: 1790/1802 145, 1900 199, 1939 173, 1950 389, 1956 302, 1964 250.

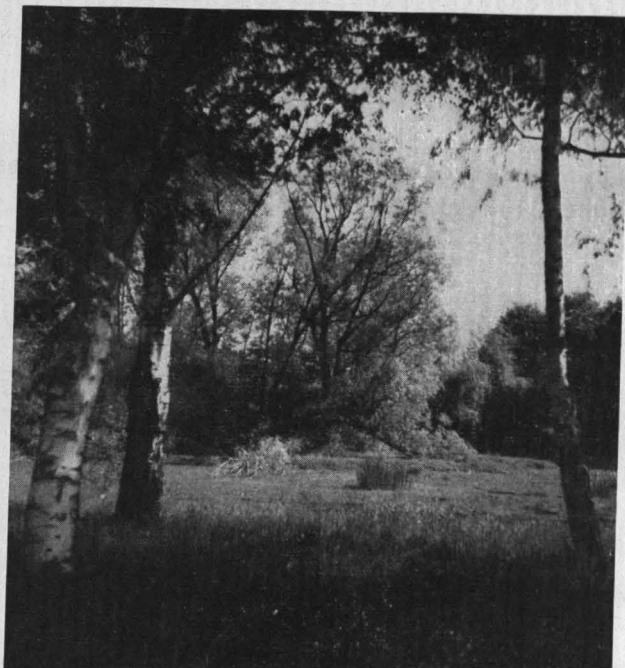
Evgl.-luth. Kirche: einheitlicher rechteckiger Bau mit 2 Nischen in der Ostwand, Vorhalle mit spitzbogigem Portal an der Nordseite. — Neue Kapelle (Entwurf Prof. Dr. Berndt, Braunschweig) auf dem Friedhof. — Kriegsgefallenen-Denkmal an der Kirchstraße.

Feldmark: An der Straße nach Neindorf die „Donnerburgbrücke“ über die Altenau mit Inschriften von 1590 und 1702, benannt nach einem früher daneben stehenden Wirtshaus „Donnerburg“, über dessen Namensursprung nichts bekannt ist. — Auf den Äckern vorgeschichtliche, besonders jungsteinzeitliche Funde.

Gewerbe: Steinbearbeitung.

Dettum, Samtgemeinde
Dettum, am Krummen
Beek (jüngere Benennung für den zum Ortsnamen gewordenen früheren Bachnamen Dettene).

Name: 1226 Thitene = unerklärter Bachname der ältesten Namensschicht mit dem alteuropäischen (vorgermanischen?) Gewässernamen — Suffix -ana oder -ina. — *Höle* 1766 4 Ackerleute, 8 Halbspänner, 32 Köter; 1802 3 Ackerleute, 8 Halbspänner, 32 Köter, 3 Brinksitzer, 52 Feuerstellen. *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 385, 1900 805, 1939 703, 1950 1357, 1956 1139, 1964 995.



Landschaftsschutzgebiet Filgensee bei Dettum

Evgl.-luth. Kirche: gotischer Bau, Johannes dem Täufer geweiht, mit eingerücktem, gerade schließendem Chor, 1860 restauriert; Kanzelaltar und Taufstein aus französischem Kalkstein, geschenkt vom Braunschweiger Regenten Johann Albrecht von Mecklenburg 1908, damals auch Ausmalung; Paramente aus Marienberg b. Helmstedt 1961, im Vorraum Kreuzigungsgruppe mit Stiftern aus Kalkstein und Grabstein für Georg Christian Cahrstedt 1706. — **Evgl.-luth. Pfarrhaus** Fachwerk von 1714 im Umbau. — Neue Kapelle (1964) auf Friedhof nördlich vom Dorf. — **Kriegsgefallenen-Denkmal** vor der Kirche. — **Kath. Kirche** und Pfarrhaus 1965 im Bau. — **Schule:** Anstelle des zu Wohnungen umgebauten alten Gebäudes Neubau 1951 mit Turnhalle und Lehrerwohnungen in Reihenhäusern. — Mehrere **Bauernhäuser** des 18. Jahrhunderts. — Windmühle außerhalb des Dorfes außer Betrieb.

Feldmark: Zahlreiche vorgeschichtliche Funde verschiedener Epochen, darunter ein wichtiger Depotfund von 3 triangulären Bronzedolchen der frühen Bronzezeit (Aunjetitzer Kultur). — **Landschaftsschutzgebiet Filgensee**, benannt wahrscheinlich nach einer urkundlich nicht bezeugten Wüstung Villingi, 2 ha groß, westlich des Dorfes, Quellteich des Baches „Glue Riede“ mit Sumpfwald (Linde, Ahorn, Eiche u. a.), in der nächsten Umgebung vor- und frühgeschichtliche Siedlungs-

funde, daher wohl vorchristliches Quellheiligtum. Wahrscheinlich führte das Vorkommen von Unken in diesem See zur Entstehung einer Sage von versunkenen Glocken.

Handel und Gewerbe: Zuckerfabrik stillgelegt, Gebäude genutzt durch Ländliche Handelsgesellschaft.

Literatur: O. Hahne, Siedlungsgeschichte und Verkehrsstraßen zwischen Elm und Asse auf Grund der Flurnamen des Dorfes Dettum (in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte Bd. 19, 1942, S. 187 ff.). — W. Busch, Ortsgeschichte von Dettum, 2 Bände, vervielfältigt im Selbstverlag der Gemeinde).

Kalme, eins der kleinsten Dörfer des Kreises Wolfenbüttel, aber vom 12. bis 15. Jahrhundert als Sitz eines kirchlichen Archidiakonats bezeugt.

Name: 1184 Callenheim, 1207/33 Kalenem = Heim eines Kallo. — *Höfe:* 1584 2 Ackerleute, 1 Burgermeister, 1 Halbspänner, 2 Köter; 1762 2 Ackerleute, 1 Halbspänner, 4 Köter; 1802 2 Ackerleute, 1 Halbspänner, 3 Köter, 1 Brinksitzer, 9 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 70, 1900 143, 1939 117, 1950 223, 1956 192, 1964 135.

Evgl.-luth. Kirche: Anstelle des abgebrochenen mittelalterlichen Baues 1838 Neubau von Kirchenbaumeister Kruse mit achteckigem Grundriß; Ehrentafel für die Kriegsgefallenen beiderseits des Altars. — Alter Kirchhof um die Kirche noch in Benutzung.

Kissenbrück, an der Kisse, im Mittelalter Sitz eines Archidiakonats des Bistums Halberstadt und eines Grafendinges (Landgericht).

Name: 9. Jahrhundert. Chirsenbrucge, 944 Kissenbruke, 1058 Cissenbruca = Brücke über die Kisse für den wichtigen Fernverkehrsweg vom Okerübergang bei Ohrum über Schöningen zur Mittelelbe. — *Höfe:* 1584 3 Ackerleute, 4 Burgermeister, 3 Halbspänner, 32 Köter; 1717 6 Ackerleute, 5 Halbspänner, 20 Köter; 1802 1



Kirche in Kissenbrück

Rittergut, 1 Schriftsassenhof, 1 Ackermann, 4 Halbspänner, 22 Köter, 14 Brinksitzer, 6 Häuslinge, 57 Feuerstellen außer dem Gut. — *Einwohnerzahlen:* 1790 480, 1802 511, 1900 1191, 1939 982, 1950 1629, 1956 1411, 1964 1242.

Evgl.-luth. Kirche: Anstelle der mittelalterlichen, St. Stephan geweihten Archidiakonatskirche 1662/64 Neubau in Grundrißform eines gleicharmigen griechischen Kreuzes mit zentraler Kuppel von A. Reichard, nach Zerstörung durch Bomben (14. 1. 1944) modernisierte Wiederherstellung 1957/58 (Gesamtentwurf, Altar und Orgelprospekt von Prof. Dr. Berndt - Braunschweig, Kanzel, Taufstein und Deckengemälde von Kl. Wallner - Hamburg, Kruzifix und Leuchter von J. Fler - Hamburg, Orgel von O. Dutkowski - Braunschweig); freistehender Glockenturm des Barockbaues erhalten. — *Pfarrhaus* Fachwerkbau 1675 mit Schaufrent auf der Rückseite. — Ehem. Dorfkrug: Fachwerkbau des 17. Jahrhunderts. Mehrere Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts. Auf einem Grundstück an der Kisse nahe der Kirche die Bezeichnung „Eulenburg“. — Rittergut Hedwigsburg, benannt nach dem von Herzog Julius für seine Gemahlin Hedwig erbauten, 1578 zuerst bezeug-

ten, am 14. 1. 1944 durch Bomben zerstörten Lustschloß, mit einem im 18. Jahrhundert vom braunschweigischen Minister von Münchhausen angelegten Park (englischer Garten mit 3 Teichen und zahlreichen ausländischen Baumarten; darin noch Reste der Ausstattung des 18. Jahrhunderts an steinernen Figuren, Vasen und dgl. sowie Erdwälle vielleicht von der frühmittelalterlichen Stecklenburg — 1195 Stekelenborch). Die Sicherung des Parkes als Landschaftsschutzgebiet wäre aus historischen und botanischen Gründen zu wünschen.

Geschützte Naturdenkmale: 1 Linde auf dem alten Kirchhof, 2 Linden am Gefallenen-Denkmal.

Feldmark: zahlreiche vorgeschichtliche Fundstellen, auf dem Flurstück „Alt-feld“ im Mittelalter Stätte des Grafengerichts, an der Straße nach Ohrum der „Ruhenstein“, vermutlich Stätte des alten Kissenbrücker Bauerngerichts.

Gewerbe: Fährmühle am Bahnhof Hedwigsburg, moderne Großmahlmühle, früher Wassermühle an der Oker, schon 1454 bezeugt.

Literatur: K. Bege, Zur Geschichte des Dorfes Kissenbrück (in: Vaterländisches Archiv 1842, 251 ff). — Festschrift Elfhundert Jahre Kissenbrück. 1953. — Beschreibung des Gutsparkes Hedwigsburg in C. Ph. Ribbentrop, Geschichte und Beschreibung der Stadt Braunschweig. Bd. 2, 1796, S. Anhang S. 35.

Neindorf,

Name: 9. Jahrhundert Nientorp, 1192 Neenthorp iuxta Biwende = Neues Dorf (zur Unterscheidung von dem wüstgewordenen Oldendorp bei Kalme. — **Höfe:** 1765 2 Ackerleute, 1 Halbspänner, 2 Groß- und 2 Kleinköter; 1802 desgleichen und 14 Feuerstellen. **Einwohnerzahlen:** 1802 108, 1900 363, 1939 290, 1950 498, 1956 429, 1964 357.

Evgl.-luth. Kirche: mittelalterlicher Bau, St. Nikolaus geweiht, quadratischer Turm mit Grabgewölbe, alte Taufschale vor der Kirche. Friedhof gesondert mit älterer Kapelle. Figürliches Kriegsgefallenen-Denkmal neben der Kirche. — Einige Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts. Neubauernhof in Fachwerk 1937 (Entwurf G. Hartwig, Wolfenbüttel.)

Wirtschaft: Kalischacht der 1893 gegründeten „Gewerkschaft Hedwigsburg“ 1929 stillgelegt, ihre Gebäude jetzt genutzt als Lagerräume für die Schering-Werke Wolfenbüttel und eines Transportunternehmens sowie als Konservenfabrik des Gutes Ahlum.



Dreiseithof Nr. Ass in Neindorf

Osel, Bergkuppe, mit 154 m Meereshöhe um mehr als 50 m über die Okerniederung emporragend, zwischen den Dörfern Klein Denkte, Sottmar, Kissenbrück und Neindorf, deren Feldmarken am Osel Anteil haben.

Name: 1340 vor dem Osele, mundartlich oisel, wahrscheinlich aus germanisch *ans-il* durch Nasalschwund, Senkung des *a* zu *o*, Tondehnung und Diphthongierung des *o* zum heutigen Laut entwickelt (wie Gaus ‚Gans‘ aus germ. *gans*)

über mittelniederdeutsch gôs) und zu germ. ans ‚Gottheit‘ gehörig, also etwa = „Götterberg“.

Auf einen bedeutenden *Kultplatz* der vorchristlichen Zeit, deuten die zahlreichen *Siedlungs- und Gräbnisfunde aus verschiedenen vorgeschichtlichen Epochen*, darunter der für die Geschichte des europäischen Fernhandels der frühen Jungsteinzeit sehr bedeutungsvolle Weihefund eines zum Blasinstrument hergerichteten, mit Feuersteingeräten gefüllten Tritonschneckenhauses aus dem Mittelmeerraum. Der mittelalterliche Steinbruchsbetrieb hat vermutlich noch viele weitere Vorgeschichtsfunde zerstört. Die Vorliebe des vorgeschichtlichen Menschen für den Osel können wir nachempfinden, wenn wir auf der beherrschenden Kuppe stehen und den herrlichen Rundblick über das Okertal, zum Oderwald, zur Asse, zum Fallstein und Harz genießen.

Botanisch ist der Osel ebenfalls bemerkenswert und schutzwürdig wegen seiner Reliktflora der Trockenrasen-Pflanzengesellschaft.

Remlingen, am Ammerbeeke

Name: 1022 Remminge, 1118 Remnigge = Gelände bei den Schafböcken (?) —

Höfe: 1584 4 Ackerleute, 6 Burgermeister, 3 Halbspänner, 25 Köter; 1750 6 Ackerleute, 5 Halbspänner, 14 Groß- und 8 Kleinköter; 1802 5 Ackerleute, 4 Halbspänner, 16 Köter, 4 Brinksitzer, 39 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 368, 1900 709, 1939 618, 1950 1086, 1956 982, 1964 881.

Evgl.-luth. Kirche: mittelalterlicher Bau, St. Petrus geweiht, Turm 1594/96, Erneuerung der Kirche 1722, nach Zerstörung im Kriege (14. 1. 1944) wiederhergestellt mit neuer Orgel von H. Blöss. — *Gemeindezentrum* zwischen Kirche und Pfarrhaus neu erbaut unter Benutzung der Pfarrscheune von 1613. — Zwei neue Friedhöfe mit Totenhalle. — *Kriegsgefallenen-Ehrenmale:* 1. Holzkreuz auf Friedhof mit Wappen der deutschen Ostgebiete, 2. Denkmal an der Leipziger Straße. — *Sonstige Gebäude:* Neubau einer Mittelpunktschule für Remlingen, Semmenstedt, Timmern, Kl. Biewende, Kalme, Wittmar und Gr. Denkte. (Entwurf: Schön, Braunschweig). — Mehrere Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts, darunter Nr. 19 mit Fußbändern und Rautenfachwerk um 1700: Gutsmauer mit Einfahrt- und Fußgängertor der Barockzeit zum ehem. Gut des Georg Engelhardt von Löhneysen, der 1623 in der Kirche beigesetzt wurde; von seinem Wohnhaus und der dabei befindlichen Druckerei der Löhneysenschen Bücher über Pferde, Bergwerkswesen, Hof-, Staats- und Regierungskunst nichts mehr erhalten, an ihrer Stelle neuere Gebäude der Restdomäne.

Feldmark: Windmühle außer Betrieb, zahlreiche vorgeschichtliche Siedlungsfunde, bes. der Jungsteinzeit.

Geschütztes Naturdenkmal: 1 Kiefer westl. des Hofes Jäger.

Wirtschaft: Kalischacht II 1964 stillgelegt, vorgesehen zur Lagerung von Atom-Müll. — Zweigwerk des Eisenwerkes Wülfel-Hannover.

Salzdahlum, Samtgemeinde Salzdahlum, 1755—1806 schon einmal Vorort eines aus 10 Dörfern bestehenden Amtes; im 19. Jahrhundert aus den 2 selbständigen Gemeinden Ober- und Niederdahlum vereinigt.

Name: 888 Dalhem, 1240 Saltdaleim = Heim im Tale bei der Saline (diese schon 888 erwähnt und 1852 stillgelegt). **Höfe:** 1584 in Oberdahlum 5 Ackerleute, 2 Halbspänner, 26 Köter, in Niederdahlum 4 Ackerleute, 3 Halbspänner, 27 Köter; 1764 in Oberdahlum 2 Ackerleute, 1 Halbspänner, 24 Köter, in Niederdahlum 4 Ackerleute, 1 Halbspänner, 4 Burgermeister, 30 Köter; 1802 1 Schriftsassenhof, 2 Ackerleute, 1 Halbspänner, 24 Köter, 7 Brinksitzer, in Niederdahlum, 6 Ackerleute, 1 Halbspänner, 26 Köter, 7 Brinksitzer, zusammen 86 Feuerstellen. **Einwohnerzahlen:** 1790/1802 660, 1900 1124, 1939 1032, 1950 1717, 1956 1542, 1964 1430.

Evgl.-luth. Kirche: mittelalterlicher Bau, Turm in jüngster Zeit erneuert; Altarwand im Stil Ludwigs XIV. mit Durchgängen, aber ohne Kanzel; über dem Altar Hochrelief mit Geißelung Christi; schöne Grabsteine des 16. und 17. Jahrhunderts. — Friedhofskapelle im Bau. — Kriegsgefallenen-Denkmal an der Westseite der Kirche.

Sonstige Gebäude: mehrere Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts, in einem Stallgebäude Stuckreste des 1813 abgebrochenen herzoglichen Lustschlosses von 1689/99 (Baumeister Hermann Korb) von dessen prunkvollen Gebäuden und Gartenanlagen mit Grotten und Wasserkünsten nichts erhalten; die Kunstschatze der ehemals berühmten Salzdahlumer Gemäldegalerie jetzt im Herzog-Anton-Ulrich-Museum zu Braunschweig; einige barocke Steinfiguren der Gartenanlagen verstreut an verschiedenen Orten meist in Privatbesitz, eine verstümmelte in Salzdahlum an Straßenkreuzung nahe der Kirche. An der Stelle des Schlosses jetzt Versuchsgut der Landwirtschaftlichen Forschungsanstalt Völkenrode.

Geschütztes Naturdenkmal: 1 Eiche am Pfarrhaus. Früherer Versammlungsplatz im „Glocken-Tie“.

Feldmark: zahlreiche hochaltertümliche Flurnamen, wie Apel, Elste, Fibel, Gniest, Klare, Noll, Pirle, Semmel und Welseder Feld lassen sehr alte, früh wüst gewordene Siedlungen auf den beiden großen Gemarkungen vermuten; auf jüngere wüstgewordene Siedlungen deuten die Flurstücke Bodenstedt u. Dangeroder Feld. Vorgeschichtliche Funde an verschiedenen Stellen der Feldmark und im Dorf. — Bemerkenswerte Salzflora in der Nähe der ehemaligen Saline.

Wirtschaft: Zuckerfabrik 1957 stillgelegt, jetzt nur noch Rüben-Annahmestelle für Zuckerfabrik Fallersleben. Großraum-Gewächshaus-KG mit 10 000 qm unter Glas (Zusammenschluß von Gärtnern aus Salzdahlum, Stöckheim, Wolfenbüttel u. a.).

Literatur: Festschrift „Zum hundertsten Geburtstag der Gemeinde Salzdahlum“ 1956. — H. Wiswe: Geschichte der Salzwerke bei Salzdahlum (in: Braunschweigisches Jahrbuch, 3. Folge, Bd. 4, 1943, S. 75—112). — K. Steinacker, Das fürstliche Lustschloß in Salzdahlum (in: Braunschweigisches Jahrbuch, 3. Jahrgang 1904, S. 69—110).

Semmenstedt, Samtgemeinde Semmenstedt

Name: 1049 Scemmenstede, 1022 Tsemmenstede, ursprünglich wohl Kimminstedi = Stätte bei den Einkerbungen (?). — **Höfe:** 1584 2 Ackerleute, 2 Burgermeister, 8 Halbspänner, 26 Köter; 1748 3 Ackerleute, 10 Halbspänner, 16 Groß- und 10 Kleinköter, 5 wüste Höfe; 1802 5 Ackerleute, 7 Halbspänner, 22 Köter, 2 Brink-

sitzer, 47 Feuerstellen. *Einwohnerzahlen*: 1790/1802 339, 1900 530, 1939 554, 1950 1154, 1956 862, 1964 698.

Evgl.-luth. Kirche: mittelalterlicher Bau, St. Johannes geweiht mit einheitlichem, gerade schließendem Schiff, durch Stein an der Ostseite 1428 datiert, 1766 renoviert; Turm rechteckig; barocker Grabstein an der Ostseite. — Kriegsgefallenen-Denkmal westl. vor der Kirche.

Geschütztes *Naturdenkmal*: 1 Linde neben der Gastwirtschaft.

Feldmark: Flurname „An der Halle“ deutlich vermutlich auf frühgeschichtliche Salzgewinnung.

Sottmar, Samtgemeinde „Asse“ in Groß Denkte

Name: 965 Suthereim. 1146 Sutherheim = Südheim, wegen der Bezeichnung nach einer Himmelsrichtung, wahrscheinlich fränkische Gründung des 8./9. Jahrhunderts, erst in nachmittelalterlicher Zeit mit dem vom Nachbarort Wittmar entlehnten Grundwort -mar versehen. *Höfe*: 1584 4 Ackerleute, 1 Burgermeister, 1 Köter; 1747 3 Ackerleute, 2 Halbspänner, 2 Großköter; 1802 3 Ackerleute, 2 Halbspänner, 1 Köter, 1 Brinksitzer, 9 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen*: 1790/1802 72, 1900 123, 1939 106, 1950 180, 1956 135, 1964 109.

Evgl.-luth. Kirche: Romanischer Bau mit gerade abschließendem Chor, 1804 erneuert. — Kriegsgefallenen-Ehrenmal aus Findlingsblöcken an der Ostseite der Kirche.

Feldmark: nördlich vom Ort der Hohberg, wahrscheinlich vorgeschichtlicher Grabhügel.

Timmern, Samtgemeinde Semmenstedt

Name: um 983 Timbron, 1131 Timere, 1190 Timbere = Bei den Bauhölzern (?). — *Höfe*: 1584 3 Ackerleute, 2 Burgermeister, 2 Halbspänner, 9 Köter; 1763 3 volle und 2 halbe Ackerleute, 2 Halbspänner, 7 Großköter, 18 wüste Höfe; 1802 6 Ackerleute, 7 Köter, 20 Feuerstellen.

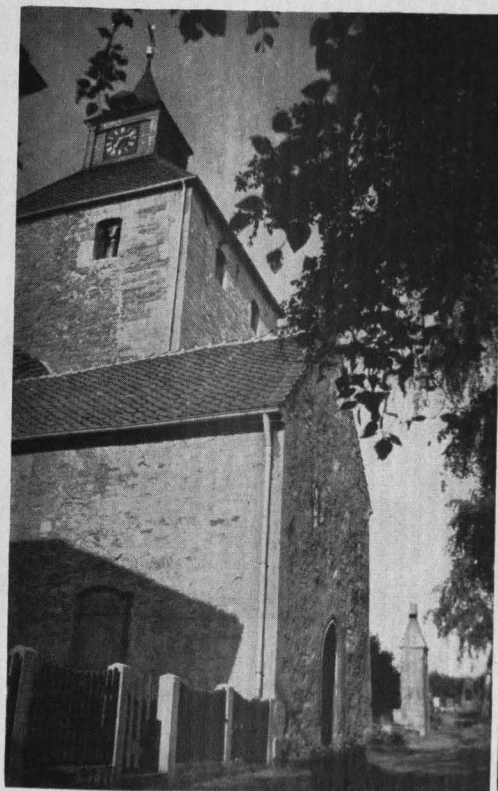
Evgl.-luth. Kirche: Mittelalterlicher Bau mit romanischem Turm und gotischem Schiff, gerade abschließend, an der Nordseite Vorbau mit verziertem spitzbogigem Eingang wohl um 1500; schlichte barocke Altarwand mit Kanzel zwischen korinthischen Pilastern. — Kriegsgefallenen-Ehrenmal aus Findlingsblöcken vor der Kirche und Gedenkplatte mit Inschrift über dem Südeingang der Kirche.

Geschütztes *Naturdenkmal*: 1 Trauer-Esche.

Feldmark: Flurname „Knüel“ deutet auf vorgeschichtlichen Grabhügel.

Groß Vahlberg, Samtgemeinde „Südelm“ in Schöppenstedt

Name: 1237/48 Valeberghe = Am fahlen, gelblichen Berge. — *Höfe*: 1770 1 Adels-hof, in dem 3 Ackerhöfe und 8 Kothöfe aufgegangen sind, 1 Ackermann, 4 Halbspänner, 29 Köter; 1802 1 Rittergut, 1 Ackermann, 4 Halbspänner, 28 Köter, 6 Brinksitzer, 40 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen*: 1790/1802 293, 1900 477, 1939 442, 1950 797, 1956 636, 1964 531.



Kirche in Groß Vahlberg



Steinrelief am Turm
der Kirche in Groß Vahlberg

Evgl.-luth. Kirche: Mittelalterlicher Bau mit romanischem Bergfried-Turm, darin 2 Grabgewölbe der Familien von Weferlingen und von Münchhausen, Schiff einheitlich mit Dreiviertelschluß, 1950 renoviert; im Innern schöne figürliche Grabsteine Karls von Weferlingen 1594, Ulrichs von Weferlingen 1611 und seiner Frau Katharina von Blankenburg; über dem spitzbogigen Eingang Relief eines bärtigen Mannes, der mit beiden Händen einen Stein (?) über seinem Kopfe hält; an der Ostseite der Vorhalle Wappen des Huberts von Münchhausen 1954. —

Kath. Kirche: 1954 mit Pfarrhaus durch Umbau des früheren Molkereigebäudes geschaffen. — Kriegsgefallenen-Ehrenmal an der Nordseite der evgl.-luth. Kirche. — Alte Schule in der Nähe der evgl.-luth. Kirche durch neue Anbauten erweitert.

Sonstige Gebäude: Verwalterhaus des Rittergutes (früher Herrenhaus) stammt aus Salzdahlum, wo es bis zum Abbruch des fürstlichen Kunstschlusses 1813 als Pagenhaus diente; mehrere Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts.

Landschaftsschutzgebiete: 1. Gutspark mit exotischen Bäumen, 3 ha. 2. Schönebusch außerhalb des Ortes 2 ha. Schutzwürdiges Naturdenkmal: 1 alte Linde vor der Pfarre.

Feldmark: zahlreiche vorgeschichtliche Fundstellen, bis in die Asse hinauf, bes. aus der Jungsteinzeit; altertümlicher Flurname „Dötling“.

Klein Vahlberg,

Name: Im Mittelalter zunächst von Groß- und Mönche-Vahlberg nicht unterschieden, später durch Zusatz von Osteroder Lütken-; Bedeutung s. b. Groß Vahlberg. *Höfe:* 1584 4 Ackerleute, 2 Halbspänner, 12 Köter; 1751 1 Rittergut, 5 Ackerleute, 10 Köter; 1802 1 Ackermann, 2 Halbspänner, 1 Köter, 9 Brinksitzer, 22 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 164, 1900 239, 1939 247, 1950 455, 1956 405, 1964 293.

Evgl.-luth. Kirche: Mittelalterlicher Turm und neueres Schiff nicht bündig

miteinander und ohne ebenerdige Verbindung untereinander; Gruft der Familie von Schwartzkopf. — Friedhofskapelle auf dem Kirchhof für 1965 geplant. — Kriegsgefallenen-Denkmal an der Straße nach Gr. Vahlberg.

Geschützte Naturdenkmale: 1. Galgenberg mit Linde auf dem Acker östl. (vorgeschichtlicher Grabhügel, 1907 untersucht, mit Bestattungen aus der frühesten u. späteren Bronzezeit sowie der Merowingerzeit); 2. Meescheberg mit Buche an der Straße nach Remlingen (noch unberührter vorgeschichtlicher Grabhügel) in beherrschender Lage mit großartigem Rundblick nach Südwesten, Süden und Osten.

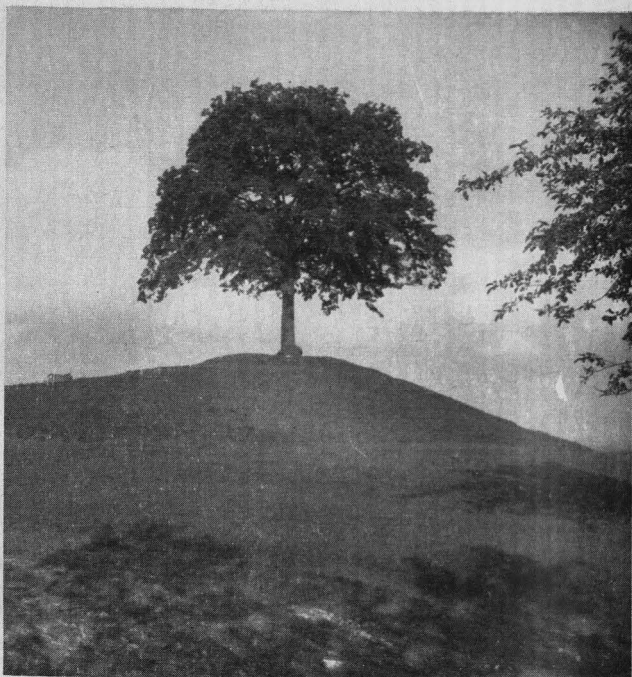
Wirtschaft: Kalischacht III stillgelegt.

Literatur: F. Fuhse, Der Galgenberg bei Kl. Vahlberg (in: Braunschweigisches Jahrbuch 1. Folge, Bd. 7, 1908, S. 1—21).

Mönche-Vahlberg, Samtgemeinde Dettum

Name: 1134 Valeberge, 1528 Moneke Valberge mit dem Zusatz Mönche — wegen des hier befindlichen Wirtschaftshofes des Braunschweiger Benediktinerklosters St. Ägidien, dessen Erträge seit 1576 zum Teil für Studentenfreitische der Universität Helmstedt dienten. — *Höfe:* 1584 5 Ackerleute, 6 Köter; 1802 desgleichen, 14 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 120, 1802 122, 1900 429, 1939 292, 1950 559, 1956 433, 1964 357.

Evgl.-luth. Kirche: Schiff mittelalterlich mit Dreiachtelschluß, Turm von 1740, über dem Eingang „Anno 1755“; im Innern gotisches Sakramentshäuschen; der Bau um 1905 erneuert. — Kapelle von 1960 f. auf dem neuen Friedhof nördlich des Ortes. — Kriegsgefallenen-Ehrenmale: 1. für 1914/18 in der Kirche, f. 1939/45 am Kirchtum.



Meescheberg bei Klein Vahlberg

Sonstige Gebäude: Ehemaliger Wirtschaftshof des Ägidienklosters nördlich des Kirchhofes, an der Südseite mit mittelalterlichen Steinbauten besetzt, darunter ein dreistöckiger Bergfried mit hohen Giebeln, ein anderes Gebäude mit Inschriften von 1463 und 1760, ferner alte Hofmauern mit Durchfahrt- und Fußgängertor.

Volzum, Samtgemeinde Dettum

Name: 1153 Volkessem, 1192 Volkhem = Heim eines Folki. — *Höfe:* 1772 3 Ackerleute (1 Hof wüst), 8 Halbspänner, 6 Köter; 1802 3 Ackerleute, 7 Halbspänner, 6 Köter, 18 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 101, 1900 169, 1939 202, 1950 421, 1956 357, 1964 321.

Evgl.-luth. Kirche: Romanischer Bau, Turm und gerade schließendes Schiff bündig; im Vorraum Ehrentafel f. d. Kriegsgefallenen. — Neue Kapelle (Entwurf: Prahmann — Braunschweig) auf dem Friedhof 1965 im Bau. — Neues Kriegsgefallenen-Denkmal (Entwurf Zerries - Braunschweig) am Ortsausgang nach Lucklum. — 2 Mühlsteine von der ehem. Wassermühle Wedemeier jetzt vor der Schmiede.

Feldmark: Nordwestlich vom Dorf sagenumwobenes Flurstück „Königskirchhof“, östlich vom Dorf steile Anhöhe „Hochberg“ (wahrscheinlich vorgeschichtlicher Grabhügel).

Literatur: O. Hahne, Vom Adelshof zum Bauerndorf Volzum (in: Braunschweigisches Jahrbuch 3. Folge, Bd. 4, 1943, S. 61—73). — Festschrift „800 Jahre Volzum“ 1954.

Weferlingen, Samtgemeinde Dettum

Name: 965 Weiverlingi, 1266 ff. Weverlinge = Platz bei den Leuten der Weber (?) oder Gelände mit schwankendem, sich hin- und herbewegendem Boden (?). — *Höfe:* 1767 4 Ackerleute, 2 Halbspänner, 4 Köter; 1802 1 Schriftsasse, 3 Ackerleute, 2 Halbspänner, 2 Köter, 2 Brinksitzer, 14 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 179, 1802 177, 1900 172, 1939 204, 1950 320, 1956 230, 1964 183.

Evgl.-luth. Kirche: Romanischer Bau am 14. 1. 1944 durch Bomben zerstört; Neubau von 1959 (Entwurf: Landeskirchenamt), darin 2 Figuren (Maria und Johannes) vom gotischen Schutzaltar der alten Kirche und deren Modell (im Vorraum), Orgel von O. Dutkowski - Braunschweig; vorbildliche Grünanlage um die neue Kirche. — Kriegsgefallenen-Denkmal vor der Kirche.

Burgstelle: Auf dem Barnstorfischen Hofe im Garten hinter den Gebäuden hoher Doppelwall mit Graben der ehemaligen Burg der Edelherren von Weferlingen mit rechteckiger Grundfläche von 5 Morgen Größe.

Feldmark: Beim Übergang der Straße nach Gr. Vahlberg über die Altenau Flurstück „Die Zingel“, auf eine ehemalige Wehranlage zur Sicherung des Flußüberganges deutend, dort früher ein gleichnamiger Kammerkrug.

Literatur: Fr. Barnsdorf, Chronik von Weferlingen (in Arbeit).

Wendessen, an der Altenau, Samtgemeinde „Asse“ in Groß Denkte

Name: 1140 Winedissem, 1170 Winethissem = Heim eines Winithi. *Höfe:* 1584 3 Ackerleute, 1 Burgermeier, 1 Halbspänner, 16 Köter; 1802 1 Rittergut („Edelhof“), 1 Halbspänner, 13 Köter, 1 Brinksitzer, 26 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 192, 1900 868, 1939 635, 1950 934, 1956 878, 1964 719.

Evgl.-luth. Kirche: Mittelalterlicher Bau, St. Georg geweiht, mit romanischem Turm, in dem neben den Schallöffnungen eine an der Westseite zugemauerte Tür sichtbar, Schiff mit geradem Chorabschluß, 1580 erneuert, 1651 ausgebessert, am 14. 1. 1944 durch Bomben schwer beschädigt, 1948 wiederhergestellt. — Kapelle von 1958 auf dem Friedhof.

Von dem am 14. 1. 1944 zerstörten Rittergut 2 starke steinerne Pfeiler des Hoftores mit je einem gekrönten Adler und Wappenschild erhalten.

Feldmark: An der Straße nach Wolfenbüttel auf dem Wendesser Berge eine alte Schanze, vermutlich 1762 zugleich mit der „Weißen Schanze“ als eine Art Außenfort der Festung Wolfenbüttel angelegt (vgl. Braunschweigisches Magazin 1900, 47).

Wirtschaft: Zuckerfabrik stillgelegt. — Großes Kalkwerk auf dem Wendesser Berge.

Literatur: s. bei Ahlum.

Wittmar, Samtgemeinde „Asse“ in Groß Denkte

Name: 965 Witmari = Gelände am weißen See (wahrscheinlich nach einem nicht mehr vorhandenen, einst wassergefüllten Erdfall benannt, wie die Flurstücke „Am Wittmer“ u. ä. bei Berklingen, Schliestedt, Haverlah, Ebstorf usw.). — *Höfe:* 1584 4 Ackerleute, 3 Köter; 1755 3 Ackerleute, 3 Halbspänner, 4 Köter; 1802 3 Ackerleute, 3 Halbspänner, 2 Köter, 1 Brinksitzer, 12 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790/1802 103, 1900 848, 1939 746, 1950 1120, 1956 995, 1964 1073.

Evgl.-luth. Kirche: Mittelalterlicher Bau, dessen einheitliches Schiff mit geradem Schluß und spätgotischem Fenster im Osten; anstelle des 1920 abgebrochenen romanischen Turmes Neubau mit Vorhalle in der Westwand des Turmes; Flachrelief des Gekreuzigten mit Maria und Johannes aus dem 16. Jahrhundert eingesetzt; Taufstein reich verziert mit Inschrift von 1656. — Neue Kapelle auf dem Friedhof. — Kriegsgefallenen-Ehrenmale: 1. für 1914/18 am Dreieck der Straßenkreuzung im Ort, 2. für 1939/45 Tafeln in der Friedhofskapelle.

Sonstige Gebäude: Mittelalterlicher Bergfried auf Hof Nr. 3 mit der Ostseite an der Straße, dazu Wirtschaftsgebäude mit steinernem Erdgeschoß und Fachwerkbobergeschoß, dieses um 1700 mit Kreuzbändern und Rautenverstreben.

Im Anschluß an das kleine alte Dorf nördlich die regelmäßig angelegte Bergarbeitersiedlung, entstanden Ende des 19. Jahrhunderts durch die Erschließung des Kalischachtes.

Feldmark: Reiche vorgeschichtliche Siedlungsfunde der Jungsteinzeit und späterer Epochen an verschiedenen Stellen, besonders zwischen dem Dorf und der Asse.

Wirtschaft: Gründung der „Gewerkschaft Asse“ für den Kalibergbau 1898, Stilllegung nach dem letzten Kriege. Als Ersatzgewerbe Gummifabrik und Schuhfabrik.



Bergfried in Wittmar

Pfingsten in Dörrigsen, Kr. Einbeck

von Hugo Grimme

In den Nächten vor Pfingsten soll der Bauer möglichst wenig schlafen, lehrten unsere Altvorderen. Diese Zeit ist nach ihrer Meinung viel zu wertvoll, als daß man sie im Bette zubringen dürfte. Vielmehr sollte man sie nützen, um auf die Unholden aufzupassen und sie durch Lärm zu vertreiben. Darum hörte man früher in der Nacht vor dem Feste überall im Dorfe lustiges *Peitschenknallen*. Besonders vor den Wohnungen unbeliebter Leute und mancher alten Weiber gab es ein wahres Höllenkonzert, den „Hexentusch“. Das geschah ursprünglich, um das gespenstische Volk der Bösen aus diesen Häusern auszutreiben. Später brachte man solche „Ständchen“, um diese Leute zu ärgern, wenn sie wieder einmal die Dorfgemeinschaft gestört hatten. Heute kümmert sich niemand mehr um die Menschen. Man verachtet sie zwar, läßt sie aber sonst ungeschoren.

Am Abend vor dem Feste versammeln sich die jungen Burschen vor dem Walde um ein kleines Feuer. Unter fröhlichem Gesang, Spiel und Harmonikaklang und allerlei munteren Scherzen wird der Abend hingebracht. Bis zum Kriege 1939 wurde dabei ein Fäßchen Bier getrunken und dazu recht kräftig gegessen. Heute gibt es das nicht mehr. In der ersten Morgendämmerung schleichen die Burschen dann heimlich still in den Wald, um die bereits vorher ausersehenen *Birkenbüsche* zu holen. Das ist jedoch streng verboten, und die Forstaufseher passen gut auf, um etwaige Übeltäter zu erwischen. Diese aber verstehen es aufs beste, den Forstleuten immer wieder ein Schnippchen zu schlagen und sie zu überlisten, wenn dazu auch manchmal weite Umwege nötig sind. Ist man dann mit den ersehnten Büschen glücklich ins Dorf gelangt, nagelt man sie schnell seinem Mädchen an die Haustür und freut sich des gelungenen Streiches. Hat aber ein Mädchen sich durch Hochmut oder unkameradschaftliches Betragen unbeliebt gemacht, dann heißt es: „*Düsse aule Hexe mött moal 'n Bessen hebben!*“ Dann wird ihm statt eines Maibusches ein Dornenbusch oder ein alter stumpfer Reiserbesen gebracht. Dasselbe geschieht den als faul und schmutzig bekannten Mädchen, die damit vor dem ganzen Dorfe bloßgestellt werden.

Uralt ist der Maibaum. Er geht in die Zeit zurück, da unsere Vorfahren noch Heiden waren. Anfang Mai feierten sie ihr Frühlingsfest. Da schmückten sie ihre Wohnungen und Stallungen mit dem jungen Grün der Birken, den Maien, und holten sich damit neues Leben und Wachstum ins Haus. Die Maien vor der Tür wehrten zudem den Bösen den Zugang. Maien nennt man auch heute noch die frischgrünen Birken, die der Bursch seiner Liebsten vor die Haustür stellt, wenn er gleichwohl die Bedeutung dieses alten Brauches nicht mehr kennt und nicht weiß, daß er damit ein Erbe aus grauester Zeit übernommen hat und fortführt. Während des letzten Krieges 1939/45 war es um den Fortbestand des alten Herkommens sehr schlecht bestellt. Es war fast eingeschlafen, weil die jungen Männer eingezogen waren. Aber jetzt, nach ihrer Rückkehr ist er wieder aufgelebt.

So kommt endlich Pfingsten heran. Wen hält es da noch im Hause? Hat man Weihnachten im Kreise der Familie in den Häusern feiern müssen, so lockt jetzt der grüne Wald und die junge Saat die Menschen hinaus in Gottes Wunderwelt. Von allen Seiten aus der näheren und weiteren Umgebung kommen sie herbeigeströmt, zu Fuß, mit dem Rade oder dem Pferdegespanne und neuerdings auch mit dem Auto. Alle wollen sich neue Lebensfreude aus dem Walde holen. So wandern

sie unter dem dichten Blätterdache dahin, und ihr frohes Lachen und Singen mischt sich mit dem Gesange der zahlreichen Singvögel, deren munteres Treiben viel Freude bereitet. Großbetrieb ist in den Pfingsttagen in den nahe gelegenen Ausflugszielen Stennebergsmühle, Rotenkirchen und Ruine Grubenhagen. Noch vor 50/60 Jahren war sonntags und besonders Pfingsten dort oben Wirtschaftsbetrieb von Rotenkirchen aus. Viele Wanderer nutzen die Gelegenheit zu einem Ausfluge hierher. Wenn man damals den bequemen Fahrweg hinaufstieg, begrüßte einen vor dem Eingange zum Burgplatze die lebensgroße Figur eines Soldaten vor seinem Schilderhause, der mit gezogenem Seitengewehr zur Ordnung mahnte. An dem unteren Aste einer dicken Buche nahe dabei hing der aus Holz geschnitzte „Weiluthschinken“. Auf den Ästen sitzende Nachbildungen von Eulen, Kuckuck, Sperber und Eichhörnchen zogen die Blicke auf sich, im Hintergrunde des Platzes aber lockte der „Moosmann“. Das war ein dicker hohler Baumstumpf vor 2 m Höhe, in den man 2 Augen eingeschnitten hatte. Dazwischen war die krumme Nase angebracht und darunter der große Mund, der zugleich als Eingang diente. In der Höhlung dieses Gebildes bot eine aus Steinen mit dicker Moosauflage aufgeschichtete Bank bequemen Sitz für 2 Personen. Über dem Ganzen gab eine Mütze aus Moos einen netten Abschluß. Hoch ragte der Bergfried über die gesamte Anlage und die hohen Bäume hinaus. Eine herrliche Aussicht lohnte die Mühe des Aufstiegs. Heute ist von der ganzen Pracht nichts mehr vorhanden. Selbst der Eingang zum Turme ist wegen Bauauffälligkeit der Treppe vermauert. So ist es dort oben stiller geworden, und selbst in den Pfingsttagen verwirren sich nur einzelne Wanderer hinauf.

Dort drüben am gegenüberliegenden Hange sieht man den Schäfer auf seinem Stock gestützt bei seiner Herde stehen. Seit ein paar Wochen schon hütet er auf dem Dreisch und dem Anger. Und jetzt ist Pfingsten. Da wird es Zeit, daß auch das Rindvieh hinauskommt. Es muß auf die Weide, denn das Futter geht zur Neige. Früher wurde es auf den Triften oder der Allmende gehütet. Die Hirten waren dazu bereits an Petri Stuhlfeier (22. Februar) gedungen und gegen ein Handgeld für ein Jahr aufs neue verpflichtet worden. Unter Peitschenknallen und großem Lärm wurde das Rindvieh aus den Ställen geholt und zum Sammelplatz gebracht, wo es der Hirte in Empfang nahm. Jede Magd wollte als erste dort sein, denn wer als letzte ankam, wurde noch lange Zeit als Langschläfer gehänselt. Waren nun alle angemeldeten und zugelassenen Tiere beisammen, gings hinaus auf die gemeinsame Weide. Wo mehrere Hirten und Herden waren, legten sie gleichfalls Wert darauf, als erste auf dem Weidegelände anzukommen. So entstand unter ihnen ein förmliches Wettstreiten, bei dem gewöhnlich der tüchtigste als Sieger hervorging. Seit der Gemeinheitsteilung und der Ablösung der Weideberechtigung gibt es diese Art des Viehaustriebs bei uns nicht mehr, aber der Bauer bringt sein Rindvieh immer noch in der Pfingstzeit auf die eingezäunte Weide, wo es den Sommer über verbleibt. Jedoch darf er es heute, genau wie nach dem ersten Weltkrieg, nicht mehr wagen, sein Vieh auch nachts draußenzulassen, wie es früher üblich war. Es könnte ihm gestohlen werden. Ist es doch nicht einmal in den Stallungen sicher!

In diese schönste Zeit des Jahres fiel früher auch die Hauptfestlichkeit des Dorfes, das Pfingstbier. Nach dem Gottesdienste versammelte sich die Bevölkerung auf dem Pfingstanger unterhalb des Dorfes zum Kranzreiten. Die jungen Burschen kamen zu Pferde. Sie mußten nun einzeln im Galopp unter einem freischwingenden Kranze hindurchreiten und dabei versuchen, diesen mit

einer Lanze herunterzuholen. Wer vorbeistach, oder ihn fallen ließ, schied aus. Der Sieger durfte dann die „P f i n g s t b r a u t“ zum Tanze führen. Pfingstbraut war ein hübsches junges Mädchen aus dem Dorfe, das von der Jugend zu dieser Ehre erwählt wurde. Getanzt wurde nicht auf dem Pfingstanger, sondern unter den Linden auf dem „T i e“ am Hilgenstocke (jetzt Georg Hunzelmanns Garten).

Bei der Verkoppelung wurde auch der Pfingstanger erfaßt, und ein anderer Festplatz wurde nicht freigehalten. Jetzt konnte das Kranzreiten nicht mehr stattfinden und hörte auf. Doch der restliche Teil der Feier, besonders das Spiel der Jugend wie Sackhüpfen, Wettlaufen, Werfen und Klettern wurde auch fernerhin weiter beibehalten, mußte aber jetzt am Tie durchgeführt werden. Ebenso führten die Mädchen hier im Schatten der Bäume ihre Reigen und Ringeltänze auf.

Während das junge Volk sich so vergnügte und nach den Klängen der Handharmonika dem Tanze hingab, saßen die alten Leute auf feststehenden Bänken beim Bier. „Opa Froböse“, geb. 1847, erzählte oft, daß er sich recht gut an die Erzählungen der alten Leute und an die alten Linden erinnern könne, die in seiner Jugendzeit noch am Hilgenstocke gestanden hätten. Auch eine Reihe anderer alter Leute konnten sich ihrer recht gut entsinnen.

Nach 1871 wurden die Gemeindeversammlungen, die bis dahin auch auf diesem Platze stattgefunden hatten, in den Gastwirtschaften abgehalten. Als dann die Festlichkeiten in den von Gastwirt Brüggemann neu erbauten Saal verlegt wurden, lag der alte Tie unbenutzt und wurde eine Abladestelle für allerlei Unrat aus dem Dorfe. Er wurde deshalb an den Großvater Georg Hunzelmanns verkauft, der die bereits absterbenden Bäume fällte und den Platz zu Gartenland herrichtete. Damit war auch den Pfingstfeiern im Freien die Grundlage entzogen, und nur der Tanz im Saale blieb übrig, bis auch er aufhörte, weil die neu aufkommenden Vereine ihre „Bälle“ lieber im Winter abhielten.

Wenn auch die meisten der alten Pfingstbräuche der neuen Zeit zum Opfer gefallen sind, so freuen wir uns doch, daß sich die Burschen das Setzen von Maien vor den Türen ihrer Mädchen nicht nehmen lassen. Wir haben ebenso Freude daran, wenn wir die mit Grün geschmückten Fahrzeuge sehen, welche die Ausflügler aus dem Walde in ihre Dörfer und Städte zurückbringen sollen. Höchst bedauerlich aber ist es, wenn dabei des Guten zu viel getan wird und überall die Spuren der Verschandelung zu sehen sind.

Dat Inhänseln tau Pingesten in Halchter, Kreis Wolfenbüttel

uppeschreiben nå olen Vertellijen von Fritze Tacke

For de Jungknechte, ok Enken benâmet, was dat Inhänseln en besonderen Afsnitt in ehren Leben. Denne nau kaimen se doch erst in dän Knechte-Krais. Alle Jungknechte, dä tau Pingesten achtain Jahre oolt weren, dä moßten dâbâi midde-mâken. Erst nå dissen Zeremonien konnen se in dän Stand von'n Knechten komen un kre'en denn ehre vullen Rechte.

Disse Rechte weren lanke Jahre hendorch mit Tucht un Strenge dorchefoiert. Kain Polleziste brauke sick haïer in Halchter froier umme dä Jugend tau kümmern.

Wehe dän Junken under achtain Jahren, dä sick ets åbends nå Klocke taine noch upper Stråte saihn lait oder bai'n Smöken annedropen woord oder under seßtain Jahren in dän Krauch oder uppen Danzbodden egåen werre! Alles dat, wat doch huite bai der Jugend gank un gåwe is, gaff et nich, bevor se nich innehånselt weren.

Sönnåbends vor Pingesten gunk dat nau sau an: Knechte un Jungknechte tiecken nå 'n Oderholte rup, jede Part for sick, de Knechte up dän olen Holtewäch nå der Kôte un dä Jungknechte up dän naïen Holtewäch nå der Kraienhütte, un jede Part slepe ain Fatt Baier midde. Wenn dat Baier nau alle was, denne gunk et mit Sank un Klank runder in't Dorp nå'n Krauge. Jeder Jungknecht harre vorhår bai 'n Ooltknecht ainen Dålder innetahlt for dat dat Inköpen un ok for dat Drinken.

Alle Jungknechte stellen sick um dän runnen Disch herummer, un jede kraich en Wainglås vull Sluck, un dän moßte hai nau in ainen Zuge autsaupen. Wår dat nich konne, dä moßte sick noch ainen köpen un autdrinken... De Ooltknecht harre dåbaï de Upsicht, sau gunk alles rechtens tau. Nå disser Zeremonai namm denn de Ooltknecht de Jungknechte faierlich in dän Stand von'n Knechten up.

Underdessen harren sick denn ok de Måkens innefunnen, un mit Musaike von'n Treckedinges woord denn inne Pfingesten rinder edanzet.

Ets morjens brochten de Knechte ehren Måkens Pingeststruitse vor de Hausdör. Åwer dän Måkens, dä sick in'n lesten Jahre nich gaut efoiert harren, hett se Strohpuuppen anne Dåkrenne 'hångel. Dän ganzen slimmen Måkens åwer schüddeln se Kåf oder He'e von der Hausdör nå'n Stalle hen. Disse Art Måkens harren denn nich bloot dän Schimp aut 'en ganzen Dorpe, næe ck noch veel Arbait, um alles wedder raine tau måken. Kåf un He'e laiten sick nämlich swår wechklaien, vor allen, wenn't erænt harre.

Huite is dat alles tau Enne, et jift kaine Pære un kaine Knechte mehr in ausen Dorpe. De Treckerfahrers mit ehren Treckern, dä de Pære un Knechte awwelöset hett, dä hett disse Traditschonen nicht midde owernomen.

AUS DER *HEIMAT*PFLEGE

Stadtbüttel, Moosholzmännchen und Stadthaus in Königsutter von Heinz Mollenhauer

Eine geschichtliche Epoche kann in ihrer Bedeutung auch daran erkannt werden, ob sie Einrichtungen geschaffen hat, die einen Anspruch auf Dauer erheben können. Dabei ist nicht maßgebend, daß es sich etwa um Riesenprojekte handeln muß. Auch in einem kleinen Raume können sich wertvolle Gedanken fruchtbar auswirken. Zusätzlich ist es dann beispielhaft, wenn eine gewisse Zauberkraft sichtbar wird, nämlich die Kunst, mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln höchste Wirkungen zu erzielen.

Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten einmal die Verhältnisse in der lieblichen Stadt Königsutter am Elbe, so können wir ohne jede Übertreibung feststellen, daß dort Einrichtungen verwirklicht werden, die eine sehr beachtliche Leistung des unsere Zeit kennzeichnenden Natur- und Heimatschutz-Gedankens darstellen. Dank der bemerkenswerten Initiative des Stadtdirektors Dr. Gremmels erscheinen seit Mai 1960 überaus originelle, für die Bürger der Stadt bestimmte Mitteilungen mit einer wertvollen Heimatbeilage. Ferner ist ein Gemeinschaftshaus errichtet, das als vorbildlich bezeichnet werden muß.

In öffentlichen Debatten wird heutzutage oft — fast schon schlagwortmäßig — die Forderung erhoben, die und die Regierungsstelle solle „sich etwas einfallen lassen“. Solche Ansprüche kann natürlich auch jeder unbegabte Staatsbürger stellen, dem selbst nichts einfällt. Fordern und Vollbringen sind seit Anbeginn der Welt zweierlei. Das muß der Gerechtigkeit und Selbstbesinnung halber immer wieder mit Nachdruck hervorgehoben werden. Aus diesem Grunde verdient derjenige Träger eines öffentlichen Amtes, dem tatsächlich „etwas Gutes einfällt“, die Unterstützung und Anerkennung aller Mitbürger und Fachkreise.

Es war eine treffliche Idee von Dr. Gremmels, mit den einfachsten Mitteln eine monatliche Zeitschrift für die Bürger der Stadt zu gründen, die er „Der Stadtbüttel“ nannte. Tatsächlich sieht man auf der äußeren Umschlagseite der Hefte einen uniformierten Ausrufer, der mit einer Schelle in seiner rechten Hand die in seiner anderen Hand befindlichen Schriftstücke anpreist.

Der Inhalt der einzelnen Nummern zerfällt in zwei Teile. Einmal handelt es sich um Bekanntmachungen, die mit der Schreibmaschine geschrieben und dann vervielfältigt sind. Sodann sind eine ganze Anzahl Seiten mit gedruckten Annoncen von Geschäftsleuten versehen, die offenbar dazu beitragen, das ganze Unternehmen zu finanzieren.

Die erwähnten Bekanntmachungen sind teilweise amtliche Mitteilungen des Rates und der Stadtverwaltung, die für jedermann wichtig sind, so Haushaltspläne, standesamtliche und Schul-Nachrichten, Termine aller Art, Unterhalts-



„Stadthaus“
Sack 1 von 1670
in Königsutter

arbeiten von Straßen, Schädlingsbekämpfung und dergleichen mehr. Weiter werden auch kirchliche Nachrichten gebracht. Darüber hinaus wird ausführlich über kulturelle Veranstaltungen berichtet und erfreulicherweise auch über das vielgestaltige Vereinsleben in der Stadt.

Aus diesem Grunde tritt der „Stadtbüttel“ nicht so sehr in der Gestalt eines Vertreters einer hohen Obrigkeit auf, sondern in der gemütvolleren Ausprägung eines vertrauenswürdigen Ratgebers für jeden Hilfesuchenden.

Der Wert der Zeitschrift wird wesentlich durch eine heimatkundliche Beigabe erhöht, welche die merkwürdige Bezeichnung „Das Moosholzmännchen“ führt. Es handelt sich dabei um eine sagenhafte Gestalt, die in Form einer Steinfigur neben dem nördlichen Einzelturm des Domes in Königsutter hockt. Der Sage nach soll sie einen Wächter darstellen, der von weitem das nördlich bei Kl. Steimke gelegene Mossholz (Eigentum des Stiftes) bewacht. Sei dem, wie es wolle! Der Name ist für die heimatkundliche Beilage humorvoll gewählt. Wichtig ist, daß sie einen Stamm qualifizierter Mitarbeiter besitzt; so Kirchenrat Diestelmann, Obermedizinalrat Dr. Barnstorf, Forstmeister Schmidt-Colinet, Dr. Gremmels, Rektor Röhr und andere mehr. Die Zeitschrift wird u. a. von der Stadtbibliothek in Braunschweig gehalten. Die einzelnen Aufsätze werden in der Bibliographie zur braunschweigischen Landesgeschichte innerhalb der Jahrbücher des Braunschweigischen Geschichtsvereins sorgfältig registriert.

Man hat an der modernen Massengesellschaft oft getadelt, daß besonders bei Behörden so etwas wie „tierischer Ernst“ vorherrsche. Sollte dies wirklich der Fall sein, so würde jedenfalls der „Stadtbüttel“ der Verwaltung von Königsutter ein gegenteiliges Zeugnis ausstellen. Wir spüren den verwandten Zeitgeist der mittelalterlichen Vergangenheit, der die vielen humorvollen Inschriften und Abbildungen an den damaligen Fachwerkhäusern entstehen ließ, deren Anblick uns noch heute entzückt.

Erfreulicherweise können wir noch auf eine andere neuzeitliche Einrichtung von kulturellem Werte hinweisen, nämlich das schon erwähnte Gemeinschaftshaus, das sich unter der Bezeichnung „Stadthaus“ am Sack 1 befindet. Das altertümliche Gebäude wurde 1670 von Thile Brandes und seiner Ehefrau Catharina geb. Schmits errichtet. Über dem Eingange stehen die Worte: „Den Eingang und den Ausgang mein, laß dir Gott befohlen sein“ und am Fries: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr früh aufstehet und esset euer Brot mit Sorgen, denn seinen Freunden gibt er's schlafend, Psalm 127.“ Das stattliche Gebäude diente früher als Brauhaus, hat daher einen großen, tiefen Keller, eine geräumige Diele und einen weitläufigen Boden. Zwischen den beiden Weltkriegen befand sich in den Räumen das Heimatmuseum der Stadt Königsutter, das jedoch kurz nach Einstellung der Feindseligkeiten aufgelöst wurde.

Unter Mithilfe des Architekten Dipl. Ing. Kerlé in Braunschweig entstand und entsteht noch ein Kulturzentrum, das sich sehen lassen kann. Die bereits fertiggestellten Räume zeigen in feiner künstlerischer Gestaltung einen Aus- und Umbau der vorhandenen Räumlichkeiten, der auf die neuzeitlichen Bedürfnisse Rücksicht nimmt. Im Erdgeschoß sind die Volksbücherei und der Ratssaal untergebracht, der auch anderen kulturellen Veranstaltungen wie Konzerten und Vorträgen dient. Im 1. Stockwerk befindet sich ein Unterrichtsraum für die Volkshochschule sowie

ein Teeraum. Geplant sind weitere Räume für die Volkshochschule und das Stadtarchiv, das derzeit kümmerlich auf einem alten, verstaubten Rathausboden untergebracht ist.

Der Hof hinter dem Hause soll zu einer hübschen Gartenanlage ausgestaltet werden. Man hofft, dort die überaus sehenswerte geologische Sammlung des Kaufmannes Otto Klages unterbringen zu können. Sollte dies gelingen, so würde das Stadthaus über seine eigentlichen Zwecke hinaus auch zu einem Treffpunkt der wissenschaftlichen Welt ausgestaltet werden.

Abschließend darf noch erwähnt werden, daß die Stadt Königslutter in den letzten Jahren auch mit zahlreichen, neuen trefflichen Grünanlagen ausgestattet worden ist. Durch eine Zunahme des Fremdenverkehrs, besonders durch die Ankunft vieler Berliner Feriengäste, gewinnt der Ort ein etwas weltläufigeres Aussehen als bisher, ohne jedoch seine Eigenarten zu verlieren.

Riddagshausens Amtshaus und Europa-Reservat

von Gerhard Schridde

Der Braunschweiger Ortsteil Riddagshausen hat in doppelter Hinsicht eine überörtliche Bedeutung.

Die Zisterzienser-Kirche spielt unter den mittelalterlichen Klosterbauten eine bedeutende Rolle. Nach Beendigung der Schutzarbeiten wird die herbe Schönheit dieses Gotteshauses wieder viele Besucher aus nah und fern begeistern.

Die Mönche haben im 13. Jahrhundert den Platz der Kirche so ausgewählt, daß sie noch heute die Landschaft im Osten unserer Stadt beherrscht und ihr das Gepräge einer echten Kulturlandschaft gibt, in der Natur und menschliche Baukunst zu einer übergeordneten Einheit verschmelzen.

Bevor die Mönche diese Kirche errichten konnten, mußten sie eine Bruchlandschaft kultivieren. Als Pioniere des Wasserbaues entwässerten sie das sumptige Gelände durch ein ausgeklügeltes Grabensystem. Das überschüssige Wasser hielten sie in Teichen fest. Sie schufen eine neue Landschaft, in der Wasser und Wald, Wiese und fruchtbares Ackerland in einer eigenartigen Harmonie dicht nebeneinander liegen und so in einer Vielzahl von Lebensräumen einer reichhaltigen Flora und Fauna Platz bieten. Die ebenfalls überörtliche Bedeutung, die das Riddagshäuser Teichgebiet für unsere Zug- und Wasservogelwelt erhielt, wurde in jüngster Zeit durch die Erklärung zum „Europa-Reservat“ international anerkannt. Für die Stadt Braunschweig, die sich als einzige deutsche Großstadt rühmen darf, ein solches Reservat innerhalb der Stadtgrenzen zu besitzen, bedeutet diese Anerkennung eine Verpflichtung zum Schutz und zur Erschließung der Riddagshäuser Landschaft.

Die größte Bedeutung für die Braunschweiger Bevölkerung besitzt Riddagshausen als stadtnahes Erholungsgebiet, um das viele Großstädte uns beneiden. Der Zusammenklang von Feld und Wiese, Wasser und Wald bietet dem erholungssuchenden Städter die grüne Medizin, die erhebliche Krankenhauskosten spart. Die enge Verquickung von Landschaft und Kultur führt den aufgeschlossenen Besucher zu einer tieferen Besinnung über die Zusammenhänge von Natur und Kultur. Das uns von den Mönchen überkommene Teichgebiet erspart der Stadt Braunschweig heute die Anlage eines großräumigen, stadtnahen Erholungs-

gebietes. Das unbezahlbare Erbe vergangener Jahrhunderte zu pflegen, bringt viel geringere Kosten als die sonst nötige Neuschaffung von Erholungsräumen.

Im November 1964 starb der letzte Pächter des Klostergrundes, der um die Erhaltung der Riddagshäuser Naturschönheiten hochverdiente Oberamtmann A. Nehr Korn. Wenn demnächst das Wohnrecht seiner Frau erlischt, wird das Amtshaus des alten Amtes Riddagshausen zu neuer Nutzung frei. Für das städtische Restgut ist der Bau wirtschaftlich uninteressant. Nach der geplanten Intensivierung des Gutsbetriebes liegt das Haus abseits.

Bei der großen Bedeutung, die der Name Riddagshausen in der Geschichte des Landes und der Stadt Braunschweig besitzt, bietet sich das alte Amtshaus, das selbst ein Stück Braunschweiger Kulturgeschichte ist, als ein Bau- und Kulturdenkmal an, dessen neue Aufgabe es werden könnte, dem Bürger und der Jugend die Wege zur Erkenntnis der natürlichen Grundlagen unserer Heimatlandschaft und ihrer Kulturwerte zu erschließen. Eine solche Stätte fehlt in Braunschweig.

Als Europa-Reservat gewinnt Riddagshausen eine verstärkte Anziehungskraft auf die Ornithologen. Es ist häufig das Schicksal vogelkundlicher Führungen, daß man in der freien Natur nicht alles das sehen oder hören kann, was in Busch und Schilf ein heimliches Leben führt. Oft macht auch das Wetter einen Strich durch den schönsten Exkursionsplan. Es wäre deshalb wünschenswert, daß in einigen Räumen des Amtshauses mit Hilfe des Naturhistorischen Museums alle Riddagshäuser Vogelarten gezeigt werden könnten. Für die Vor- und Nachbereitung einer wissenschaftlichen Exkursion, eines Schulausfluges oder einer Volkshochschulführung wäre diese Sammlung von gleich großer Bedeutung.

Die Riddagshäuser Landschaft wurde wegen ihrer botanischen und zoologischen Kostbarkeiten schon früh unter Naturschutz gestellt. Schutz und Erholungsgebiet vertragen sich aber nicht immer. Es ist deshalb erforderlich, den natur entfremdeten Großstädter zum richtigen Umgang mit der Mutter Natur zu erziehen. Ausstellungen im Amtshaus könnten hier eine notwendige Arbeit übernehmen. Sie sollten gleichzeitig für das Verständnis der breiten Öffentlichkeit für die Reinerhaltung des Wassers und der Luft, für Grünplanungen und Naturschutzmaßnahmen beim Wasser- und Straßenbau werben. Dem Kunst- und Geschichtsfreund könnten sie das Verständnis für die Klosterbauten erleichtern.

Bei vielen Besuchen auswärtiger Heimatfreunde wird immer wieder der Wunsch geäußert, bei der Besichtigung der Braunschweiger Kulturstätten auf jeden Fall auch Riddagshausen aufzusuchen. Auch hier würden Ausstellungen im Amtshause eine gute Hilfe leisten. Braunschweig hat genug Museen mit ausgezeichneten wissenschaftlichen Beamten. Riddagshausen kann ihr Schaufenster werden, in dem die Probleme dieses alten Kulturzentrums zur Darstellung kommen. Der Blick sollte aber nicht nur in die Vergangenheit gerichtet werden, die uns das Wesen und Werden der heimatlichen Landschaft und ihrer Kultur verstehen lehrt. Man sollte hier auch dem alten und jungen Beschauer die Hilfen bieten, die ein neues Naturverständnis ermöglichen, das in der Lage ist, die gefährlichen Probleme unseres technischen Zeitalters zu meistern. Das Wissen von der Bedeutung einer gesunden Landschaft für die Gesundheit der Menschen und ihrer Kultur ist leider noch nicht Allgemeingut unserer Mitbürger geworden. Was zur Lösung dieser Frage in Braunschweigs wissenschaftlichen Instituten geleistet wird, könnte hier gut aufgezeigt werden. Die Stadt Braunschweig hat die Verpflichtung, das alte Riddagshäuser Kulturzentrum zu pflegen und zu erhalten, damit bald ein neuer Segen von ihm ausstrahlen kann.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz

im Jahre 1964

Öffentliche Vorträge, Jahreshauptversammlung und Studienfahrten

Am 25. Januar fand die alljährlich beliebte Winterfahrt zum Schlachtefestessen statt. Diesmal ging es zunächst nach Gifhorn, wo unter Führung des Museumsleiters und Kreisheimatpflegers Zeitz und seiner Helferinnen in mehreren Gruppen das Heimatmuseum und die Schloßkapelle besichtigt wurden. Dann fuhr man weiter nach Ehmén zur Gaststätte „Waldfrieden“, um gemeinsam Pottwurst mit Kartoffelsalat nach Landessitte der Südheide zu genießen. Im Anschluß an die leiblichen Genüsse sprach Dr. W. Flechsig über die durch Brauchtumsfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums festgestellten „Fasselabendsbräuche“. Zur Sprache kamen dabei die Umzüge mit „Erbsbären“ zum Sammeln von Würsten und anderen Lebensmitteln für den Festschmaus, das Schlagen mit der Lebensrute (Fuebusch), die von den Burschen bei ihren Mädchen vorgenommenen Fußwaschungen und die Zeremonien bei der Aufnahme der Dienstjungen (Enken) in die Gemeinschaft der Knechte mit ihren Kraft-, Mut- und Trinkproben.

Auf der Jahreshauptversammlung am 19. März im Vortragssaale des Städtischen Museums zu Braunschweig berichteten der Vorsitzende G. Hartwig über die Vereinstätigkeit im Jahre 1963 und der Schatzmeister Dr. H. A. Schultz über Einnahmen und Ausgaben der Vereinskasse im gleichen Zeitraum. Nach dem Prüfungsbericht der Kassenprüfer Boer und Kalberlah wurde auf deren Antrag dem Vorstande von den versammelten Mitgliedern Entlastung erteilt. Nach dem geschäftlichen Teil sprach der städtische Baurat A. Heine mit Lichtbildern über „Das Recht zur Erhaltung von Baudenkmalen“. Er behandelte in seinem Vortrage hauptsächlich die Gesichtspunkte, nach denen durch eine neue Verordnung der Stadt Braunschweig die vom Bombenkrieg und von Abbrüchen bisher verschonten Baudenkmale des Stadtgebietes aufgeteilt wurden in eine Gruppe der unbedingt geschützten und in eine zweite Gruppe derer, die möglichst lange noch erhalten bleiben sollten. Erörtert wurden dabei auch die Möglichkeiten, die der öffentlichen Hand einerseits und den Eigentümern oder Dritten andererseits zur Finanzierung restauratorischer Arbeiten an Baudenkmalen gegeben sind.

Am 23. April hielt Mittelschullehrer Hans Wiswe im Vortragssaale des Städtischen Museums zu Braunschweig einen Lichtbildervortrag über „Die Brantweinkaltschale, eine niedersächsische Brauchtumsspeise aus Honigkuchen und Brantwein“. Er schilderte die Verbreitung dieser winterlichen Brauchtumsspeise über Norddeutschland nach Nachrichten aus alter und neuerer Zeit, zeigte im Bilde alte Kaltschalenöpfe aus Zinn und kunstvoll verzierte Honigkuchenformen, kam auf das mittelalterliche Verfahren der Brantweinherstellung und auf die frühere Zubereitung des Honigkuchens zu sprechen und behandelte schließlich auch den volksmedizinisch-kultischen Sinn der Brantweinkaltschale, so daß sich ein vielseitiges volkskundlich-kulturgeschichtliches Gesamtbild aus den tiefeschürfenden Forschungen des Vortragenden ergab.

Mit einer halbtägigen Autofahrt am 30. Mai wurde die Reihe der sommerlichen Studienfahrten eröffnet. Es ging „Rund um die Asse“. Obwohl man denken sollte, daß dieses so nahe bei Wolfenbüttel und Braunschweig gelegene und beliebte Ausflugsgebiet allen Heimatfreunden wohl vertraut wäre, zeigte die starke Beteiligung an der Fahrt doch, daß man sich von den Unternehmungen des Landesvereins immer wieder neue Entdeckungen und Anregungen verspricht. Auch diesmal wurden die Erwartungen nicht enttäuscht. Sowohl der Besuch des Landschaftsschutzgebietes „Filgensee“ bei Dettum unter der Führung des Schulleiters Heister aus Remlingen als zuständiger Kreis-

beauftragter für Naturschutz wie der Rundgang durch den am Assehang schön gelegenen ebenfalls unter Naturschutz stehenden Guts park in Groß Vahlberg mit seinen ehrwürdigen, z. T. ausländischen Baumbeständen erschlossen vielen Teilnehmern ungeahnte Natureindrücke. Danach genoß man von der Kuppe des Meescheberges, eines hochragenden vorgeschichtlichen Grabhügels bei Klein Vahlberg, den herrlichen weiten Blick über das fruchtbare, wellige Land zwischen Asse, Elm, Heeseberg, Großem Bruch und Fallstein, während Studienrat G. Schridde über die geologische Gliederung der Landschaft, deren Böden und Wirtschaft und insbesondere über die Gefahren der Schädlinge (Kartoffelkäfer) für die Kultursteppe sprach und Dr. W. Flechsig einen kurzen Abriß der frühen Besiedlungsgeschichte dieses Landesteiles auf Grund der vorgeschichtlichen Bodenfunde und der Ortsnamen gab. Nach der Kaffeetafel im Garten der Asse-Wirtschaft führte Dr. H. A. Schultz die Teilnehmer zum nahen Bismarkturm, um ihnen mit dem Blick nach Westen über die Okerniederung zum Oderwalde die mittelalterliche Geschichte dieses Landstriches lebendig zu machen, und erklärte anschließend bei einem Rundgange durch die Ruinen der Asseburg deren Anlage und Schicksale. Die als Abschluß der Fahrt vorgesehene Besichtigung einer Kemnate in Wittmar oder Groß Denkte mußte wegen eines rasch einsetzenden Gewitterregens leider unterbleiben.

Die für Juni geplante 2., ganztägige Studienfahrt in die Grafschaft Schaumburg und das Lippische Bergland mußte wegen Erkrankung des Führers auf den 23. August verschoben werden. Erstes Ziel war das Kloster Fischbeck, lieblich eingebettet in die Landschaft zwischen Weser und Süntel. Dort führte die Stiftsdame Fr. v. Arnswald durch die romanische Stiftskirche mit ihrer altertümlichen Ausstattung und dem stimmungsvollen Innenhof zwischen den wohl erhaltenen Kreuzgängen. Im nahen Rinteln, wo sich Gelegenheit zum Mittagessen bot, zeigte nach der Mittagspause Redakteur Maack auf einem ausgedehnten Stadtrundgange die sehenswertesten Baudenkmale der ehemaligen kleinen Universitätsstadt. Lernte man dort stattliche bürgerliche Bauten der Weserrenaissance kennen, so jenseits der Weser im lippischen Varenholz einen hervorragenden Schloßbau jener Epoche, der jetzt als Heim-Oberschule dient und dadurch in seinem Bestande gesichert ist. Das letzte Fahrtziel war die am Hange der lippischen Berge idyllisch gelegene Gaststätte „Elfenborn“, mit ihrem in ein Landschaftsschutzgebiet übergehenden, blumen- und wasserreichen Wachholdergarten just der rechte Platz zum beschaulichen Ausklingenlassen eines erlebnisreichen heiteren Sommer-tages.

Die 3., halbtägige Studienfahrt folgte am 30. September. Hierbei erklärte Dr. H. A. Schultz auf dem Gelände der 1199 zerstörten älteren Burg Warberg im Elm die von ihm freigelegten Mauerreste, den Brunnen und die bei der Grabung geborgenen Waffen, Hufeisen, metallenen Beschlagteile und Knochenschnitzereien. Anschließend wurde unter Führung von Dr. Schultz im Dorf Warberg die jüngere, noch bestehende und als Landhandelsschule genutzte Burg aus dem späten Mittelalter mit neueren Zutaten und Veränderungen besichtigt. Dann ging es schon in der Dämmerung vorbei am Räbker Thie zur Kaffeetafel in der Elm-Gaststätte „Tetzelstein“.

Die 4. Studienfahrt führte am 4. Oktober ganztägig in die Kreise Neustadt a. Rbg. und Schaumburg-Lippe. In Wunstorf zeigte Dr. H. A. Schultz die ehemalige Klosterkirche St. Cosmae und Damiani aus romanischer Zeit mit ihren interessanten figürlichen Grabsteinen des 14.—17. Jahrhunderts. In Idessen besah man unter Führung des Pastors Schwarz die romanische Dorfkirche mit ihren reichen, vor wenigen Jahren durch Hertzig aus Braunschweig vortrefflich restaurierten Fresken des 12. Jahrhunderts. In Bückeburg stellte sich nach der Mittagspause der Vorsitzende des dortigen Heimatvereins, Oberstudiendirektor Wunderlich für einen Stadtrundgang mit Besichtigung der Stadtpfarrkirche von 1611 und des gleichaltrigen Schlosses mit dem Heimatmuseum zur Verfügung. Von Bückeburg ging die Fahrt weiter zur Kaffeetafel auf der Ahrensburg und danach auf der Autobahn ohne Unterbrechung nach Braunschweig zurück.

Am 4. November galt die 5. und letzte Studienfahrt des Jahres dem Studium der Wassergewinnung und -aufbereitung für das Salzgitter-Gebiet. Nachdem Dipl.-Ing. Zühl auf der Höhe über Werlaburgdorf einen geologisch-wirtschaftsgeschichtlichen Überblick über das Gebiet um die mittlere Oker und das Große Bruch gegeben hatte, führte er die Teilnehmer zuerst durch das ausgedehnte Brunnenfeld bei Hornburg mit seinen vorbildlichen wild- und vogelreichen Aufforstungsflächen und dann durch das Wasserwerk Börßum mit seinen erstaunlich automatisierten, nur von wenigen Technikern gesteuerten Aufbereitungsanlagen. Nach diesen hochinteressanten, auch den Laien allgemeinverständlich gemachten Einblicken in Gegenwartsprobleme der Wasserversorgung unserer Heimat vereinigte man sich anschließend bei Kaffee und Kuchen in der Gaststätte „Willekes Lust“ bei Hornburg zu einem geselligen Ausklang der Studienfahrt.

Die Reihe der Veranstaltungen des neuen Winterhalbjahres eröffnete ein Vortrag von Dr. E. Scherret, dem Leiter der Landbau-Außenstelle Braunschweig der Landwirtschaftskammer, über „Die Faktoren der Landschaftspflege im Flurbereinigungsverfahren“ am 10. Dezember im Vortragssaal des Städtischen Museums zu Braunschweig. Der Redner ging aus von den Aufgaben und Methoden des Flurbereinigungsverfahrens, das im Zuge der fortschreitenden Technisierung und Rationalisierung der landwirtschaftlichen Betriebe auf die Zusammenlegung zersplitterten Ackerbesitzes in geschlossenen Blöcken und damit auf die Verlagerung einzelner Höfe aus der Dorflage in die Feldmark abzielt. Er schilderte dann an Hand von Lageplänen seine Beratertätigkeit bei der Auswahl der Standorte für solche Aussiedlerhöfe und bei der Eingründung der neuen Höfe durch Windschutzhecken und Baumgärten. Die auch für die Ertragssteigerung der Ackerflächen in manchen Gebieten überaus wichtige Anlage von Windschutzhecken behandelte er an Beispielen vom Großen Bruch im Kr. Wolfenbüttel und vom Sandgebiet an der unteren Oker nordwestlich von Braunschweig und zeigte dabei auf, wie die verhältnismäßig hohen Erststellungs- und Unterhaltungskosten der Schutzhecken nur durch verständnisvolles und opferbereites Zusammenwirken der öffentlichen Hand und der Grundstückseigentümer zum Wohle der Allgemeinheit aufgebracht werden können.

Monatsversammlungen

Die monatlichen Zusammenkünfte der Mitglieder in Braunschweig zur Pflege der Geselligkeit mit Kurzreferaten und Aussprachen fanden in der „Badeschänke“ an der Badetwete am ersten Donnerstag des jeweiligen Monats statt, und zwar am 2. Januar, 6. Februar, 5. März, 2. April, 14. Mai, 4. Juni, 6. August, 3. September, 1. Oktober und 3. Dezember. Es sprachen H. Ehlers über seine ortsgeschichtlichen Forschungen im braunschweigischen Leinetale, W. Fanger mit meisterhaften Farbdias über „Tierjagd mit der Kamera“, Dr. W. Flechsig über die Bedeutung der Straßennamen in der Stadt Braunschweig, W. Forche über Stadtkernforschung im Salzgittergebiet, H. Heister eigene Erlebnisse unter Vorlesung seiner Gedichte, A. Lange über den Zustand der Baudenkmale der Braunschweiger Altstadt in den ersten zehn Jahren nach dem Bombenkriege (unter Vorzeigung eigener Zeichnungen und Aquarelle), G. Schridde über den Naturschutztag 1964 in Goslar und Dr. H. A. Schultz über die Aufmessung der Stiftskirche Sülplingenburg und neue Dorfforschungen in Salzgitter-Lobmachtersen.

Arbeiten des Vorstandes

Die Zusammenkünfte des Vorstandes zu gemeinsamen Beratungen waren im Jahre 1964 durch langwierige Erkrankungen mehrer Vorstandsmitglieder stark behindert. Sitzungen konnten nur am 2. und 28. Januar, 12. Februar, 19. März, 29. April, 4. September, 9. Oktober und 2. Dezember stattfinden. Behandelt wurden an organisatorischen Fragen die Vorbereitung der Studienfahrten und Vortragsabende, die Ehrung verdienter

Heimatsfreunde, die Nachwuchswerbung für den Heimatschutz, die Herausgabe eines gedruckten neuen Mitgliederverzeichnisses, die Vorarbeiten für ein Gesamtregister der Jahrgänge 1 — 50 der „Braunschweigischen Heimat“ und für eine neue Artikelreihe in der Vereinsschrift unter dem Titel „Wer kennt die Heimat?“ als Ratgeber für Schulwandern, Gesellschaftsfahrten und Ausflüge einzelner Heimatsfreunde.

An Fragen der praktischen Heimatpflege standen zur Beratung der Schutz des Osels gegen eine umfangreichere Inanspruchnahme durch die Bundeswehr, die Erhaltung des Großen Weghauses in Stöckheim als kulturgeschichtlich bedeutsames Baudenkmal, Bedenken gegen die Errichtung neuer Parkplätze im Inneren des Elms, die Beteiligung des Landesvereins an den von den Kreisverwaltungen durchgeführten Ortsbegehungen zur Ermittlung des „schönsten Dorfes“ in jedem Landkreise und Sorgen wegen der anscheinend zu nachsichtigen Einstellung der Justizbehörden zu Verstößen gegen Natur- und Landschaftsschutzverordnungen.

Alle diese Erörterungen bestärkten den Vorstand in der Erkenntnis, daß der Verein nicht nachlassen dürfe in seiner Wachsamkeit als getreuer Eckart der Bevölkerung zu ihrem Schutze gegen alle Gefahren, die der körperlichen und seelischen Gesundheit des Volkes durch Eingriffe in die Erholungslandschaften wie in die kulturelle Substanz der Vergangenheit drohen. Möge auch die heranwachsende Jugend diese Notwendigkeiten erkennen und sich im Bewußtsein eigener Mitverantwortung an der Gegenwart und Zukunft den Bestrebungen des Heimatschutzes anschließen!

FJ.

Neues heimatliches Schrifttum

Wolfgang Meibeyer, Die Rundlingsdörfer im östlichen Niedersachsen. (Heft 1 der Reihe „Braunschweiger geographische Studien, hrsg. v. C. Niemeyer und G. Richter) Braunschweig 1964.

Der Verfasser, jetzt Assistent am Geographischen Institut der Technischen Hochschule Braunschweig, legt mit dieser Druckschrift seine Dissertation der Öffentlichkeit vor. Sie handelt auf 143 Textseiten und 33 Kartenbeilagen von der Verbreitung, Entstehung und volklichen Einordnung der in der wissenschaftlichen Literatur seit Jahrzehnten umstrittenen Rundlinge in den Kreisen Helmstedt, Gifhorn, Uelzen, Lüneburg und Lüchow-Dannenberg. Die Ergebnisse sind gewonnen aus einer vergleichenden Untersuchung der Dorfanlagen und Feldmarksgliederungen aller Rundlingsdörfer in den genannten Kreisen. Für die Landeskunde und Siedlungsgeschichte des Braunschweiger Landes sind Meibeyers weiträumige Untersuchungen insofern wichtig, als sie neues Licht auch auf die Verhältnisse im Vorsfelder Werder werfen, da seit Richard Andrees Ausführungen über dieses Gebiet in seiner „Braunschweiger Volkskunde“ schon so oft mit widerstrebenden Meinungen erörtert worden sind.

Meibeyer zeigt mit überzeugender Klarheit, daß die hufeisenförmige Anlage der Rundlinge, die Hufenverfassung, die Aufteilung der Feldmarken in ursprünglich gleich große „Riegenschläge“ und die bevorrechtigte Stellung des „Erbschulzen“ untrennbar zusammengehören und insgesamt Zeugnis ablegen von einer nach einheitlichen Grundsätzen planmäßig durchgeführten Siedlungstätigkeit, wie wir sie von der deutschen Ostkolonisation des hohen Mittelalters her kennen. Soweit der Vorsfelder Werder in Betracht kommt, kann die Lenkung dieser planmäßigen Siedlungstätigkeit nach Ausweis der archivalischen Quellen über die Besitzverhältnisse nur in der Hand der welfischen Landesherrschaft gelegen haben. Wenn die zeitliche Einordnung der vom Verfasser aufgesammelten mittelalterlichen Tongefäßscherben in und bei den Rundlingsdörfern richtig ist, fällt die Gründung in das 12. Jahrhundert, also die Zeit Heinrichs des Löwen.

Daß vor dem 12. Jahrhundert in den Rundlingsgebieten Wenden ansässig waren, hat sich außer im hannov. Wendlande nirgends nachweisen lassen, denn mittel- und spätslawische Keramik fehlt im archäologischen Fundgut der fraglichen Siedlungen außerhalb des Wendlandes völlig. Da überdies die Dorfform des Rundlings und die Fluraufteilung in Riesenschläge den alt-

slawischen Siedlungsräumen fremd ist, können die Rundlingsdörfer nicht wendischen Siedlern, sondern nur deutschen Unternehmern ihre Entstehung verdanken. Deshalb haben auch die meisten Rundlingsdörfer, zumal im Vorsfelder Werder, deutsche Namen. Die wendischen Flurnamen lassen lediglich erkennen, daß dort anfangs Wenden neben Deutschen wohnten. Woher sie gekommen sind, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Meibeyers Annahme hat viel für sich, wonach es sich um ostelbische Slawen handelt, die bei der deutschen Kolonisation Mecklenburgs oder Westbrandenburgs von dort auf linkselbisches Gebiet verpflanzt wurde, um einerseits deutschen Neusiedlern Platz zu machen und andererseits bisher unbesiedeltes Waldland auf altem deutschen Boden zusammen mit deutschen Siedlern erschließen zu helfen.

Nicht zustimmen kann man dem Verfasser, wenn er die Zehntfreiheit des Ackers für ein untrügliches Merkmal wendischer Siedlungen im Rundlingsgebiet hält. Zehntfreiheit konnte ebensogut deutschen Siedlern für Ländereien gewährt werden, die nicht zum alten Acker- oder Wiesenland gehörten, sondern zum ehemaligen Waldbesitz des Staates, der nicht der Zehntpflicht unterlag. Überholt ist, nebenbei bemerkt, die von Venturini 1826 zuerst aufgestellte und von Meibeyer noch einmal wiederholte Behauptung, daß Bortfelds Einwohner wegen ihrer „altwendischen“ Tracht von wendischen Siedlern abstammen müßten. Wir wissen heute, daß die bis um 1900 in Bortfeld lebendigen Trachtenelemente früher in ganz Ostfalen von der Mittelelbe und unteren Salle bis Schaumburg-Lippe und bis ins obere Leinetal heimisch waren. Volkskundlich lassen sich im Braunschweigischen überhaupt keine slawischen Relikte feststellen, weder unter den Sachgütern und Volksbräuchen, noch — abgesehen von den Flurnamen und ganz wenigen Ortsnamen — in sprachlicher Hinsicht. Die im Vorsfelder Werder gesprochene Volkssprache ist nach Lautstand und Wortschatz rein ostfälisch. W. Flechsig

Ernst-August Roloff, Braunschweig und der Staat von Weimar, (Bd. 31 der Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt Braunschweig, hrsg. von Bert Bilzer und Richard Moderhack). 230 S. mit 22 meist ganzseitigen Abbildungen.

Bei der Besprechung des Buches von U. Scheim-Spangenberg über die Deutsche Volkspartei im Lande Braunschweig (Braunschweigische Heimat 1964, S. 127) wurde

der Wunsch ausgesprochen, es möchten zur Abrundung des Geschichtsbildes unserer engeren Heimat während der Jahre 1918—1933 noch weitere Quellen über die Tätigkeit der Parteien während der Weimarer Republik im Lande Braunschweig erschlossen werden. Dieser Wunsch ist schneller erfüllt worden, als zu erwarten war. Ernst August Roloff, der Sohn des bekannten früheren Professors für Geschichte an der Braunschweiger Technischen Hochschule, war in der glücklichen Lage, für seine zeitgeschichtlichen Forschungen die aus dem Nachlaß seines Vaters stammenden Akten des Bürgerbundes Braunschweig von 1919/33 und die Erinnerungen seiner Mutter an Gestalten und Ereignisse um das politische Wirken ihres verstorbenen Gatten ausschöpfen zu können. Daneben hat er als sorgfältiger Historiker die einschlägigen Archivalien im Stadtarchiv Braunschweig und im Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Quelleneditionen, Amtsdruck-sachen, Jahresberichte, Statistiken, Tageszeitungen, Parteischriften u. ä. durchgearbeitet und ist so zu einem nach Maßgabe der erhalten gebliebenen Quellen verhältnismäßig vollständigem Bilde gelangt.

Er hat sich aber nicht damit begnügt, das Wirken der besonders hervorgetretenen Persönlichkeiten, der Parteien und Interessengruppen zu schildern und den Ablauf der politischen Ereignisse darzustellen, sondern er hat sich auch darum bemüht, die Zwangsläufigkeit der Entwicklung vor dem Hintergrunde der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Lande Braunschweig verständlich zu machen. Gerade diese wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Ausführungen sind eine wesentliche Voraussetzung für das Verständnis der ideologischen Strömungen jener Epoche und daher besonders zu begrüßen.

Der Stoff ist gegliedert in die Kapitel „1. Das Erbe der Welfen — Herzog Ernst August, 2. Die Revolution — August Merges, 3. Diktatur des Proletariats — Sepp Oerter, 4. Das Parlament — Dr. Jasper, 5. Gegenkräfte — August Hampe, 6. Verfassung — Otto Orotewohl, 7. Liberalismus — Otto Kaefer, 8. Nationalismus — Professor Roloff, 9. Sozialismus — Hans Sievers, 10. Nationalsozialismus — Franz Groh“. Ein Personenverzeichnis und ein Sach- und Ortsregister erleichtern die Benutzung des in vorzüglichem Stil lebendig geschriebenen Werkes.

Aus dem reichen Inhalt des Buches sei besonders hervorgehoben die Darstellung des Ringens um die Macht nach dem Umsturz 1918 zwischen den spartakistischen Kräften der Arbeiter- und Soldatenräte,

repräsentiert durch Sepp Oerter, und den Mehrheitssozialistischen unter der Führung von Dr. Heinrich Jasper, das mit dem Sieg der parlamentarischen Demokratie über die Diktatur des Proletariats endete. Obwohl sich dieses Ringen mehr hinter den Kulissen als in der Öffentlichkeit vollzog, war sein Ausgang doch von grundlegender Bedeutung für die Entscheidung Deutschlands zwischen West und Ost und damit auch für die heutige Stellung der Bundesrepublik Deutschland.

W. Flehsig

Wilhelm Appelt und Theodor Müller, *Wasserkunst und Wasserwerke der Stadt Braunschweig*. (Bd. 33 der Schriftenreihe „Werkstücke aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt Braunschweig“, hrsg. v. Bert Bilzer und Richard Moderhack.) Braunschweig 1964. 128 S. mit zahlreichen, teils farbigen, teils schwarz-weißen Kunstdrucktafeln und Zeichnungen im Text.

Mit der vorzüglichen Ausstattung an Abbildungen hat die Stadt Braunschweig wesentlich dazu beigetragen, die geschichtliche Darstellung ihrer Wasserwirtschaft vom Mittelalter bis zur Gegenwart anschaulich zu beleben. Der Textteil selbst vermittelt dank der gründlichen Durcharbeitung aller verfügbaren Quellen durch die beiden Verfasser ein lückenloses und fesselndes Bild der Versorgung der Stadtbevölkerung mit Trink- und Brauchwasser durch Brunnen auf Privatgrundstücken, durch die der Allgemeinheit dienenden Quellen der „Jödebrunnen“ außerhalb der Oker-Umflutgräben, durch die Oker, durch die Grundwasserbrunnen am Bienroder Weg und bei Rüningen sowie schließlich durch die Fernwasserleitungen aus dem Harz und aus den Wasserwerken der Salzgitter-AG.

Dem Leser wird in allgemeinverständlicher Form eine Fülle von kulturgeschichtlich wie technisch interessanten Dingen nahegebracht. Da wir alle täglich Wasser verbrauchen, sei es nun im Haushalt oder Garten, sei es im Handel oder Gewerbe, sollte sich ein jeder von uns durch dieses Buch darüber unterrichten lassen, welche Unsumme von Arbeit früher und heute dazu nötig war, um uns das tägliche Naß zu verschaffen, ohne das es kein Leben auf dieser Erde geben kann.

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die Stadt Braunschweig in derselben muster-gültigen Art wie die Geschichte der Wasserversorgung bald auch eine Geschichte der Energieversorgung durch Gas und Elektrizität bearbeiten ließe und herausgäbe.

W. Flehsig

Chronik des Fleckens Lutter am Barenberge, hrsg. und verlegt v. der Fleckenverwaltung Lutter unter der Schriftleitung des Bürgermeisters Kurt Blay. Lutter 1965. 118 S. mit 12 Kunstdruck-Bildtafeln und mehreren Abb. im Text. Wie aus dem Vorwort hervorgeht, war die Einweihung der neuen Mittelpunktschule Lutter a. Bbg. der Anlaß zur Schaffung der vorliegenden Chronik. Dementsprechend ist der Schulgeschichte auch ein breiter Raum gegönnt. Den Abschnitt über die schulische Entwicklung im Raume Lutter schrieb Hauptlehrer Friedrich Freitag, Volkersheim, der bewährte Heimathistoriker des Ambergaaues. Kurt Klay lieferte mehrere Beiträge, darunter den Bericht eines pommerschen Reiterobersten von seinen Erlebnissen in der Schlacht bei Lutter während des 30jährigen Krieges, eine Beschreibung der Wehranlagen auf dem Papenberge bei Neuwallmoden, eine Schilderung des Quellgebiets bei der Wüstung Delgen und eine Zusammenstellung der Flurnamen um Lutter. Besondere Beachtung verdient ein Aufsatz des Landwirtschaftsrats Dr. Walter Achilles über „Die landwirtschaftlichen Verhältnisse zu Lutter in den Jahren von 1648 bis 1784, weil seine Ergebnisse über den örtlichen Rahmen hinaus typische Zustände der bäuerlichen Wirtschaft unserer Heimat behandeln. Förderlich für die Heimatkunde im allgemeinen sind auch der geologische Beitrag von Dr. Carsten Hinze über „Das Lutterer Becken und seine Entstehung“ und der botanische von Heimhold „Was blüht im Lutterbecken?“

Es würde zu weit führen, hier alle weiteren Mitarbeiter und ihre Themen einzeln aufzuführen, die sich bemüht haben, den Inhalt dieser Festschrift möglichst abwechslungsreich zu machen. Eins muß aber noch gesagt werden: Eine „Chronik“ im eigentlichen Sinne ist das ansprechende Büchlein nicht. Dazu ist der Stoff zu wenig organisch gegliedert und zu lückenhaft behandelt. Das, was man von einer Chronik in erster Linie erwartet, nämlich eine Darstellung der siedlungsgeschichtlichen Entwicklung und der politischen Schicksale eines Ortes vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit, ist leider unterblieben, sei es nun, daß es an einem Bearbeiter oder am Platz gemangelt hat. Wenn aber einmal die Kosten für eine Festschrift oder „Chronik“ irgendwo aufgebracht werden, sollte im Interesse der Förderung des Geschichts-bewußtseins der Schüler wie der erwachsenen Einwohner eine zusammenhängende Darstellung des ortsgeschichtlichen Entwicklungsganges nicht fehlen, sondern umgekehrt das Kernstück bilden!

Fl.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis für 4 Hefte (ist durch Mitgliedsbeitrag abgegolten) 12,- DM

51. Jahrgang

September 1965

Heft 3

Die Siedlungen des Vorsfelder Werders

von Wolfgang Meibeyer

Der Vorsfelder Werder umfaßt den nördlichsten Teil des Kreises Helmstedt und damit den am weitesten zwischen hannoversches und preußisches Gebiet vorgeschobenen Teil des alten Landes Braunschweig. Der Name Vorsfelder Werder tritt erstmalig im frühen 14. Jh. („de werder tu varsuelde“) auf und hat sich in der Folgezeit — nur gelegentlich durch Wolfsburger Werder ersetzt — bis in die neueste Zeit erhalten. Diese alte Bezeichnung als Werder (Insel, von Wasser umgebenes Land) charakterisiert deutlich die natürliche Abgrenzung dieses kleinen Gebietes durch Gewässer: Im Osten reicht die weite Moorfläche des Drömlings an den Werder als natürliche Grenze gegen Preußen heran; die Rhodische Aller grenzt im Norden, die Kleine Aller im Westen und die Aller selbst im Süden unser Gebiet gegen Hannover bzw. früher Lüneburg und die preußischen Exklaven Wolfsburg und Heßlingen ab. (Abb. 1)

Der Vorsfelder Werder liegt nördlich des Allerurstromtales und gehört zur Großlandschaft der Lüneburger Heide. Wie diese ist er aus dem Formenschatz eiszeitlicher Landschaftselemente aufgebaut. Das typische sanftwellige Grundmoränenland aus Geschiebemergeln wird großenteils überlagert von geschichteten Grob- und Feinsanden, die als Sanderdbildung zwischen der weiter nördlich bei Wiswedel, Voitze und Zicherie gelegenen Endmoränenstaffel und dem Allerurstromtal anzusprechen sind. Die Böden sind vor allem sandig, bisweilen kiesig und häufig sehr steinig. Verschiedentlich finden sich kräftige Lehmanteile, die wasserstauend wirken und das Versickern des Oberflächenwassers behindern, so daß besonders im Frühjahr nach der Schneeschmelze das Wasser oft auf den Feldern steht. Die Böden sind wenig fruchtbar und bedürfen regelmäßiger Düngung. Die randlichen Bachtäler sind vermoort, ebenso die Niederung des Wipperteiches zwischen Velstove und Eischott. Der Wipperteich war das größte offene Gewässer im Lande Braunschweig bis zu seiner Trockenlegung 1773.

In der urkundlichen Überlieferung tritt das Vorsfelder Gebiet erstmalig im 12. Jh. in Erscheinung, als Vorsfelde 1145 („varesfelt“) genannt wird (1). 1203 wird dort eine Burg bei der Aufteilung der welfischen Länder unter die Söhne Heinrichs des Löwen erwähnt. Im beginnenden 14. Jh. kommt Vorsfelde nebst Burg und Werder kurzzeitig an die Markgrafen von Brandenburg, fällt aber schon bald an das Herzogtum Braunschweig zurück. Seit Mitte des Jahrhunderts erhebt der Erzbischof von Magdeburg Ansprüche auf den Werder, den er in einem späteren Zug gegen die Wolfsburg verwüstet. Zeitweise ist der Werder im Pfand-

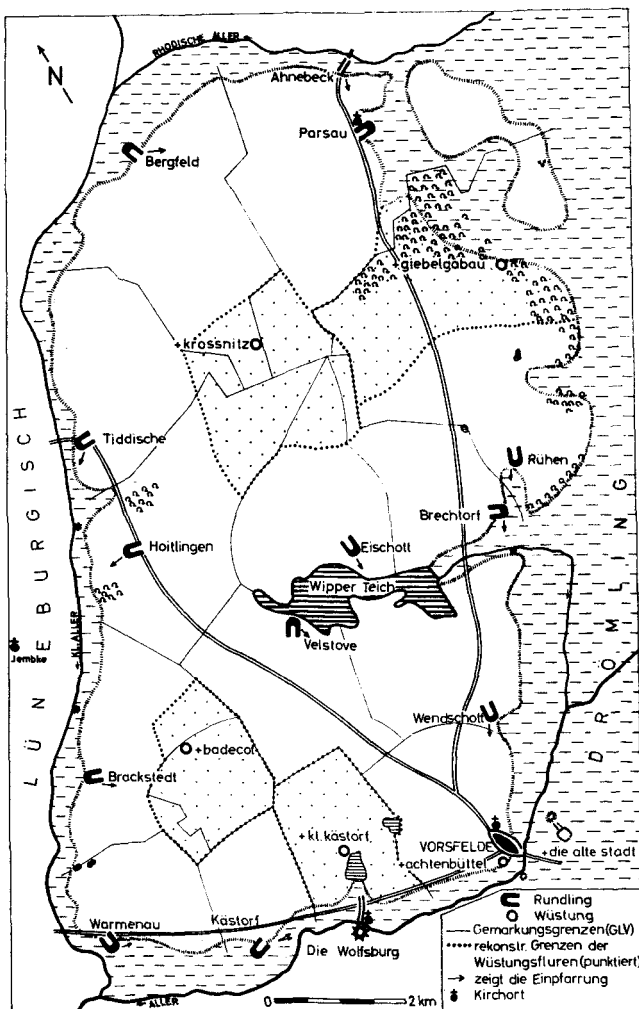


Abb. 1
Der Vorsfelder Werder
im 18. Jahrhundert

besitz der Stadt Braunschweig und derer von Bartsleben, die ihn schließlich 1389 als herzogliches Lehen von Braunschweig erhalten. Die von Bartsleben werden zuerst auf dem „castrum“ Vorsfelde als Burgmannen genannt, erbauen aber in der ersten Hälfte des 14. Jhdts. die Wolfsburg unmittelbar an der Aller auf dem südlichen Ufer (also außerhalb des Werders!) und verlegen ihren Sitz von Vorsfelde dorthin. Bis 1742 bleibt der Werder im Lehnbesitz dieser Familie und fällt nach dem Tode des letzten männlichen Erben als erledigtes Lehen an den Herzog heim, der ihn in das Amt Vorsfelde umwandelt. Vor der Wolfsburg entstand auf dem rechten Ufer der Aller (auf dem Werder also!) die sog. Vorburg, die aus zwei Gutsbetrieben, zwei Krügen, weiteren Nebengebäuden und der 1434 geweihten Kapelle bestand. Von dieser Siedlung aus wurde die Flur des während der bartslebischen Lehnabhängigkeit wüstgewordenen Dorfes Kl. Kästorf bewirtschaftet und im Laufe der Zeit so fest an die Wolfsburg als „Zubehör“ gebunden, daß bei einem nach 1742 geführten Prozeß um die Lehnzugehörigkeit gewisser Güter infolge der unüberschaubar gewordenen rechtlichen Verhältnisse

zwischen drei verschiedenen Lehensherren die Gemarkung von Kl. Kästorf durch Vergleich bei der Wolfsburg verblieb und damit aus dem braunschweigischen Werder ausschied.

Der Vorsfelder Werder ist ein durch natürliche Grenzen umgebenes Gebiet, das in diesen Grenzen genau mit einer administrativen Einheit seit dem hohen Mittelalter zusammenfällt. Diese hat sich, von dem Verlust von Kl. Kästorf abgesehen, seit ihrer Entscheidung im 12. Jhdt. bis in das 19. Jhdt. unverändert erhalten. Sie hebt sich mit ihrem Siedlungsbild und durch eine gewisse sprachliche Sonderstellung — wenigstens noch im 19. Jhdt. — deutlich von den Verhältnissen des übrigen Landes Braunschweig ab: Es findet sich dort eine ganz charakteristische Bauart der Dörfer, indem sich die Höfe um einen mehr oder weniger platzartig gestalteten Innenraum anordnen. Diese Grundrißform wird als Rundling bezeichnet und mit wendischer Siedlungsweise in Verbindung gebracht. In allen Gemarkungen finden sich nur mit Ausnahme von Vorsfelde Flurnamen, die wendischer Herkunft sind, und die Befreiung von der Zehntabgabe in allen Dörfern außer wiederum Vorsfelde weist auf eine ehemals wendische d. h. slawische Beeinflussung hin.

R. Andree (2) beschäftigte sich besonders mit diesen Verhältnissen und kam zu dem Ergebnis, daß die Wenden schon vor der Zeit Karls d. Gr. in dieses Gebiet eingewandert seien und ihre Dörfer in der für Wenden typischen Rundanlage erbaut hätten. Seit Karl d. Gr. setzt dann die „mit der Christianisierung verbundene Rückströmung der Deutschen“ ein, der das Wendentum nach und nach erliegt. Die Deutschen übernehmen die alten wendischen Rundlinge und bewohnen sie. Nur vereinzelte Spuren wie wendische Orts- und Flurnamen und die Zehntfreiheit weisen noch auf die ehemals slawischen Bewohner hin. Diese zunächst recht einleuchtend klingende Deutung der Rundlinge wird aber durch die Feststellung in Frage gestellt, daß in den Heimatgebieten der Westslawen, zu denen auch diese Wenden gehören, keine Rundlinge vorkommen, diese Dorfform also nicht von den Wenden mitgebracht sein kann, daher auch nicht typisch slawisch ist. Die Ansicht, daß der Rundling ähnlich dem Vorbild der Wagenburg eine auf Verteidigung gegen äußere Angreifer besonders eingerichtete Siedlung sei, ist ebenfalls leicht zu widerlegen: Es fehlen bei den Rundlingen jegliche wall- und heckenartigen Befestigungen; die geringe Zahl der in den nur kleinen Rundlingsdörfern vorhandenen Männer würde zur Abwehr eines belagerungsähnlichen Angriffs niemals ausgereicht haben; ein einziger Brandpfahl in die Strohdächer würde eine solche „Festung“ sofort in Flammen aufgehen lassen. Wir müssen also nach einer anderen Lösung für das Rundlingsproblem suchen!

Über alle Vorgänge, die mit der Entstehung der Rundlingsdörfer und der Herkunft ihrer wendischen Bewohner zusammenhängen, finden sich keinerlei Angaben und direkte Hinweise in der urkundlichen Überlieferung. Alle Aussagen über die Siedlungsverhältnisse sind nur aus einer sehr ins einzelne gehenden Untersuchung dieser Siedlungen selbst zu erhalten. Die wichtigste Quelle dafür stellen die während der Braunschweigischen Generallandesvermessung (1746—84) (kurz: GLV) entstandenen Flurkarten (Feldrisse) und die dazugehörigen Dorf-, Feld und Wiesenbeschreibungen dar (3). Wenige ältere Bestands- und Abgabenverzeichnisse ergänzen diese und die recht spärliche urkundliche Überlieferung.

Der Analyse des Siedlungsgefüges der Dörfer im Werder nach den Feldrissen der GLV steht allerdings eine Schwierigkeit im Wege: Man beschränkte sich

Ortsname	Jahr der GLV	Hofstellen bei GLV*)	Hofstellen 1634	Felder- einteilung	Ortsform	Verkoppelung durch GLV
Vorsfelde	1761	124 Stellen	1683: 78 Landbes.	3 Felder	Flecken	erheblich
Ahnebeck	1757	8 B 1 Förster	5 VK	—	unregel- mäßig	—
Bergfeld	1758	7 A, 3 VK, 6 SK	7 A, 3 VK, 6 SK	2 (?) Felder	Rundling	keine
Brackstedt	1759	8 A, 2 H, 3 VK, 4 SK	8 A, 1 VK, 3 SK, 1 + A, 3 + SK	3 Felder	Rundling	ca. 70%
Brechtorf	1759	7 A, 2 H, 5 VK, 4 SK	8 A, 4 VK, 5 SK	3 Felder	Rundling	ca. 50%
Eischott	1760	9 VK (!)	8 VK, 1 + VK	keine	Rundling	ca. 50%
Hoitlingen	1758	7 A, 7 VK	7 A, 5 VK, 2 SK	keine	Rundling	keine
Kästorf	1759	6 A, 2 VK, 3 SK, 1 + A	6 A, 2 H, 2 VK, 2 SK	3 Felder	Rundling	ca. 50%
Parsau	1757	5 A, 2 H, 6 VK, 10 SK, 1 HSK	3 A, 3 H, 6 VK, 8 SK	keine	Rundling	keine
Rühen	1758	11 A, 4 H, 6 VK, 5 SK	11 A, 1 H, 6 VK, 2 SK, 2 + A, 1 + VK	3 Felder	Rundling	keine
Tiddische	1758	7 A, 7 VK, 5 SK, 3 B	7 A, 6 VK, 6 SK, 5 + SK (?)	2 Felder	Rundling	keine
Velstove	1771	9 VK (!) 1 SK, 1 B	8 VK, 1 SK	3 Felder	Rundling	überwiegd.
Warmenau	1759	8 A, 2 VK, 3 SK	6 A, 3 H, 2 VK, 2 SK	3 Felder	Rundling	gering
Wendschott	1759	7 A, 5 VK, 5 SK	4 A, 3 + A, 5 - 7 VK, 3 - 4 SK	3 Felder	Rundling	überwiegd.
+ Badecot	1765	—	—	keine	Rundling	keine

*) A = Ackermann
H = Halbspänner
VK = Vollkötter

(H)SK = (Halb) Stückenkötter
B = Brinksitzer
+ = wüstliegend

Riegenschlag und Hufenzahl **)	Ursprüngliche Hofzahl ***)	Anteiler am Riegenschlagland bei GLV	Anteil an Wüstungsfluren	Bemerkungen
nicht ermittelt	50 – 60 Stellen	—	+ Vogelsang außerhalb des Werders	1145: Varesfelt; Planmäßige Anlage; Vorgängersiedlung „+ die alte stadt“ (?); Kirche St. Petri
—	?	—	—	Keine eigene Flur; Land wird im Lüneburgischen gepachtet
gesichert 8 Hufen	7 (D)	7 A	+Krossnitz teilw. (6 SK)	1366: 7 Baumänner und 2 Köter
gesichert 10 Hufen	9 (D)	8 A, 2 H, 1 SK	+Badecot ganz	2VK und 1SK haben nur Badecoter Land und wohnen vor dem Dorfe (Wüstungsbauern!)
gesichert 9 Hufen	8 (D)	7 A, 2 H, 1 VK	+Krossnitz teilweise	ca. 1160: 6 plus 1 Schulzenhufe genannt
gesichert 9 Hufen	8 (D)	8 VK	+Krossnitz teilweise	
wahrscheinlich 7 Hufen	7	6 A, 1 VK	+Krossnitz teilweise	Flur zerfällt in zwei „Bauernschaften“ unter gegenseitigem Aus-schluß. Kirchspiel Jembke!
gesichert 9 Hufen	9	6 A, 2 H, Vorwerk Vorsfelde	—	
gesichert 6 Hufen	5–6 (D?)	5 A, 2 H	+Giebelgabau teilweise	Kirche seit 1561 als Filial von Vorsfelde
gesichert 14 (!) Hufen	13 (D)	11 A, 4 H	+Giebelgabau fast ganz	Alle Höfe zahlen Zins für Länderei und Wiesen in +Giebelgabau 1366 runinghe: 12 Baumänner
gesichert 8 Hufen	7 (D)	7 A	+Krossnitz teilweise	Kirchspiel Jembke! 1366: 7 Baumänner und 5 Köter
wahrscheinlich 8–9 Hufen	8–9 (D?)	8 VK	—	Wegen starker Veränderung des Flurgefüges durch GLV keine exakte Fluranalyse möglich
gesichert 10 Hufen	9 (D)	8 A, 2 VK	—	
wahrscheinlich 9–10 Hufen	9–10 (D?)	7 A, 3 VK	—	1366: 9 Baumänner und 3 Köter
gesichert (12?) Hufen	9–10 (D?)	5 A, 1 H, 2 VK, 1 SK (Brackstedt)	—	ca. 1160: 7 bestehende und einige wüste Hufen genannt

**) Doppelhufe der Erbschulzen als 2 Hufen gezählt

***) (D) Erbschulze hat Doppelhufe

während der GLV nicht darauf, alle Grundstücke in Ort und Flur so zu vermessen und zu kartieren, wie man sie vorfand, sondern es wurde eine Art von Verkoppelung so durchgeführt, daß in vielen Fluren bzw. auch nur Flurteilen die Vielzahl an kleinen Parzellen der einzelnen Bauern in wenige größere zusammengefaßt wurde. Dadurch sind diese Flurteile für die vorgenommene Analyse unbrauchbar geworden, da aus ihnen keine Rückschlüsse auf ältere Verhältnisse möglich sind. In den beigegebenen Flurkartenausschnitten (4) sind so veränderte Flurteile durch ein V besonders gekennzeichnet. Glücklicherweise sind solche Veränderungen im Werder nicht lückenlos vollständig durchgeführt worden, so daß bis auf wenige Ausnahmen (besonders Velstove, Vorsfelde) dennoch befriedigende Aussagen ermöglicht werden (vgl. auch Tabelle).

Der Werder umfaßte im 18. Jhdt. abgesehen von abseits liegenden Einzelsiedlungen, besonders Wassermühlen, 15 Siedlungen, von denen 12 einen Rundlingsgrundriß aufweisen. Vorsfelde nimmt von altersher eine Sonderstellung ein mit seiner früheren Burg und der ältesten Kirche. Das Dörfchen Ahnebeck besitzt eine unregelmäßige Grundrißbildung und ist, wie noch gezeigt wird, jüngerer Entstehung. Schließlich zeigt die auch auf dem Werder gelegene sog. Vorburg vor der Wolfsburg — eine ebenfalls jüngere Siedlung, die erst nach der Erbauung der Burg entstanden ist — ein wenig regelmäßiges Grundrißbild. Die Rundlingsdörfer verteilen sich nicht wahllos, sondern sind stets auf feuchte Niederungen orientiert: Sie liegen entweder am Rande des Werders auf dem zu den Bach- und Moorniederungen hin abfallenden Gelände oder aber am Rand des Wipperteiches (vgl. Abb. 1). Außer diesen 15 Siedlungen im 18. Jhdt. gab es in früherer Zeit noch vier weitere Dörfer. Es waren dies die jetzigen Wüstungen badecot, kl. kästorf, giebelgabau und krossnitz, welche eingingen, ohne daß wir darüber genaue Angaben machen können. Da außer Vorsfelde alle ältesten Siedlungen im Werder Rundlingsgrundriß aufweisen, so scheint es gerechtfertigt, für diese wüsten Dörfer auch eine ehemalige Rundlingsanlage anzunehmen.

Wenden wir uns den Rundlingsdörfern selbst zu! Bei der Betrachtung ihres Grundrißbildes in den Feldrissen der GLV fällt etwas sehr Wesentliches auf: Die Reihehöfe (Ackerhöfe und Halbspännerhöfe), die den ältesten Hofbestand dieser Dörfer ausmachen, sind nicht in Kreisform angeordnet, wie zu erwarten, sondern ihre Höfe reihen sich in der Form eines regelmäßigen Hufeisens so aneinander, daß dieses meist völlig symmetrisch ist, wie der Grundriß von Brechtorf (vgl. Abb. 2) erkennen läßt, wenn man sich die Höfe der jünger hinzugekommenen Voll- und Stückenköter (in der Abb. schraffiert) hinwegdenkt. Die Dörfer sind so angelegt, daß sie mit der Rundung des Hufeisens an die feuchte Niederung angelehnt sind, daß ihr einziger Zugang, die Öffnung des Hufeisens, auf das Ackerland gerichtet ist. Sie liegen immer am Rande ihrer Gemarkung. Die Tatsache, daß sie in ihrer ursprünglichen Form, bevor die Zusiedlung der jüngeren Köter erfolgte, nach der „Landseite“ hin weit geöffnet waren, dürfte ein weiterer Nachweis dafür sein, daß man bei ihrer Anlage kaum an einen Verteidigungszweck gedacht hat. Sieht man einmal die Familiennamen der Bauern durch, so wird man in wohl jedem Dorfe auf den Namen Schulze o. ä. stoßen. Die gleiche Erscheinung findet sich, wenn man eine aus dem Jahre 1683 erhaltene Kontributionsbeschreibung (5) liest, in der sich bei jedem Dorfe der erste der aufgeführten Bauern Schulze nennt. Dieser besitzt meistens mehr Land als die übrigen Bauern. Es handelt sich bei diesen „Schulzes“ um die in jedem Dorfe des Werders vorhandenen Erbdorfschulzen, deren Bezeichnung Schulze ihnen als Familienname beigelegt worden

ist. Sucht man die Schulzenhöfe in den Grundrißdarstellungen der GLV auf, so ergibt sich auffallenderweise ein sehr regelhaftes Bild: Der Hof des Erbschulzen liegt in allen Dörfern in der Rundung des Hufeisens gegenüber dem Dorfeingang und weicht in der Mehrzahl der Fälle durch einen größeren Hofplatz von den anderen Reihenhöfen ab. Diese besondere Lage des Schulzenhofes findet sich ebenso wie die hufeisenförmige Anlage der Höfe in allen Rundlingsdörfern in Niedersachsen in den Kreisen Gifhorn, Uelzen, Lüneburg und Lüchow-Dannenberg wieder und muß demnach als volltypisch für das Rundlingsdorf angesehen werden (6), so daß die Rundlinge über diesen beachtlichen Raum hin wie nach einem gleichen Plan angelegt erscheinen.

Die Grundlage des bäuerlichen Besitztums im Werder ist die Hufe. Wenn wir auch in den neuzeitlichen Quellen — vor allem den Akten der GLV — vergeblich einen Hinweis auf Hufen suchen, so wissen wir doch, daß eine Hufeneinteilung bestanden hat, da in einem Güterregister des 12. Jhdts. in Brechtorf und der späteren Wüstung badecot „mansı“ (lat. Hufen) genannt werdenn (7). Der Nachweis einer Hufeneinteilung der Ackerfluren könnte geeignet sein, eine Beziehung zu der planmäßigen Hufeneinteilung in den während der Deutschen Ostkolonisation entstandenen Dörfern und ihrer Fluren herzustellen, um damit u. U.

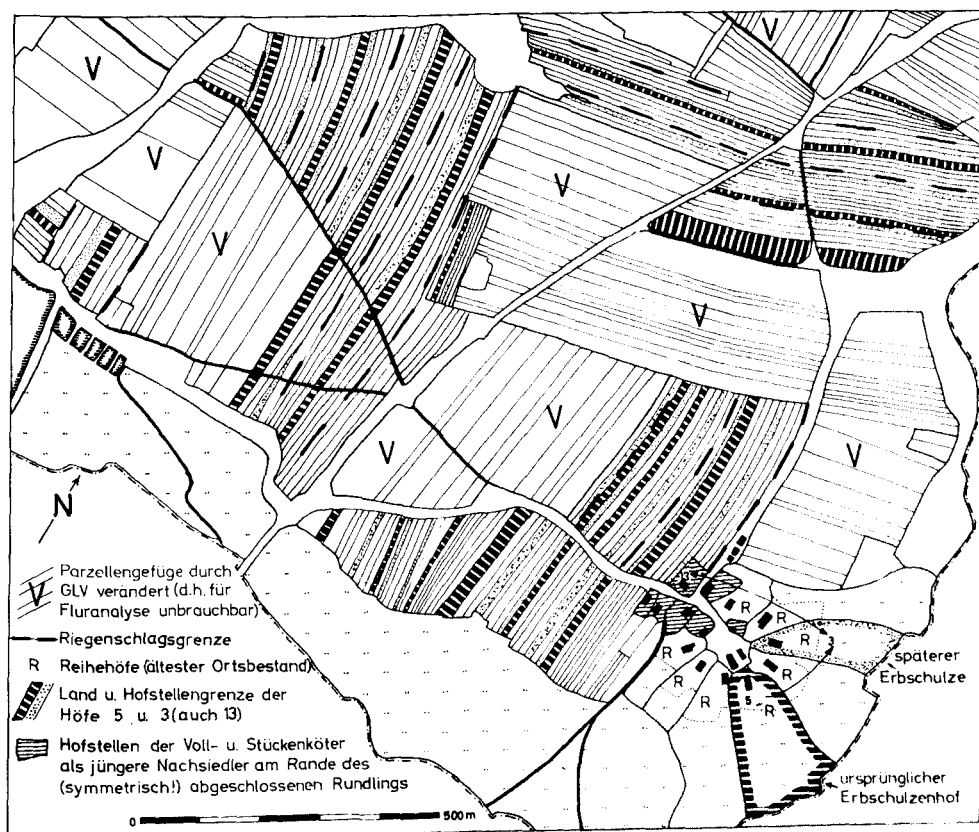


Abb. 2 Ausschnitt aus dem Feldriß von Brechtorf 1759

Aussagen über Alter und Entstehung der Rundlinge in unserem Gebiet zu ermöglichen. Die Untersuchung der Fluren ergibt, daß sich die Hufeneinteilung im Vorsfelder Werder in fast allen Dörfern rekonstruieren und feststellen läßt! Jeder ursprüngliche „Vollhufner“ (später Ackermann genannt) besaß bei seinem Hof eine Hufe Landes, die anfangs gleich der seiner Dorfgenossen war. Die Hufe scheint hier kein in allen Dörfern gleichmäßiges Flächenmaß gewesen zu sein. Mit der späteren braunschweigischen Hufe, die ein Flächenmaß von 30 Morgen betrug, hat diese Hufe nichts zu tun. Sie ist nichts mehr als die nur innerhalb eines Dorfes gleichmäßig gehaltene Landausstattung der Ackerhöfe.

Betrachten wir die Verhältnisse einmal beispielhaft in dem Dorfe Warmenau: Das Dorf umfaßt 1759 bei der GLV acht Ackerhöfe, zwei Vollkötter und drei Stückenkötter. Das Land und die Hofstellen der letzteren sind punktiert hervorgehoben (vgl. Abb. 3) und lassen erkennen, daß zwei Stückenkötterhöfe als jüngste Zusiedler am Rande der Reihe der anderen Höfe liegen, wie auch ihr Ackerland meist randlich und nicht im Gemenge mit dem der ältesten Höfe liegt. Der dritte Stückenkötter sitzt außerhalb des Dorfes auf der Landwehr an der Gifhorner Heerstraße und betreibt dort einen Krug. Die acht Ackerhöfe und zwei Vollkötter machen die hufeisenförmige Hofreihe aus und teilen sich gleichmäßig in die Flur. Hier ist jedoch auf eine Besonderheit hinzuweisen: Die beiden Vollkötter tragen ihre Bauernklassenbezeichnung als „Vollkötter“ zu unrecht, denn sie sind in Landbesitz und -verteilung den Ackerleuten genau gleichgestellt. Wir dürfen sie in diesem Falle ausnahmsweise hinsichtlich ihres Entstehungsalters mit den Ackerhöfen identisch annehmen. Das Land und die Hofstelle des einen Vollkötters nr. ass. 12 ist zum Beweis in der Karte schwarz kenntlich gemacht.

Die Warmenauer Flur muß demzufolge genau zehn Hufen enthalten. Wir erkennen diese, wenn wir die Besitzer der einzelnen Streifenparzellen z. B. in dem großen Streifenkomplex östlich des Dorfes betrachten (Besitzer nicht in der Karte eingetragen!) und dabei feststellen, daß sich eine ganz feste Abfolge in der Nebeneinanderlage der Streifenparzellen erkennen läßt, indem z. B. von einer gewissen Stelle an genau jede zehnte Parzelle dem Hof nr. ass. 12 (schwarz hervorgehoben) gehört. Wäre das Land eines anderen Hofes markiert worden, so würde er sich in der Abfolge ebenfalls nach genau zehn Parzellen wiederholen. Damit läßt sich der überwiegende Teil der Warmenauer Flur in sog. Riegenschläge gliedern (Riegenschlagsgrenzen gestrichelt hervorgehoben!), die so definiert sind, daß in einem Riegenschlag jeder ursprüngliche Vollhufner bzw. Ackermann genau nur einen gleich breiten Feldstreifen besitzt wie die anderen Ackerleute (6). Ein Riegenschlag besteht demnach aus genausoviel Streifenparzellen, wie Hufen in dem Dorfe vorhanden sind. In Warmenau liegt daneben noch eine besondere Eigenschaft des Riegenschlages vor, indem hier die Reihenfolge der Besitzer der einzelnen Streifenparzellen in meist allen Riegenschlägen die gleiche ist, während sie wie z. B. in Brechtorf auch in jedem Riegenschlag verschieden sein kann.

... d, e / a, b, c, d, e / a, b, c, d, e / a, b ...

Beispiel für stets gleiche Abfolge der Besitzer in Riegenschlägen mit 5 Hufen

... a, c / b, d, c, a, e / d, a, e, b, c / a, d ...

Beispiel für in jedem Riegenschlag verschiedene Abfolge der Besitzer bei 5 Hufen

(Die Buchstaben bedeuten jeweils einen Ackermann.)

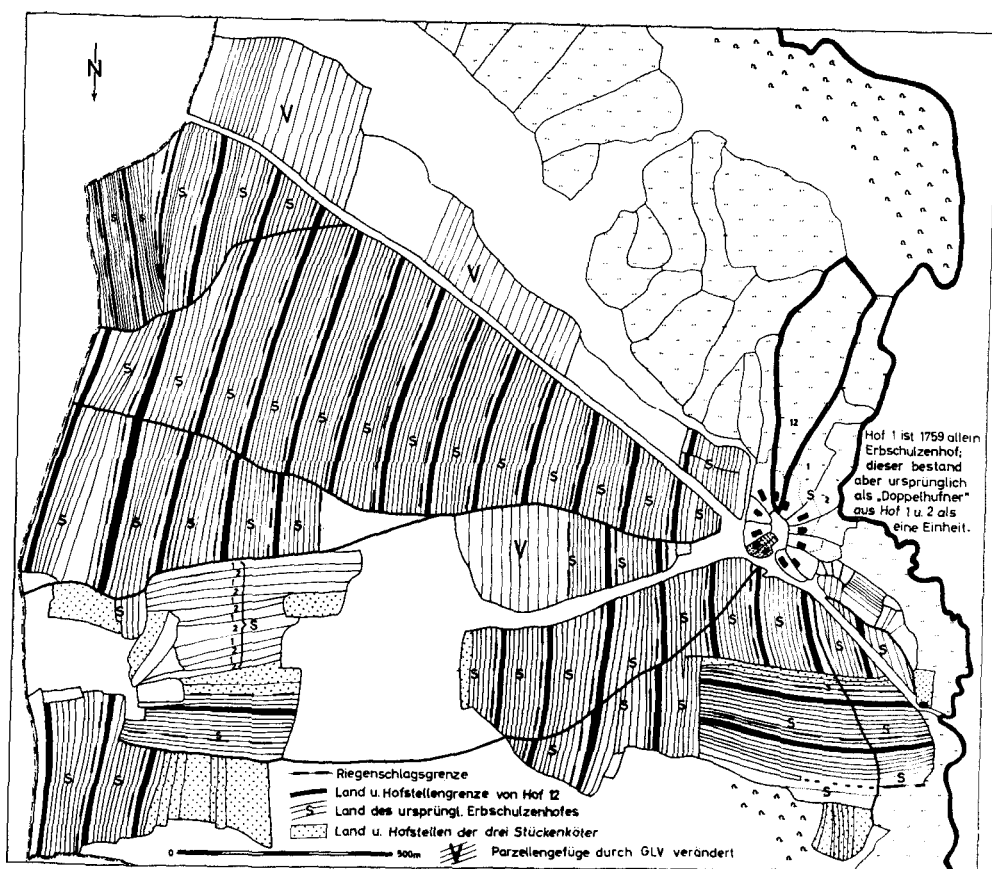


Abb. 3 Ausschnitt aus dem Feldriß von Warmenau 1759

Diese Einteilung der Ackerflur nach einzelnen Riegenschlägen kann nicht als Produkt einer Zufälligkeit angesehen werden, denn dadurch wird erreicht, daß die Aufteilung einer Flur unter eine vorgegebene Zahl von Bauern auf das gerechteste erfolgt. Es steckt dahinter ein bewußtes planmäßiges Prinzip, welches noch deutlicher in Erscheinung tritt, wenn festgestellt wird, daß die Riegenschlageinteilung sich in Niedersachsen in fast genau gleicher Verbreitung vorfindet wie die Rundlinge und sich damit eine mehr als zufällige Beziehung andeutet (6).

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Erbschulzenhöfe gewöhnlich mit einer größeren Hofstelle und auch größerem Landanteil ausgestattet sind als die übrigen Höfe. Eine Untersuchung aller Schulzenhöfe ergab, daß die Schulzen in den meisten Dörfern neben ihrer bevorzugten Lage im Dorfe ursprünglich nicht nur eine sondern zwei Hufen Land besaßen, d. h. sie besaßen in jedem Riegenschlag einen doppelt breiten Streifen (vgl. auch Tabelle).

In Brechtorf sind diese Verhältnisse recht verwickelt, sollen aber dennoch kurz behandelt werden, um einen Begriff zu geben, welche unerwarteten Aussagen durch Orts- und Fluranalysen möglich sind: Das Dorf enthält 1759 an Reihelenten sieben Ackerleute und zwei Halbspänner. Die beiden Halbspänner sind durch Teilung eines Ackerhofes entstanden. Der Beweis dafür wird dadurch angetreten,

daß festgestellt wird, daß sich die beiden Halbspännerhöfe mit ihrem Landbesitz in den Riegenschlägen gegenseitig abwechseln: In einem Riegenschlag hat der eine, im folgenden der andere die Parzelle des zu teilenden Ackerhofes übernommen. Die alte Hofstelle hat der eine Halbspänner vollständig bekommen, während der andere seinen Hof vor dem Dorfe unter den Höfen der jüngeren Köter neu angelegt hat. Er ist in Abb. 2 wie ein Köterhof schraffiert.

Brechtorf besitzt ursprünglich acht Höfe und müßte in der Flur neun Hufen erkennen lassen, da ja der Schulze eine Doppelhufe besitzen soll. Die Riegenschlageinteilung ist hier schwieriger zu ermitteln, da die Reihenfolge der Besitzer in jedem Riegenschlag eine andere ist. Es ergeben sich aber in jedem Riegenschlag tatsächlich neun Hufenstreifen, wobei jedoch der Hof nr. ass. 5 stets einen breiteren Streifen, der Schulzenhof nr. ass. 3 meist zwei verschieden breite, getrennt liegende Streifen besitzt und vereinzelt der Vollköter nr. ass. 13 allerdings stets in Nachbarschaftslage zu nr. ass. 3 oder 5 in den Riegenschlägen auftritt. Die Lösung für diese Anomalie ergibt sich zwanglos dann, wenn angenommen wird, daß nicht Hof nr. ass. 3 sondern nr. ass. 5 der ursprüngliche Schulzenhof ist. Zunächst spricht dafür auch die größere Hofstelle von nr. ass. 5. Dann gibt ein Register von 1658 (8) einen Hinweis, weil darin bei diesen durch Namensvergleich identifizierbaren beiden Höfen die Bemerkung steht: „sind sattelhoffe und haben gedoppelte gütter“. Schulzenhöfe werden gelegentlich irrtümlich als Sattelhöfe bezeichnet. Dem Schreiber dieser Bemerkung ist zugleich der größere Landbesitz beider Höfe aufgefallen, den auch die Flurkarte ausweist. Den Beweis für das ehemalige Schulzenrecht von nr. ass. 5 gibt seine breitere Parzelle in den Riegenschlägen, die ursprünglich die doppelte Breite der anderen hatte. Als aus nicht erkennbaren Gründen das Schulzenamt an den Hof nr. ass. 3 überging, gab nr. ass. 5 einen Teil seines Doppelstreifens an nr. ass. 3 ab, der nun zu seiner bisherigen einfachen Parzelle als einhufiger Ackerhof noch eine schmale hinzubekam, die von der Schulzenhof-Doppelparzelle abgeteilt wurde. Der neue Schulze nr. ass. 3 gab aber einen Teil dieser von dem ehemaligen Schulzenhof nr. ass. 5 abgegebenen Parzelle an den Vollköter nr. ass. 13 weiter, so daß dieser somit an einigen Stellen Anteil in den Riegenschlägen erhielt. Daß zwischen den Höfen nr. ass. 3 und 13 sogar Teilungsbeziehungen ebenso wie zwischen den erwähnten beiden Halbspännerhöfen bestehen, ist ergänzend damit schlüssig zu beweisen, daß unter den privativen Wiesenparzellen mehrfach solche vorkommen, die von den beiden Hofpaaren jeweils gemeinschaftlich genutzt werden und beiden Partnern gleichermaßen gehören. Diese Erscheinung ist nicht selten und weist eindeutig Teilungsbeziehungen nach.

In Warmenau ist der Schulzenhof in zwei Ackerhöfe geteilt worden (vgl. Abb. 3), und sowohl der unregelmäßige Grenzverlauf zwischen den Hofstellen nr. ass. 1 und 2 als auch die nur diesen beiden Höfen allein vorbehaltene Nutzung eines Flurstücks im östlichen Teil der Flur weisen neben der allerdings hier weniger aussagekräftigen aber durchaus zum Beweis notwendigen Nachbarschaftslage der Parzellen beider Höfe (durch S gekennzeichnet) in den Riegenschlägen die Teilung nach.

Allgemein ist die Ermittlung der Riegenschlagstruktur in den Fluren des Werders meist recht schwierig durchzuführen und beweiskräftig zu machen, da bereits relativ geringfügige Veränderungen im Hofbestand der Dörfer diese rationale Einteilungsprinzip äußerst schwer erkennbar machen oder völlig verwischen können.

Durch den Nachweis einer deutlichen Planmäßigkeit in der Flureinteilung der Rundlingsdörfer und einem ebenfalls weitgehend gleichen formalen Prinzip in der Ortsanlage erscheint der Rundling als eine planmäßig in dieser Hufeisenform angelegte Siedlung, ohne daß ein mit dieser Grundrißform besonders verbundener Zweck erkennbar wird. Über die Hufeneinteilung bestehen deutliche Beziehungen zu den Siedlungen der Deutschen Ostkolonisation. Eine Entstehung der Rundlinge im 12. Jhdt. läßt sich im Bereich Lüchow-Dannenberg durch die gleichzeitige Entstehung dieser Grafschaften wahrscheinlich machen (6). Im Vorsfelder Werder erweist sich die Richtigkeit dieser Datierung dadurch, daß die auf der Wüstungsstelle von badecot aufgenommene nur blaugraue Keramik durchaus diese Entstehungszeit zu bestätigen geeignet ist.

Woher kamen aber die Wenden, die im 14. Jhdt. urkundlich noch mit Sicherheit hier nachgewiesen werden? Daß sie noch gar nicht oder nur in ganz geringer Zahl vor der Entstehung der Rundlinge vorhanden waren, läßt sich dadurch erweisen, daß im gesamten Werdergebiet trotz emsigster Suche auch nicht in den Dörfern oder auf den Wüstungsstellen die als typisch anzusprechende mittel- bis spätslawische Keramik gefunden wurde. Es liegt der Schluß nahe, daß bei der Gründung der Rundlinge, die offenbar unter landesherrlicher Initiative möglicherweise besonders Heinrichs des Löwen erfolgte, nach den Wendenkriegen in Mecklenburg Wenden hierher umgesiedelt und allein oder mit Deutschen zusammen in den neu gegründeten Siedlungen angesetzt wurden.

Im folgenden soll kurz die Siedlungsentwicklung des Vorsfelder Werders zusammenhängend dargestellt werden: Es bestand auf dem südlichen Allerufer eine Burganlage, 1761 im Feldriß von Vorsfelde als „Burgwall“ neben der „alten Stadt“ bezeichnet, die dem Ausgrabungsergebnis zufolge in die Zeit vor 1000 zurückreicht. Ob sie bereits den Namen Vorsfelde getragen hat, ist nicht zu entscheiden, wenn es auch naheliegt, die Entstehung des -felde-Namens in karolingische Zeit zurückdatieren. Der heutige Ort Vorsfelde bestand zu der Zeit noch nicht. Seine Gemarkung wurde von einem älteren Dorf Achtenbüttel eingenommen, dessen Dorfstelle unmittelbar neben Vorsfelde liegt und durch einen Flurnamen 1761 überliefert wird. Dieses Dorf, das zu den sicher vor das Jahr 1000 zurückreichenden -büttel-Dörfern gehört, dürfte die einzige ältere Siedlung auf dem Werder sein. Seine Gemarkung umfaßte übrigens die günstigsten im Werder vorkommenden Böden, die dann von Vorsfelde übernommen wurden, als Achtenbüttel spätestens bei der Gründung Vorsfeldes einging. Die Entstehung Vorsfeldes müssen wir im Zusammenhang mit der kolonisationsmäßigen Besiedlung des Werders im 12. Jhdt. sehen, als auf Betreiben des Landesherrn bisher noch unbesiedeltes Gebiet mit Siedlungen, hier also Rundlingen, besetzt und Wenden als Siedler ins Land geholt werden. Es werden 16 Rundlingsdörfer mit Hufeisengrundriß und riegeschlagmäßig eingeteilten Fluren angelegt. Vorsfelde entsteht gleichzeitig mit ihnen als Verwaltungs-, Markt- und Kirchort in der Nähe der vorhandenen älteren Burg in ebenfalls planmäßiger Anlage. Wenn uns eine Planmäßigkeit des Vorsfelder Stadtgrundrisses — es wird im 14. Jhdt. mehrfach als Stadt bezeugt — schon in dem ältesten Plan von 1761 wahrscheinlich erscheint (vgl. Abb. 4), so wird dies zur Gewißheit, weil sich durch Analyse der Grundstücksgrenzen feststellen läßt, daß die Stadt anfänglich aus einer Zahl von 50 bis 60 genau gleich breiten Grundstücken bestanden hat, die erkennbar werden, wenn man jegliche durch Grundstücksteilung später entstandenen Grenzen fortläßt und sich dann ein äußerst regelmäßiges Grundrißbild ergibt.

Daß sich in der Vorsfelder Flur kein slawischer Flurname findet und auch die Stadt als einziger Ort des Werders nicht vom Kirchenzehnten befreit war, den die Wenden als Nichtchristen nicht entrichteten, macht wahrscheinlich, daß hier keine Wenden angesiedelt wurden und die Stadt als Haupt- und Verwaltungsort des Werders — mit einer Burg! — wie auch andere Städte keine Wenden in ihren Mauern duldeten. Bis 1561, als die Kapelle in Parsau entstand, waren die Werderdörfer in Vorsfelde eingepfarrt. Nur Hoitlingen und Tiddische gehörten in das nahegelegene Kirchspiel Jembke.

Nach der Besiedlung des Werders im 12. Jhdt. mit einer Gesamtzahl von 17 Siedlungen gingen im Laufe der im 13. Jhdt. einsetzenden Wüstungsperiode vier Dörfer ein, deren alte Gemarkungen sich aus den Grenzverläufen im 18. Jhdt. noch rekonstruieren lassen: badecot scheint als letztes Dorf wüst geworden zu sein, denn noch zur GLV besteht eine eigene Badecoter Feldmark, die von Brack-

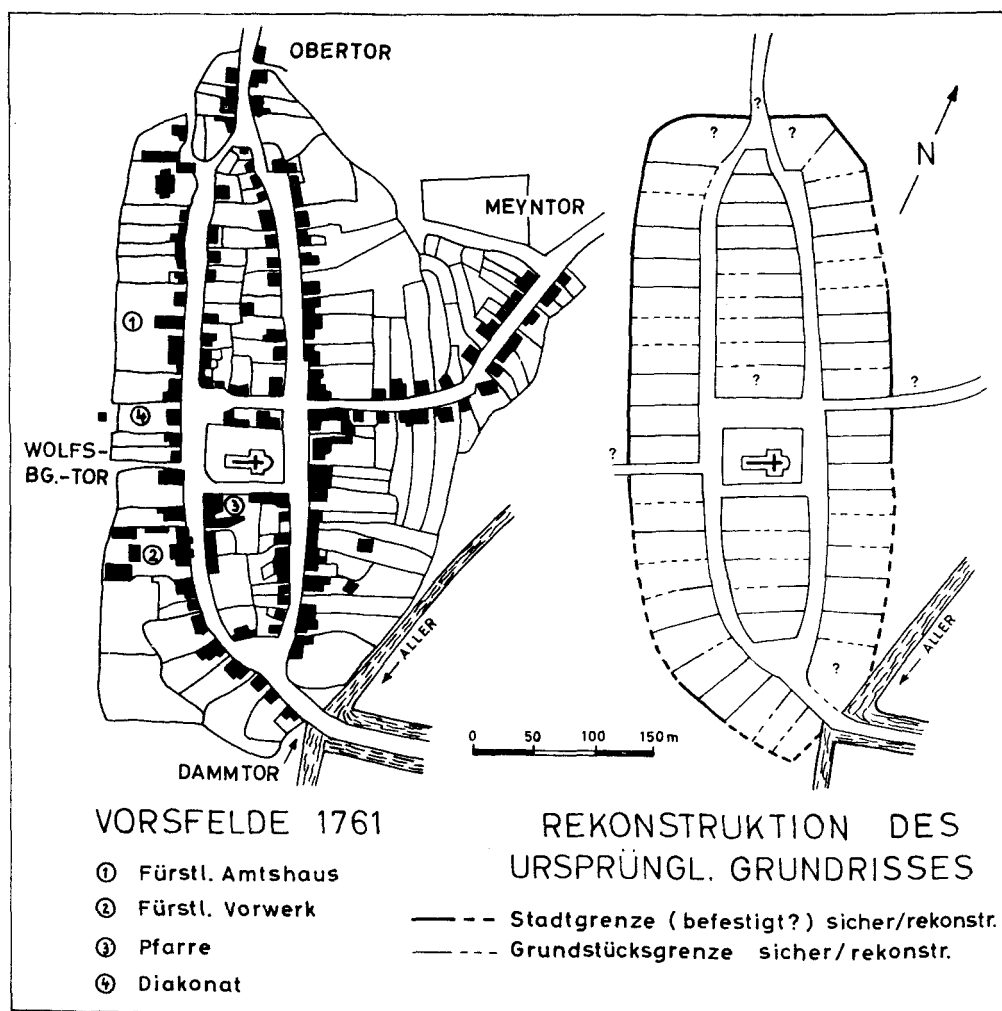


Abb. 4 Vorsfelde im Feldriß 1761

stedt aus bewirtschaftet wird. Das Land von Kl. Kästorf ist zur Wolfsburg bzw. zu der nach 1300 neu entstandenen Burgsiedlung, der Vorburg, gekommen und wird von den bartenslebischen Gütern bebaut. Von Giebelgabu wissen wir, daß Rühener Bauern die Feldmark nutzen und dafür Zins geben, während wir von Krossnitz nur erkennen können, daß seine Flur unter die Nachbardörfer aufgeteilt ist, wie das vor allem deren eigentümlicher Grenzverlauf verrät. Die Burg Vorsfelde wird nach der Erbauung der Wolfsburg verlassen und fällt wüst.

Als nach den Teilungen des welfischen Landes der Werder braunschweigisch und sein westliches und nördliches Nachbargebiet lüneburgisch wird, entsteht eine Zollstelle an der Heerstraße nördlich von Parsau und daraus die Kleinsiedlung Ahnebeck, die bezeichnenderweise keine eigene Flur besitzt und mit ihren stets nur durch Pacht teilbäuerlichen Stellen ihren Erwerb aus der Lage an der einst recht bedeutenden Straße zieht.

Damit ist das Siedlungsbild so vorhanden, wie es sich im 18. Jhdt. darbietet. Innerhalb der Dörfer sind Erweiterungen durch Zusiedlung von Kötern erfolgt, die einen erheblichen Siedlungsausbau bedeuten. Im 30jährigen Kriege entsteht durch starke Bedrückung ein Siedlungsrückgang, der aber im Laufe der folgenden Jahrzehnte durch Wiederbesetzung der wüstgewordenen Höfe aufgefangen wird.

¹⁾ 1135 werden Bergfeld und Kästorf in einer Schenkung genannt, bei der es sich aber sehr wahrscheinlich um eine Fälschung handeln dürfte. — ²⁾ Andree, R.: Die Wendendörfer im Werder bei Vorsfelde. In: Globus, Bd. 66, 1894; ders.: Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1901. — ³⁾ Im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel. — ⁴⁾ Abb. 2 bis 4 sind verkleinerte Umzeichnungen der GLV-Feldrisse von Brechtorf (K 5600), Warmenau (K 3648) und Vorsfelde (K 5912). — ⁵⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 23 Alt nr. 704. — ⁶⁾ Meibeyer, W.: Die Rundlingsdörfer im östlichen Niedersachsen. Braunschweiger Geogr. Studien, Heft 1 1964. — ⁷⁾ Rheinische Urbare, Bd. II, Urbare von Werden 9.—13. Jhdt. hersg. v. R. Kötzsche, Bonn 1906. — ⁸⁾ Nieders. Staatsarch. Wolfenbüttel: 8 Alt Vorsfelde nr. 14.

Johannistag (24. Juni) in Dörrigsen

von Hugo Grimme

Wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte und nach dem Glauben unserer Vorfahren einige Tage stille stand, um Atem zu schöpfen, dann feierten sie die Sommersonnenwende, ihr Mittsommerfest. Da leuchteten zu Ehren der Göttin Freia, welche die Erde mit prächtigen Rosen bekränzte, von allen Höhen lodernde Feuer weithin ins Land hinaus. Jetzt war der Hochsommer da.

Der Mittsommertag war im Glauben der Völker schon seit jeher von geheimnisvollem Zauber umweht. Leben und Tod trafen hier aufeinander. Der Sommer hatte gerade seinen Höhepunkt erreicht, und schon stieg die Sonne wieder auf ihrer Bahn immer tiefer hinab und ließ das kommende Dunkel mit seinem Frost und Grauen ahnen. Ehe es aber so weit kam, wollten die Menschen das Glück dieser hellen und warmen Hochsommertage und -nächte noch einmal recht ausgiebig genießen. Darum gestalteten sie die Sonnenwende zu einem ihrer Hauptfeste aus. Als dann aber das Christentum eingeführt war, da lehrte die Kirche: „Wir

feiern nicht, eine Göttin Freia zu ehren, sondern wir feiern heute den Geburtstag Johannes des Täufers." Sie nannte dann den Sonnenwendfesttag Johannistag und legte ihn auf den 24. Juni fest. So hatte sie es schon bei allen großen heidnischen Festen gemacht, die sie nicht einfach aus dem Glauben des Volkes herausreißen konnte. Das hatte sie wohl versucht, aber als sie einsehen mußte, daß ihre Bemühungen vergeblich waren, verlegte sie einfach ihren großen oder, wie hier, auch kleineren christlichen Feiertage auf diese längst eingewurzelten heidnischen Fest- und Opferzeiten und bog so ganz allmählich den ursprünglichen Sinn dieser Feiern in ihrem Sinne ab. Auf diese Weise kam sie dann doch zum gewünschten Ziele.

Wie lange auch bei uns Sonnwendfeuer angezündet worden sind, läßt sich nicht mehr feststellen. Daß aber dieser Tag im Leben unserer Vorfahren eine große Rolle gespielt haben muß, kann man sehr wohl aus mancherlei althergebrachten Brauchtümern schließen, deren Ursprung in der heidnischen Vorstellungswelt zu suchen ist. Das gilt auch dann, wenn der Brauch im Volksmunde jetzt mit dem christlichen Johannistage verknüpft ist.

Schwer und drückend liegt der Rosenmonat Juni mit seinem Blütenduft und seiner Gewitterschwüle über dem Lande. Da fühlt sich der Mensch ganz klein in der gewaltigen Natur und ist jetzt ganz besonders empfänglich für die geheimnisvollen Vorgänge, die ihn umgeben. Und gerade in der Johannisnacht fühlte der Mensch der alten Zeit diesen Druck auf seiner Seele lasten. Dadurch wurde er ängstlich. Nach weitverbreitetem Volksglauben trieben allerlei gespenstische Wesen ihr Spiel und verübten Unfug, wo sie nur konnten. In Feld und Wald ebenso wie in und bei den Wohnstätten waren sie am Werk.

In der schwülen Nacht lockten Irrlichter den Wanderer ins Dunkle. Da hieß es, schön vorsichtig auf dem Wege bleiben, wenn man nicht in den Morast fallen oder sich im Gestrüpp verfangen wollte. Viele Leute haben auch jetzt noch Angst, wenn sie allein durch den dunklen Wald gehen müssen. Hinter jedem Busch sehen sie schreckliche Gestalten, jeder knackende Zweig oder jedes kleine Geräusch jagt ihnen eine Gänsehaut über den Rücken. Fragt man sie aber nach dem Grunde ihrer Furcht, so wissen sie keinen anzugeben. „Es hat eben geknackt! Also muß da etwas sein, das einem zu Leibe will! Gegen unsaubere Geister aber hilft nur der Lärm. Darum singen oder pfeifen sie, um über die Angst hinwegzukommen. Ganz besonders bedrückt fühlen sich solche ängstlichen Gemüter in der Johannisnacht.

Auch zu Hause ist es nicht geheuer. Darum macht man am Abend vor Johanni alle Türen und Fenster fester zu als gewöhnlich. Auch Luken und andere Öffnungen an Wohnhaus und Stall werden gut abgedichtet, damit keiner der Unholden Einlaß findet. Um aber noch sicherer zu gehen, wurden früher an die Türen Kreuze gemacht und an die Stalltür ein Besen gelehnt. Damit war dem Bösen jeder Zugang zum Hause versperrt.

Die üblichen Gesellen suchen sich jedoch zu rächen, wenn ihnen nur irgendwie Gelegenheit dazu gegeben wird. Deshalb zeugt es von ganz großem Leichtsinne, in dieser Nacht Wäsche oder Kleidung draußen zu lassen, denn wer sie nachher anzieht, wird unfehlbar von schwerster Krankheit heimgesucht. Auch wer am Johannistage Grünes ißt, muß mit den gleichen Folgen rechnen.

Doch nicht nur Unheil bringt die Johannisnacht. Nein wer sich nur darauf versteht, der kann auch manchen Vorteil aus ihr ziehen. In dieser Nacht steigen ver-

borgene Schätze von geheimnisvollen Kräften getrieben, empor und lassen sich von dem Kundigen leicht heben, falls er sich nicht vom Bösen doch noch über-rumpeln läßt. Und wer gar in dieser Wundernacht die blaue Wunderblume findet, der wird ungeheure Reichtümer sein eigen nennen können, wenn er schweigen kann.

Das eingemauerte Mädchen in der Stiftskirche zu Königsutter

Eine fast vergessene Glockensage erzählt von Heinz - Bruno K r i e g e r

Wenn der Wind durch die Wipfel der Bäume pfeift und sein neckiges Spiel um die alten Türme der Stiftskirche zu Königsutter am Elm treibt, horchen die Leute im Stifte auf, halten den Atem an und nicht selten vernimmt man hoch vom Turm herunter ein seltsam Singen und Klingen ¹⁾.

Es ist als weinten und sängen, jauchzten und klängen die Glocken ein altes, unverständliches Lied. Fragt man, was das bedeute, so weiß noch hie und da ein altes Mütterchen oder ein greiser Vater zu erzählen, daß vor Jahren im Stifte Mönche gewohnt, von denen einer gesagt, man müsse ein kleines, lebendes Kind-lein in die Wände der Kirche einmauern ²⁾, dann würden die Glocken der Stifts-kirche einen wundersamen und herrlichen Klang annehmen.

Als sich gegen diesen Plan ein großer Teil der Mönche wehrte, beredete man heimlich ein armes Mädchen, ihr uneheliches Kindlein gegen viel Geld für diesen „wohlgefälligen“ Zweck herzugeben. Man mauerte nun ein kleines Kämmerchen, in dem das Kindchen gerade Platz zum Sitzen hatte; gab ihm sein Püppchen in die Arme — und ein Stein nach dem anderen füllte die Mauerlücke zu.

Wie nun nur noch das Gesichtchen des Kindes zu sehen war, fing das kleine Mädchen an seine Lippen zu bewegen. Man hörte es, gleich wie zum Abschied, mit zarter Stimme ein Wiegenliedchen singen, als wollte es sein Püppchen in den Schlaf wiegen.

Da setzte der Maurer den letzten Stein in die Fuge und — hoch vom Turm hörte man es singen und klingen, als tönte das Lied hinaus in alle Welt.

Das hat den Mönchen jedoch keine Ruhe gelassen. Man hat das Kind wieder aus seinem Kämmerchen herausholen wollen, doch vergebens. Die Stelle, wo das kleine Mädchen eingemauert, war nicht mehr zu finden ³⁾.

Seitdem aber haben die Glocken der alten Klosterkirche zu Stift Königsutter einen seltsamen Klang. Man meint aus ihnen noch heute das Wiegenlied des unschuldigen Mädchens heraus zu hören.

¹⁾ Von jeher ranken sich um Kirchenglocken die verschiedensten Sagen; vgl. hierzu u. a. Erich v. Beitz, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Leipzig 1936, S. 251, Glocke. —

²⁾ Vgl. Theodor Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig, Braunschweig 1895, S. 167 ff. und Heinrich Pröhle, Harzsagen (Nr. 107). — ³⁾ Ähnliche Sagen finden wir in vielen Sammlungen. In der Mehrzahl jedoch führen sie auf den Aberglauben zurück, daß das Einmauern lebender Menschen (oder Tiere) in Mauern und Türme, diese für alle Zeit „fest“ und uneinnehmbar mache. Hierzu vgl. Eichenblatts Deutscher Sagenschatz, Leipzig 1923, Bd. 7, Niedersächsische Sagen I von Dr. Gerhard Kahlo; Nr. 230 „Das eingemauerte Kind“ (S. 167).

KENNST DU DIE HEIMAT?

Wissenswertes über das braunschweigische Land und seine Umgebung

Zusammengestellt von

W. Flechsig, G. Schridde und H. A. Schultz

2. Das braunschweigische Leinetal

a) Allgemeiner Teil

Karten: Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert, bearbeitet von Herm. Kleinau (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen XXIII), Blatt 4025 (Freden)/4125 (Einbeck), herausg. 1964. — Meßtischblätter 1 : 25 000, Blatt 4025 (Freden) und 4125 (Einbeck), herausg. v. Landesvermessungsamt Hannover. — Geologische Karten 1 : 25 000, Blatt 4025 (Freden) u. 4125 (Einbeck). — Kreiskarte des Landkr. Gandersheim 1 : 100 000, herausg. v. Landesvermessungsamt Hannover. — **Literatur:** Der Landkreis Gandersheim, hrsg. von der Kreisverwaltung. Bd. 1: 1958, (darin u. a. „Naturgeographische Grundlagen“, „Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte“, „Fränkische Burgen und Königshöfe“ und „Die hoch- und spätmittelalterlichen Burganlagen“); Bild 2 1960. — C. Dietz, Der Gebirgsbau des Leinetalgrabens in der Gegend von Salzderhelden (in: Jahrbuch des Preußischen Geologischen Landesamtes 1928). — G. Frebold, Geologischer Führer durch das hannoversche Bergland, 1. Teil. — W. Flechsig, Ortsnamen als Quellen für die Siedlungsgeschichte des Leinetales (in: Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 11/2. Göttingen 1965, S. 83—113).

Der geologische Aufbau, Oberflächengestalt und Verkehr

Der Abschnitt des Leinetales, in dem der Fluß unseren braunschweigischen Landkreis Gandersheim von Olxheim bis Erzhausen nur 15 km durchfließt, ist nicht sehr lang.

Die Leine kommt aus der fruchtbaren Einbecker Börde, dem nördlichsten Teil des breiten Leinegrabens, der sich von der Göttinger Gegend bis Einbeck erstreckt, hier auf die Hube-Elfas-Achse stößt und so endet. Die Leine sucht dann nach Nordosten einen Ausweg. Sie findet ihn in der engen Flußstrecke, die mit den Uferdörfern Garlebsen und Ippensen, Olxheim und Haieshausen, Billerbeck, Kreiensen und dem burgeschmückten Greene, Bruchhof und Erzhausen von einem eigenartigen Reiz ist. Diese Flußenge verbindet zwei wichtige Abschnitte des Leinetales, den südlichen Leinegraben mit der nördlichen Leinetalachse. Außerdem durchbricht die Leine in diesem Engpaß die Grenze zwischen zwei verschieden gebauten Landschaften.

Im Süden der Linie Billerbeck—Greene zeigt die südhannoversche Schichtstufenlandschaft in ihren verhältnismäßig flach liegenden Triasschichten ruhigere

Bergformen und massigere Kuppen. Die nördlich von Kreiensen beginnende Schichtrippenlandschaft der die Leinetalachse begleitenden Ith-Hils- und Sackwald-Mulden ist stärker gegliedert und zerfällt in schmalere Bergrücken. Schroffe Klippen krönen an einigen Stellen die steilen Hänge.

Der starke Verkehr zwischen dem deutschen Süden und Norden fließt auf dem Schienenband durch das Leinetal in beiden Richtungen. Aber schon vor dem Eisenbahnzeitalter bevorzugte der Mensch die große Senkungszone, die von der Oberrheinischen Tiefebene ausgehend durch die Hessische Senke bis in den zwischen Harz und Solling liegenden Leinegraben führt.

Im Leinegraben liefen die mittelalterlichen Straßen. Heute bietet er der Eisenbahn, der Bundesstraße und der Autobahn bequem Platz. Der Leinedurchbruch zwischen Salzderhelden und Kreiensen war aber weder in der Lage, die Straßen des Mittelalters aufzunehmen, noch faßt er heute die Bundesstraße und Autobahn mit ihrem stark angewachsenen Verkehr. Am Brunstein, südlich von Kreiensen, beträgt die Talbreite nur 100 m. Die engen Schleifen des Flusses nördlich des Salzderheldener Heldenberges und die alljährlichen Überschwemmungen der dortigen Wiesenauen lassen deutlich die Stauwirkung des Engtales erkennen, das hier Muschelkalk und Buntsandstein eines Ausläufers der Hube-Elfas-Achse durchbricht.

Erst vor ungefähr 100 Jahren schuf die Technik die Möglichkeit, am Bergfuß einen Schienenstrang durch dieses enge Durchbruchtal zu führen. Die mittelalterlichen Straßen mußten einst das enge Tal mit seinem versumpften Eingang meiden. Sie führten deshalb entweder über Einbeck nach Norden oder sie wichen östlich nach Gandersheim oder Seesen aus.

Das Dorf **Kreiensen**, das vor 100 Jahren 700 Einwohner besaß, hat in den letzten Jahrzehnten einen großen Aufschwung genommen und das benachbarte **Greene** überflügelt. Auch für diese Entwicklung ist die Änderung der Verkehrsbedeutung der Orte im Eisenbahnzeitalter von entscheidender Wichtigkeit.

Das alte **Greene** entstand schon früh an der Stelle, wo ein **West-Ost-Weg** aus einem Tal zwischen Elfas und Hils kommend die Leine überquerte, um durch das durch eiszeitliche Wassermassen ausgeweitete Gandetal nach Gandersheim weiterzuführen. Diese Straße war ein Teil des alten Hellweges, der vom Rhein über Höxter und Holzminden nördlich des Harzes bis zur Elbe führte. Auf diesem Wege erhielt wohl auch die neben dem alten Stift entstandene Marktsiedlung Gandersheim ihr Dortmunder Stadtrecht. Auch heute spielt dieser West-Ost-Weg noch eine bedeutende Rolle. Die Bahnlinie, die von Braunschweig über Paderborn zum Rhein führt, kreuzt hier das Leinetal. Im Gegensatz aber zu dem heute sehr starken Nord-Süd-Verkehr, der die Expreszüge „Konsul“ und „Helvetia“, „Roland“ und „Komet“ durch Kreiensen führt, hat sich ein Teil des West-Ost-Verkehrs infolge der günstigeren orographischen Verhältnisse an den Nordrand der Mittelgebirge auf die Bahnstrecke Rhein—Ruhr—Hannover—Braunschweig—Helmstedt—Berlin und auf die West-Ost-Autobahn verlagert.

Diese Verschiebungen der Verkehrsbedeutungen der Orte und Wege vollzogen sich alle erst in dem letzten Jahrhundert, in dem die **Eisenbahnlinien** sich auch unser braunschweigisches Leinegebiet eroberten. Im Jahre 1854 fuhr der erste Zug aus Hannover in den neugebauten Kreienser Bahnhof ein.

1855 führte die Hannoversche Südbahn bis Göttingen, 1860 bis Kassel. Am 5. August 1856 erhielt Kreiensen durch die Inbetriebnahme der Braunschweiger Südbahn von Börßum nach Kreiensen den Anschluß an seine alte Landeshauptstadt Braunschweig.

Dem Weiterbau dieser Bahnlinie nach Holzminden standen damals noch erhebliche Schwierigkeiten im Wege, die durch die Engherzigkeit benachbarter Behörden hervorgerufen wurden. Die Lage der braunschweigisch-hannoverschen Grenze erzwang schließlich auch eine schwierige Linienführung, die innerhalb des Braunschweiger Gebietes blieb. Um den Höhenunterschied zwischen Greene und Naensen zu bezwingen, mußte man zwei Tunnel und den berühmten Greener Viadukt bauen. Am 10. Oktober 1865 wurde die Strecke Kreiensen—Holzminden mit ihren für die damalige Zeit recht beachtenswerten technischen Bauwerken in Betrieb genommen.

Doch lösen wir uns jetzt von den Schienensträngen, um zum Abschied noch einen kurzen Blick auf die Struktur des nördlichen Teils des braunschweigischen Leinetales zu werfen.

Nördlich von Greene erkennen wir deutlich ausgeprägte Schichtrippen-Bergzüge, die zu der westlich gelegenen Ith-Hils-Mulde gehören. Links wird das jetzt wieder erweiterte Leinetal von dem klippengeschmückten Jurazug des Selters begleitet. Rechts der Leine finden wir kleinere bewaldete Bergkuppen (Steinbrink, Ries, Hüß- und Heinberg), die die südlichsten Ausläufer des Kälfs bilden. Östlich von Kreiensen liegt auch noch der aus Muschelkalk bestehende Kreienser Berg.



Naturdenkmal Kammerkeule im Selter
Aufn. Stadtbildstelle Braunschweig

Alle diese Bergzüge bilden als aufgerichtete Flügel den Leinetalsattel, der das Rückgrat zwischen der Ith-Hils-Mulde im Westen und der Gronauer Kreide-Mulde (Sackwald-Mulde) im Osten ist. Dieser Sattel ist aber durch die Auslaugung des Salzes in seinem Untergrunde eingesunken und durch die Erosionskraft der Leine ausgeräumt, so daß die geologische Auswölbung des Leinetalsattels schließlich morphologisch ein Tal wurde, in dem die Leine den Kreis Gandersheim verläßt. Das Leinetal zeigt hier das wirkungsvolle Bild einer „Reliefumkehr“. Die Reliefenergie zwischen der Höhe des Selters und der Talsohle wird bei Erzhausen zur Gewinnung elektrischer Kraft für die Zeit der Verbrauchspitzen eingesetzt.

Besiedlung

Die ältesten Spuren des Menschen im braunschweigischen Leinetale fanden sich bei Erzhausen. Hier kamen in einer Kiesgrube neben fossilen Tierknochen eiszeitliche Feuersteingeräte des Mittelpaläolithikums zutage, darunter einige kleine Faustkeile. Siedlungs- und Grabfunde der jüngeren Steinzeit fehlen bisher. Aus der älteren Bronzezeit stammen flache Hügelgräber im Greener Wald, in der Hube, bei Hilprechtshausen und im Kühler über Rimmerode. Sie zeugen von einer vorgermanischen Bevölkerung, die in Nordhessen und im niedersächsischen Berglande zwischen Harz und Weser lebte. Außer ihren Bestattungsplätzen haben sie uns manche vorgermanische Fluß- und Bergnamen in diesem Gebiet hinterlassen, die von den in der Eisenzeit einwandernden Germanen übernommen wurden, darunter der Name der Leine, der im frühen Mittelalter noch Lagina lautete.

Die Einwanderung der ersten germanischen Siedler in das Leinetal bei Greene erfolgte zweifellos von Norden her aus dem Raume zwischen Hildesheim und Hannover, der durch zahlreiche Ortsnamen der ältesten Schicht als frühgermanisches Siedlungsgebiet ausgewiesen ist, und nicht etwa aus der Heberbörde oder dem Raum um Bad Gandersheim, wo solche frühen Ortsnamen völlig fehlen. Die Etappen der germanischen Südwanderung an der Leine aufwärts sind gekennzeichnet durch die hochaltertümlichen Ortsnamen (Nord- und Burg-)Stemmen, Elze, Rheden, Limmer, Föhrste, Freden und Greene. Funde von Urnengräbern mit Leichenbrand aus der vorrömischen Eisenzeit bei Erzhausen und Kreiensen sind Zeugen dieses Besiedlungsabschnittes. Der fortschreitenden Landnahme in der späten Völkerwanderungszeit verdanken die Ortsnamen auf -heim ihre Entstehung, zu denen außer Olxheim und Garlesben vielleicht auch das wieder wüst gewordene Dorf Herboldessen auf der Greener Feldmark gehörte. Wenn bisher in unserem Teile des Leinetals noch keine Grab- oder Siedlungsfunde aus dem 1. Jahrtausend n. Chr. zutage gekommen sind, so liegt das wahrscheinlich daran, daß die alten Kulturschichten im Laufe der nachfolgenden Jahrhunderte durch das von den Talhängen herabgeschwemmte Gestein und Erdreich mehr oder weniger hoch überlagert worden sind und beim Pflügen, Dränieren und ähnlichen Erdarbeiten normalerweise nicht angeschnitten wurden.

Der frühmittelalterliche Landesausbau in der 2. Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends ist gekennzeichnet durch die Ortsnamen auf -hausen, deren Endung z. T. zu -sen abgeschliffen wurde. Zu ihnen gehören Beulshausen, Erzhausen, Haieshausen, Hilprechtshausen mit der Wüstung Meinshausen, Ippensen, Kreiensen und Orxhausen. Alle diese Dörfer sind wahrscheinlich im 6.—8. Jahrhundert durch Rodungen in den Auewäldern des Leinetals und in den angrenzenden Bergwäldern entstanden. Einer zweiten großen Rodungsepoche im 10./11. Jahrhundert entstammen Rittierode, Rimmerode und Bentierode, einer dritten im 12./13. Jahrhundert die bald wieder wüst gewordenen Hagen-Orte Heckenbecks- und Nienhagen bei Heckenbeck und Wigerdeshagen bei Greene. Weniger sicher lassen sich die beiden nach Bächen benannten Ortsnamen Billerbeck und Heckenbeck sowie Bruchhof zeitlich einordnen.

Außer Greene, Heckenbeck und Kreiensen hatten alle Orte unseres Gebietes um 1800 weniger als 210 Einwohner, die meisten (9) sogar weniger als 155. Die geringe Größe der Siedlungen war durch die besonderen naturräumlichen Verhältnisse bedingt. Die regelmäßigen Hochwässer der Leine beeinträchtigten die landwirtschaftliche Nutzung der tiefer gelegenen, flußnahen Acker- und Wiesenflächen, und der Ausdehnung der Feldmarken hangaufwärts setzten die den Fluß

in geringem Abstände begleitenden, meist recht steil ansteigenden Bergwälder unüberwindliche Grenzen. So blieb die Ertragsfähigkeit der Böden, die Besitzgröße der Höfe hinter dem Durchschnitt in anderen braunschweigischen Landesteilen zurück.

Gleichwohl sind nur wenige Landschaftsteile unserer Heimat landschaftlich so reizvoll und siedlungsgeschichtlich wie stammeskundlich so interessant wie das braunschweigische Leinetal. Hier überquerte den Fluß die frühmittelalterliche Diözesangrenze zwischen dem Bistum Hildesheim und dem Erzbistum Mainz. Sie zog, vom Westrande des Harzes zwischen Münchhof und Gittelde kommend, in ostwestlicher Richtung über den Kühler zur Aue, wandte sich dann über die Berge zwischen Billerbeck und Bentierode nordwestwärts zur Gande, folgte ihrem Lauf bis zur Mündung in die Leine, begleitete die Leine flußabwärts bis Erzhausen und überquerte von dort aus den Selter in Richtung auf den Hils. Im Zuge dieser kurz nach dem Jahre 1000 beschriebenen Diözesangrenze verläuft auch eine durch Wort- und Lautunterschiede stark ausgeprägte Sprachgrenze zwischen ostfälischen Mundarten im Norden und Osten und engrischen Mundarten im Süden und Westen. Sie geht sicherlich auf eine frühgeschichtliche Stammesgrenze zurück, an die sich nach der Christianisierung des Landes erst die Abgrenzung der kirchlichen Diözesen und der politischen Verwaltungsbezirke des fränkischen Staates in unserer Gegend angeschlossen hat.

Einer dieser kleinen Verwaltungsbezirke war der im frühen Mittelalter bezugte Greni-Gau mit Greene als Mittelpunkt. Er entsprach in seinem Bereich vermutlich der Ausdehnung des kirchlichen Archidiakonats Greene, zu dem im Mittelalter alle noch um 1800 in Greene eingepfarrten Orte gehört hatten, d. h. sämtliche Orte unseres Gebietes mit Ausnahme von Heckenbeck, Hilprechtshausen, Rimmerode und Rittierode.

Die kirchliche Abhängigkeit der zu Greene gehörenden Orte von ihrer Mutterkirche zeigt sich heute noch darin, daß sie mit Ausnahme von Kreiensen keine eigenen Pfarreien und nur kleine Kapellen besitzen. Bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sie nicht einmal eigene Friedhöfe und mußten ihre Toten nach Greene zur Beisetzung auf dem dortigen Kirchhof bringen. Stärkere Einbußen erlitt Greene im Laufe der Jahrhunderte als politischer Verwaltungsmittelpunkt. Die genaue Lage des hier vermuteten herrschaftlichen Stiftshofes (curtis), der zwischen Kirche und Leine nahe dem Übergang der Fernverkehrsstraße Holzminden—Seesen über den Fluß gesucht wird, ließ sich noch nicht ermitteln. Die später auf der Höhe über dem Ort erbaute gräfliche und danach herzogliche Burg, die im ausgehenden Mittelalter als Sitz des fürstlichen Amtmannes diente, wurde nach dem 30jährigen Kriege aufgegeben, und die Amtsverwaltung wurde gegen 1700 in die am Luhebach unter der Burg errichtete Domäne verlegt. Nach der Einführung der Kreisverfassung verblieb von den Aufgaben des fürstlichen Amtes nur die Rechtsprechung am Ort im nunmehrigen Amtsgericht, während die politische Verwaltung in der Kreisstadt Gandersheim konzentriert wurde. Bei der Neueinteilung der Amtsgerichtsbezirke wurden überdies aus Zweckmäßigkeitsgründen von den kirchlich seit alters zu Greene gehörigen Orten alle östlich der Leine liegenden von Greene abgetrennt und dem Bezirk Gandersheim zugewiesen. Das brachte eine weitere Minderung der Bedeutung Greenes mit sich. Da Greene im 19. Jahrhundert auch keine nennenswerten Industrie- und Verkehrsanlagen erhielt, wurde der alte Vorort von dem durch den Bau des Bahnknotenpunktes begünstigten nahen Kreiensen bald überflügelt und in den Schatten gestellt.

b) Besonderer Teil

Bentierode, Samtgemeinde Kreiensen (s. auch Rimmerode)

Name: um 1200 Bentingerode = Rodung der Leute des Benti. — *Höfe:* 1758 3 Halbspänner, 1 Drittelspänner, 1 Viertelspänner, 3 Großköter, 3 Kleinköter; 1803 5 Ackerl., 4 Köter, 7 Brinksitzer, 18 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 178, 1905 263, 1939 260, 1950 487, 1956 338, 1964 232.

Ev.-luth. Kapelle: Saal länglich-rechteckig, flachgedeckt aus verputztem Kalkbruchstein, an der Nordseite vermauerter gotischer Eingang; Altar aus der Kapelle Rimmerode übernommen; 1965 Renovierung des Raumes vorgesehen. — *Gefallenen-Ehrenmale:* für 1914/1918 Eichentafel in der Kapelle, für 1939/1945 in Vorbereitung. — Seit 1962 keine eigene Schule mehr, Schulgebäude als Mietwohnung genutzt. — Einige Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts.

Gemarkung: 3 ältere Handels- und Heerstraßen. 1. „Heideweg“ an der Grenze gegen Orxhausen. 2. Landstraße von Gandersheim nach Northeim. 3. „Kriegerweg“ von Dreilinden nach Kreiensen. — *Besondere Flurnamen:* Landwehr, Krohm.

Beulshausen, Samtgemeinde Kreiensen

Name: 1188 Boseleshusen, 1393 Boleshusen = Bei den Häusern des Bosilo oder Bolo. — *Höfe:* 1759 2 Ackerleute, 9 Groß- und 2 Kleinköter; 1803 2 Ackerleute, 2 Köter, 3 Brinksitzer, 17 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 176, 1905 151, 1939 132, 1950 283, 1956 185, 1964 119.

Ev.-luth. Kapelle: Rechteckiger, flachgedeckter Saal mit Dachreiter und Strebpfeiler an der Ostseite, 1959 renoviert, Ostfenster schmal, gotisch, neugestaltet durch Glasmaler H. Matschinski, Braunschweig (Darstellung des guten Hirten). — *Gefallenen-Ehrenmal* für 1914/18 (Holztafel) in der Kapelle.

Sonstige Gebäude: Einige Bauernhäuser des 18. Jahrhunderts.

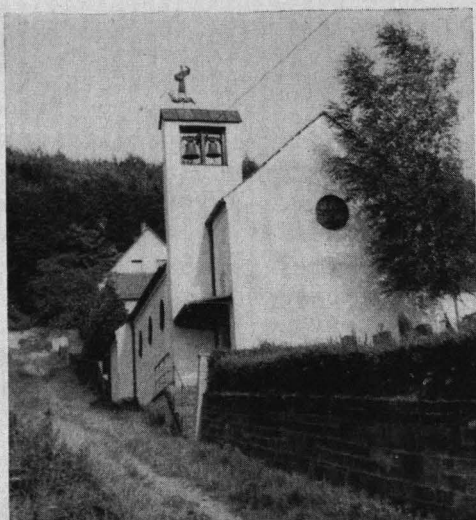
Gemarkung: Funde altsteinischer Feuersteingeräte des Mittelpaläolithikums, darunter kleine Faustkeile, und fossiler Tierknochen in einer Kiesgrube. — *Bemerkenswerte Flurnamen:* „Vor den Eileken“, „Am Galgen“, „An der Landwehr“, „Spiegel“.

Literatur: H. Ehlers, Ortsgeschichte von Beulshausen (Manuskript beim Verfasser).

Billerbeck, an der Aue (früherer Bachname Billerbeck), Samtgemeinde Kreiensen

Name: 9./10. Jahrh. Billurbeki, 1297 Billerbeke = Klingender (plätschernder) Bach; gleichnamige Orte in Lippe und im Münsterland. — *Höfe:* 5 Halbspänner, 2 Viertelspänner, 2 Köter; 1803 1 Ackermann, 4 Halbspänner, 4 Köter, 6 Brinksitzer, 16 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 128, 1905 268, 1939 384, 1950 578, 1956 436, 1964 344.

Ev.-luth. Kapelle: Kleiner rechteckiger Saal aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts im 2. Weltkriege durch Bomben zerstört; statt ihrer Neubau St. Michael 1957 (Entwurf Prof. Dr. Berndt, Braunschweig), darin Orgel von O. Dutkowski, Braunschweig, und Darstellungen der Erzengel Gabriel, Michael und Raphael in



Neue Kapelle in Billerbeck

Aufn. H. A. Schultz

den Fenstern von Matschinski, Braunschweig. — Terrassenförmig angelegter Friedhof neben der Kapelle. — Gemeinderaum von 1960 (Entwurf Prof. Berndt) über dem Spritzenhaus. — Gefallenen-Ehrenmal für beide Weltkriege oberhalb der Kirche am Waldrande.

Sonstige Gebäude: Ehemalige Wassermühle (stillgelegt) von 1659 am verrohrten Dorfbach.

Gemarkung: Flurnamen "Am Billerberge", "Am Hopfenberge", "Am hilgen Siek", "An der Wriege".

Literatur: O. Hahne, Das Dorf am rauschenden Bach (Manuskript im Braunschweigischen Landesmuseum).

Bruchhof

Name: um 1200 Brochove = Hof am Bruch (Sumpf). — *Höfe:* 16. Jahrhundert 2 Ackerleute, 5 Großköter, 2 Kleinköter; 1758: 1 Ackermann, 2 Halbspänner, 5 Großköter, 2 Kleinköter; 1803 1 Ackermann, 2 Halbspänner, 7 Köter, 3 Brinksitzer, 14 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 104, 1905 62, 1939 68, 1950 149, 1956 99, 1964 95.

Gebäude: Keine Kirche. — Keine älteren Bauernhäuser.

Gemarkung: Flurnamen "Der Löber" (Wald) und "Marentschenstein".

Industrie: Landmaschinen-Seidenstricker.

Literatur: H. Ehlers, Aus der Geschichte von Bruchhof. (Maschinenschriftlich vervielfältigt 1941.).

Erzhausen

Name: 10. Jahrhundert Erdisteshusun, 1158 Erdeshusen = Bei den Häusern des Erdist. — *Höfe:* 16. Jahrhundert 1 Klosterhof, 3 Ackerleute, 6 Groß- und 5 Kleinköter; 1758 1 Klosterhof, 3 Ackerleute, 1 Halbspänner, 6 Groß- und 5 Kleinköter; 1803 ebenso und 5 Brinksitzer, 23 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 208, 1905 286, 1939 228, 1950 424, 1956 322, 1964 611.

Ev.-luth. Kapelle: Fachwerkbau, rechteckiger Saal mit geschnitzter hölzerner Mittelsäule und flacher Holzdecke. — Kirchnerneubau oberhalb des Friedhofs geplant. Gemeindehaus-Neubau 1965 im Ortsteil Siedlung "Leinetal" (Entwurf: Landeskirchenamt Wolfenbüttel).

Sonstige Gebäude: Einige ältere Bauernhäuser, darunter Nr. ass. 1 von 1710 mit Rauchfangküche.

Gemarkung: Reste eines zerstörten Urnenfriedhofes der vorrömischen Eisenzeit beim Bau des Unterbeckens für das Pumpspeicherwerk entdeckt. — Bemerkenswerte Flurnamen: "Selter" (10. Jahrhundert Salteri = Salzberg), "Am Salzberge", "In den Söhlen", "Pfungstanger", "Am Nollen", "Am Knöckel", "Auf dem

Krome", „Die Ewig". — Wüste Dorfstelle Eddiehausen (11. Jahrhundert Edingehusun, noch 1333 als bestehende Siedlung bezeugt) nördlich vom Ort an der Leine nahe der Kreisgrenze.

Naturdenkmale: Selterklippen „Kammerkeule" mit den 7 Kammern, der „Siebenjährigeckriegstein", „Dornröschenschloß", „Wolfstein", „Dreitannenstein" und „Marienfelsen".

Wirtschaft: Früher lebhaftes Leinenweberei, seit 1961/65 Pumpspeicherwerk der „Preag" zwischen Selter und Leine mit Unterbecken und dem durch Druckrohrleitungen mit diesem verbundenen Oberbecken auf dem Selter.

Literatur: H. Ehlers, Aus der Geschichte von Erzhausen. Maschinenschriftlich vervielfältigt 1942 (65 Seiten und 1 Karte).



Bauernhaus Nr. 1 von 1710 in Erzhausen
Aufn. H. A. Schultz (2)

Garlebsen

Name: 1142 Gerlevesheim = Heim eines Gerlef. — **Höfe:** 16. Jahrhundert 3 Ackerleute, 1 Großköter, 9 Handdienstler; 1758 3 Ackerleute, 1 Groß- und 7 Kleinköter; 1803 3 Ackerleute, 8 Köter, 8 Brinksitzer, 20 Feuerstellen. — **Einwohnerzahlen:** 1793 153, 1905 236, 1939 197, 1950 400, 1956 286, 1964 200.

Ev.-luth. Kapelle: Rechteckiger, flachgedeckter Saal mit zugemauertem altem Eingang an der Südseite, Flügelaltar mit geschnitzten Holzfiguren von 1960 (Prof. Fürstenberg, Goslar); Gefallenen-Ehrenmal in der Südwestecke der Kapelle (von dems.). — **Sonstige Gebäude:** Einige Bauernhäuser des 18. Jhdts.

Gemarkung: Bemerkenswerte Flurnamen „An der Landwehr", „Im Dreiert", „Uhrke"; die Landwehr verlief in einer tiefen Erosionsrinne an der Grenze gegen das einbeckische Dorf Negenborn.

Literatur: H. Ehlers, Garlebsen und Ippensen im mittleren Leinetal. Einbeck 1963.



Blick auf Garlebsen mit dem Knollen über das Leinetal von Olxheim aus

Greene an der Mündung des Luhebaches in die Leine

Flecken im frühen Mittelalter Mittelpunkt des Greni-Gaues und Archiakonatssitz, später Sitz eines Justiz- und Pachtamtes sowie einer Generalsuperintendentur, Markttort für beträchtlichen Leinewandhandel.

Name: 980 Grene, 1013 Graeni, 1021 Grenigavvi = schwer deutbarer Name der ältesten Ortsnamenschicht, vielleicht Kiesgelände. — **Höfe:** 1567 1 Domäne,



2 Ackerleute, 6 Groß- und 26 Kleinköter; 1757 1 Domäne, 6 Groß- u. 24 Kleinköter, 28 Brinksitzer, 1803 Domäne, 6 Gr.- und 24 Kleinköter, 28 Brinksitzer; 1803 Domäne, 31 Köter, 33 Brinksitzer, 76 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen*: 1793 775, 1905 1386, 1939 1414, 1950 2510, 1956 2093, 1964 2040.

Archivbild Greener Burg

Ev.-luth. Kirche: 1424 zerstört, Neubau 1575 unter Verwendung älterer Reste im Turm, im 18. Jahrhundert umgestaltet zu Saalbau mit Empore; Kanzelaltar des 17. Jahrhunderts, leider völlig braun übermalt; Moses-Figur seitlich aufgestellt; Flügelaltar von 1480 neben dem neuen Altar (gut restauriert von Herzig, Braunschweig), Orgel unter Verwendung alter Register der Barockzeit erneuert nach Angaben von Prof. Chr. Mahrenholz, Hannover, durch O. Dutkowski, Braunschweig. — An der Außenwand der Kirche 4 Grabsteine, auf dem Kirchhof 6 Grabdenkmäler von 1774—1833. — Pfarrhaus von 1693 mit reichverzierter Tür.

Friedhof: Kapelle von 1958 (Entwurf Landeskirchenamt), daneben Gefallenen-Gedenkstätte („Den Opfern der Kriege 1870/71, 1914/18, 1939/45“), schutzwürdige alte Linde.

Sonstige Gebäude: Von der ehemaligen „curtis“ (= frühmittelalterlicher befestigter Hof als Verwaltungssitz) an einer Leineschleife nahe dem Ort nichts erhalten. — Zahlreiche Fachwerkhäuser des 17./18. Jahrhunderts. — Domänengebäude von 1696 am Luhebach. — Ruine der landesherrschaftlichen mittelalterlichen Burg auf der Anhöhe über dem Ort, 1553 vom Grafen Volrad v. Mansfeld verbrannt und geschleift, 1880 restauriert, nach dem 2. Weltkriege Gedenkstätte des Heimkehrerverbandes ehemaliger deutscher Kriegsgefangener. — Alter Meilenstein in Form eines Obeliskens an der Straße nach Holzminden zwischen Domäne und Viadukt mit Angabe der Entfernungen nach Braunschweig, Seesen, Holzminden und Höxter. — Westlich der Domäne der rund 40 m hohe Viadukt der Bahnstrecke Kreiensen—Holzminden von 1863.

Gemarkung: Vorgeschichtliche Grabhügel im Greener Wald und in der Hube. Wüste Dorfstellen: Herboldessen im Nordwesten an der Straße nach Brunsen und Wigberteshagen im Süden an der Leine. — „Hirschsprung“-Steine nahe dem Waldrande der Hube bei Höhe 281,28, bestehend aus 2 roten Sandsteinen, deren größerer mit Hirschdarstellung und langer Inschrift zur Erinnerung an einen Meisterschuß des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig auf der Jagd am 26. August 1606 versehen. — Bemerkenswerte Flurnamen: „Bollas“, „Kucheln“, „Luhe“, „Schöppstätte“, „Pfingstanger“.

Landschaftsschutzgebiet: „Greener Burg“ bis an die Bahnlinie Kreiensen—Naensen und bis an das angrenzende Waldgebiet mit den Forstabteilungen 101,

102 und 109 (Größe 82 ha). — *Wirtschaft*: Ehemalige Leinemühle, Elektrizitätswerk, das schon vor Jahren 30 Orte einschließlich Bad Gandersheim mit Licht und Kraftstrom belieferte.

Literatur: Aug. Tecklenburg, Greene im Leinetal (Zeitschrift „Spinnstube“, Jhrg. 3, 1926, Seite 401—402, 425—427). — K. Steinacker, Greene (in Görge-Spehr-Fuhse, Vaterländ. Geschichten und Denkwürdigkeiten d. Lande Braunschweig u. Hannover. 3. Aufl. 1925, Seite 321—324. — H. Ehlers, Führer durch Greene und seine Geschichte. Verlag Hertel, Bad Gandersheim 1935 (gekürzte Neuauflage in Vorbereitung). — H. Ehlers, Burg Greene, ihre Geschichte, ihre Sagen und ihre Umgebung. Herausgegeben vom Verkehrsverein Greene, ohne Jahrg. (ca. 1950). — H. Ehlers, Von der Mahlmühle zum Kraftwerk. Zum 40jährigen Bestehen des Elektrizitätswerks in Greene (in: Braunsch. Heimat 30. Jahrg., 1942, S. 33—35).



Tür des Pfarrhauses von 1693 in Greene

Aufn. H. A. Schultz

Haieshausen,

Name: 9./10. Jahrhundert Aieshusen (hierzu? verschrieben?), um 1380/1441 Hoyershusen, 1485 Heyershusen = Bei den Häusern des Hoger oder Hegi. — *Höfe*: 1758 3 Ackerleute, 7 Köter; 1803 3 Ackerleute, 6 Köter, 3 Brinksitzer, 13 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen*: 1793 93, 1905 151, 1939 127, 1950 278, 1956 211, 1964 142.

Ev.-luth. Kapelle: Rechteckiger, flachgedeckter Saal aus Bruchsandstein, 1712 und 1891 erneuert, mit altem Eingang an der Nordseite; Ausstattung mit 5 geschnitzten alten Figuren (Anna selbdritt, 2 Marien mit Kind, Katharina und Bischof, Herkunft und Meister unbekannt); Gefallenen-Ehrenmal für 1914/18 in Form einer Eichenholztafel in der Kapelle.

Sonstige Gebäude: Einige alte Bauernhäuser, darunter Nr. 4 von 1711.

Gemarkung: Bemerkenswerte Flurnamen „Bornknüel“, „Königsberg“, „Weinberg“, „Vor dem Zwinger“.

Literatur: H. Ehlers, Chronik der Gemeinde Haieshausen. (Maschinenschriftlich vervielfältigt 1957.)

Heckenbeck, (siehe auch Ortsteil Hilprechtshausen) an der Mamilch

Name: 1230 Henricus de Hakenbeke, 1280 Hekenbeke, plattdeutsch Häkenbeck = Bach mit hakenförmig gekrümmtem Lauf. — *Höfe*: 1758 7 Ackerleute, 5 Großköter, 2 halbe Großköter, 7 Kleinköter und 2 halbe Kleinköter; 1803

7 Ackerleute, 17 Köter, 11 Brinksitzer, 40 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 281, 1905 511, 1939 443, 1950 872, 1956 797, 1964 458.

Ev.-luth. Kirche: Vom mittelalterlichen Bau nur Teile im Turm und einer Seitenwand, 1741 gänzlich umgebaut, gewölbte Holzdecke, Wand-Kanzelaltar, profilierte Säule. — Gefallenen-Ehrenmal für beide Weltkriege vor dem Kirchplatz an der Dorfstraße. — Friedhofskapelle 1962 (Entwurf: Landeskirchenamt Wolfenbüttel).

Sonstige Gebäude: Einige ältere Wohn- und Wirtschaftsgebäude, darunter ein Haus von 1713, Nr. 16 aus dem 17./18. Jahrhundert und Nr. 45 (ehemaliges Zolleinnehmerhaus?).

Gemarkung: Auf dem Friedhof Grabmal des Komponisten und Braunschweiger Hofkapellmeisters Alb. Methfessel († 25. 3. 1869); alter Versammlungsplatz auf dem „Kreuzberg“, mit Eichen bewachsen; wüste Dorfstellen Hekenbekeshagen (1382), im Nord und Nienhagen (1280); vorgeschichtlicher Grabhügel im Dankelsheimer Holz.

Wirtschaft: Im 18./19. Jahrhundert starker Linnenhandel und Ausbeutung eines Kalksteinbruches für die Carlshütte in Delligsen.

Literatur: Alb. Achilles, Beiträge zur Ortsgeschichte von Heckenbeck. (Maschinenschriftliche Prüfungsarbeit für die 1. Lehrerprüfung an der Hochschule in Braunschweig 1936).

Hilprechtshausen, Ortsteil von Heckenbeck,
an einem unweit des Gutes entspringenden Bache

Name: 1148 Hildebechtshusen, 1542 Hilbrechtshausen = Bei den Häusern des Hildibrecht. — *Höfe:* nur Rittergut. — *Einwohnerzahlen:* 1793 110, 1905 66, später vgl. Heckenbeck.

Gebäude: Herrenhaus des Gutes auf Pfählen mit massivem Erdgeschoß über hohem, gewölbtem Keller und Obergeschoß aus Fachwerk; an einer Steinbank der Freitreppe „Anno 1721“. — Wirtschaftsgebäude des 18. Jahrhunderts. — Gepflegter Park mit großer Rasenfläche, 2 Teichen, schönen Baumgruppen (z. T. exotische Gewächse) und barocker Steinfigur.

Gemarkung: Mittelalterlicher Kreuzstein (56 cm hoch) auf dem Kirchkampe an der östlichen Bahnböschung am Wege zum Leinetalwerk. — Vorgeschichtlicher Grabhügel (bereits ausgeleert) im „Wohldsieke“ dicht hinter dem alten Friedhof. — Wüste Dorfstelle Meinshausen (1229 villa Meinoldeshusen, 1484 deserta villa Meynhusen) = Bei den Häusern des Meginhold) im Süden.



Herrenhaus des Gutes in Hilprechtshausen
Aufn. H. A. Schultz

Wirtschaft: Leinetalwerk zur Fertigung von Möbeln und Gehäusen für Musiktruhen, Radioapparaten u. ä.

Literatur: O. Hahne, Das Adelsgut Hilprechtshausen (in: „Braunschweigische Heimat“, 40. Jahrg., 1954, Seite 77—81).

Ippensen,

Name: 1380/1441 Yppenhusen, 1415 Yppensen = Bei den Häusern des Ippo. — *Höfe:* 16. Jahrhundert 3 Ackerleute, 4 Kleinköter; 1759 dasselbe; 1803 3 Ackerleute, 4 Köter, 2 Brinksitzer, 10 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 97, 1905 108, 1939 104, 1950 244, 1956 195, 1964 152.

Gebäude: Da der Ort keine eigene Kapelle hat, gehen die Einwohner zum Gottesdienst nach Garlebsen. — Kein eigenes Gefallenen-Ehrenmal. — Keine bemerkenswerten alten Bauernhäuser.

Gemarkung: „Hünenburg“ oder „Hüburg“ auf dem „Knollen“, einem bewaldeten Berge nördlich vom Dorfe; nur Wall und Graben einer Abschnittsanlage auf der Bergzunge erhalten, noch nicht wissenschaftlich untersucht, wahrscheinlich aus dem 11. Jahrh. — Bemerkenswerte Flurnamen: „Hui(-barch)“, „Knollen“, „Wriege“, „Hopfenbüh“.

Literatur: O. Hahne, Ortsgeschichte von Ippensen (Manuskript im Braunschweigischen Landesmuseum).

Kreiensen, an der Gande (von hier ab bis zur Leine Aue genannt)

Verwaltungsmittelpunkt einer Samtgemeinde, bedeutender Eisenbahnknotenpunkt der Strecken Hannover—Kassel, Braunschweig—Holzminden und Kreiensen—Osterode, Sitz einer Propstei.

Name: 1318 Kregensen, 1342 Creyenhuse = Bei den Häusern des Creo. — *Höfe:* 1757 2 Ackerleute, 5 Halbspänner, 6 Groß- und 20 Kleinköter; 1803 2 Ackerleute, 5 Halbspänner, 20 Köter, 11 Brinksitzer, 53 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 432, 1863 700, 1905 1356, 1939 2001, 1950 3409, 1956 3058, 1964 3032.

Ev.-luth. Kirche: An Stelle der abgebrochenen alten Kapelle Neubau einer größeren Kirche von 1934 (Entwurf A. Pramann, Braunschweig), darin Kruzifix von 1955 (geschnitzt von Rud. Nickel, Goslar), farbige Fenster von 1935 (W. Hardt, Düsseldorf), pneumatische Orgel (Gebrüder Dutkowski, Braunschweig). — Gefallenen-Ehrenmale. 1. Holzschnitzwerk für den 1. Weltkrieg in der Kirche (Rud. Nickel); 2. steinernes Denkmal für beide Kriege auf dem Friedhof. — Katholische Kirche geplant, einstweilen Notkapelle Josef seit 1955. — Friedhofskapelle von 1950, errichtet von der politischen Gemeinde.

Sonstige öffentliche Gebäude und Anlagen: Rathaus mit massivem Erdgeschoß und Fachwerk-Obergeschoß von 1938 (Entwurf Technische Hochschule Braunschweig); Mittelschule Am Plan 4 achtklassig von 1925; Neubau der elfklassigen Volksschule mit Turnhalle am „Tie“ Nr. 14 von 1957 (Entwurf H. Richelmann, Seesen). — Freibad mit Jugendherberge von 1933, erneuert 1952. — Zentrale Wasserversorgung von 1928, zentrale Kanalisation für Kreiensen, Greene und



Rathaus in Kreiensen von 1938

Aufn. Rieger 1942

Billerbeck (Kanalisationsverband „Leinetal“ zur Zeit im Bau. — Bahnhofsgebäude von 1887. — Zentral-Postgebäude am Bahnhof von 1961. — Ehemaliger Versammlungsplatz „Tie“, jetzt bebaut.

Nichtöffentliche Gebäude: Im alten Dorfkern mehrere Häuser des 17./18. Jahrhunderts; seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts starke Ausdehnung der Siedlung durch den Eisenbahnbau.

Gemarkung: Urnenfriedhof der vorrömischen Eisenzeit beim Bahnbau 1865 zerstört. — Bemerkenswerte Flurnamen: „Im Biebel“, „Am Bullosen“, „Vor der Bedden“, „An der Freien“, „Auf der Bueß“, „Unter dem Angelberge“.

Wirtschaft: Bis 1914 Kalksteinbruch mit Kalkbrennerei, jetzt Hoch-, Tief- und Gleisbau, Herrenkleiderfabrik, Werkzeugfabrik, Jagdwaffen- und Apparatebau, Bundesbahn- und Bundespostbetriebe.

Literatur: O. Hahne, Vom alten Kreiensen (Manuskript im Braunschweigischen Landesmuseum). — H. Ehlers, Ortsgeschichte von Kreiensen. (Manuskript beim Verfasser.).



Kapelle in Olxheim

Aufn. H. A. Schultz

Kapelle in Vorbereitung (Entwurf Prof. Thulesius, Braunschweig). — Auf dem hoch über der Leine schön gelegenen Friedhof zwei ältere Grabdenkmäler.

Sonstige Gebäude: Einige Bauernhäuser des frühen 19. Jahrhunderts mit Inschriften.

Gemarkung: Flurnamen „Auf dem Zwinger“, „Auf dem Hacksberge“, „Am hilgen Kampe“.

Olxheim,

Name: 12. Jahrhundert Olkessen, um 1380/1441 Ollexen, 1469 Ollexem = Heim eines Olki (?) — *Höfe:* 1758 3 Ackerleute, 9 Köter, 1803 2 Ackerleute, 2 Halbspänner, 7 Köter, 1 Brinksitzer, 14 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 112, 1905 194, 1939 154, 1950 318, 1956 229.

Ev.-luth. Kapelle. Rechteckiger Saal aus verputztem Bruchsteinmauerwerk mit flacher Balkendecke, Fachwerkbau von 2 Fach Breite im Osten und altem spitzbogigen Eingang im Norden; bei Renovierung 1961 Beseitigung des früheren Kanzelaltars und der Seitenemporen, neue Ausmalung (Rittgerodt, Ippensen), neues Gestühl (E. Christ, Olxheim), neuer Kruzifixus (Koch-Hohenhau, Holzminden), neue Buntfenster (Matschinski, Braunschweig) und neue bronzene Taufschale (Stuhlmüller, Hamburg); Orgel 19. Jahrhundert. — Gefallenen-Ehrenmal für beide Weltkriege vor der

Orxhausen, am Angerbach, Samtgemeinde Kreiensen

Name: 1220 Olerikehusen, 1474 Orckshusen = Bei den Häusern des Othilric (Ulrich). — *Höfe:* 1758 1 Ackermann, 3 unbebaute Halbspännerhöfe, 8 Kothöfe, 2 halbe Kothöfe, davon 1 wüst; 1803 1 Ackermann, 1 Halbspänner, 9 Köter, 8 Brinksitzer, 20 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 153, 1905 290, 1939 264, 1950 531, 1956 414, 1964 299.

Ev.-luth. Kapelle: Saalbau rechteckig, flachgedeckt von 1820 (vgl. Türsturz), 1964 erneuert mit Altar und Kruzifix, Taufstein und Orgel. Fußboden (R. Schirmer, Kreiensen), Holztäfelung (K. Husung, Greene), Bänke (Wille, Kreiensen). — Gefallenen-Ehrenmal (je 1 Eichenholztäfel für die beiden Weltkriege) in der Kapelle.

Sonstige Gebäude: Wassermühle mit altem Wasserrad, noch in Betrieb, im Dorf; Wahnemühle außerhalb des Ortes stillgelegt (nur noch Wohnhaus); Bauernhäuser des 18./19. Jahrhunderts.

Literatur: O. Hahne, Aus vergangenen Tagen des Dörfchens Orxhausen (in: „Braunschweigische Heimat“ 48. Jahrgang, 1962, Seite 50—55).

Rimmerode, Ortsteil von Bentierode

Name: um 1007 Rimmingarod, 1478 Rymmerode = Rodung der Leute des Hrim.

Höfe: Schriftsassenhof seit dem 17. Jahrhundert bezeugt, bis 1737 im Besitz der Familie Propst v. Wendhausen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 33, 1905 26, später siehe bei Bentierode.

Gebäude: Schlichtes Herrenhaus des 18. Jahrhunderts aus Fachwerk mit Dach-erker, Wirtschaftsgebäude wohl aus derselben Zeit; bis 1863 eine St. Nikolaus geweihte Kapelle mitten auf dem Gutshof.

Gemarkung: Flurname „Auf der Burg“ südöstlich vom Gut. — Vorgeschichtliche Hügelgräber auf dem Kühler.

Rittierode,

Name: 1206 Ritinecroth, wohl verschrieben statt Ritinceroth, 1344 Rittingerode = Rodung der Leute des Ritti (?). — *Höfe:* 1758 1 Ackerhof (Eigentum der Pfarre),

8 Groß- und 4 Kleinkothöfe; 1803 dasselbe und 6 Brinksitzer, 21 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1793 163, 1905 240, 1939 198, 1950 423, 1956 328, 1964 278.

Ev.-luth. Kapelle: St. Peter geweiht, alter rechteckiger Saal mit starken Mauern, im Westen mit gleichbreitem Turm; Kanzel 1896 von der Gandersheimer Stiftskirche nach hier versetzt. — Gefallenen-Ehrenmal für beide Weltkriege.

Sonstige Gebäude: Einige ältere Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude des 18./19. Jahrhunderts.

Gemarkung: Hohlweg zur Leine hieß „Hölle“ und führte zu der 1929 abgebrannten „Hellemühle“; sonstige bemerkenswerte Flurnamen: „Auf dem Böncker Berge“, „In der großen Mante“.

Literatur: O. Hahne, Ortsgeschichte von Rittierode (Manuskript).

AUS DER *HEIMATPFLEGE*

Das neue Heimatmuseum in Seesen

Von Heinz Mollenhauer

Nördlich von dem kürzlich sehr dekorativ wiederhergestellten Gebäude des Amtsgerichtes in Seesen liegt ein anderes repräsentatives Bauwerk, das gleichfalls eine durchgreifende Erneuerung erfahren hat: das frühere Jagdschloß aus dem Anfange des 18. Jahrhundert. Es hat lange Zeit als Forstamt gedient und birgt seit 1964 ein richtiges Heimatmuseum (über die Geschichte des Baues vergl. „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, P. J. Meier, Karl Steinacker, Band 5, S. 341).

Die Stadt Seesen konnte das ehemalige Schloß erwerben. Dank der Aufgeschlossenheit des Rates und der Verwaltung wurden die Vorschläge des Mittelschullehrers i. R. Fritz Bosse und des Justizamtmannes i. R. Willi Hartmann aufgegriffen und der an der Nordseite befindliche sog. Rittersaal, der in mehrere Räume unterteilt ist, vortrefflich für museale Zwecke eingerichtet.

Daß der Gedanke auch von der Bevölkerung getragen wird, zeigen erfreulicherweise viele Spenden sowie ein günstiger Besuch. Die ganze Einrichtung ist auf Zuwachs berechnet. Immerhin sind schon 4 Zimmer mit vielen interessanten Gegenständen aus Seesen und Umgebung in übersichtlicher Art ausgestattet. Weisen mancherlei handwerkliches und bäuerliches Gebrauchsgut, ferner Fahnen, Uniformen usw. auch Ähnlichkeit mit den Sammlungen in anderen Museen auf, so sind dennoch auch Besonderheiten zu verzeichnen, die gerade für Seesen kennzeichnend sind. Dazu dürfen wir zahlreiche Bilder und Photos aus dem Orte rechnen, darunter z. B. eine Ansicht von dem Wohnhause des bekannten Komponisten Ludwig Spohr. Charakteristisch sind auch die Erinnerungen an die Familie des Pianoforte-Fabrikanten Steinweg sowie die Hinweise auf die Jacobsen-Schule. Ein Bild von dem Luchs, der in der nahen Umgebung als letzter seiner Art im Jahre 1818 geschossen wurde, ruft gleichfalls das Andenken an eine lokale Besonderheit wach. Das ausgestopfte Tier befindet sich im Naturgeschichtlichen Museum zu Braunschweig.

Für die Vorgeschichte wichtig sind die ausgestellten Bodenfunde nebst entsprechenden Karten, lehrreich ist die Mineraliensammlung von Walter Lindner. Einen ergreifenden Anblick bietet ein Ölgemälde des in Seesen geborenen und leider im zweiten Weltkriege gefallenen Kunstmalers Haendel. Es stammt aus dem Jahre 1941 und ist mit dem einzigen Worte „Fertigmachen!“ beschriftet. Man sieht einige Infanteristen, die sich vom Erdboden erheben, auf dem sie wohl nur für kurze Zeit geruht haben. Die Szene ist ohne jedes Pathos oder irgendeine Pose vielmehr wirklichkeitsnahe dargestellt. Der ernste Gesichtsausdruck der jungen Krieger, die genau wissen, welchen neuen Anstrengungen und Gefahren sie entgegengehen, ist ein erschütterndes, allgemein menschliches Zeitdokument tragischen Geschehens.

Ein hoffnungsvoller Anfang ist gemacht. Die offiziellen Öffnungszeiten sind jeden Dienstag und Freitag zwischen 14.30 und 16.30 Uhr, ferner jeden 1. Sonntag im Monat. Darüber hinaus stehen die genannten Herren Bosse und Hartmann Interessenten auch zu anderen Zeiten zur Verfügung.

Neues Landschaftsschutzgebiet im Stadtkreis Salzgitter

Am 10. Dezember 1964 erließ der Verwaltungsausschuß der Stadt Salzgitter, vertreten durch Oberbürgermeister Stolberg und Oberstadtdirektor Paslat eine „Verordnung zum Schutze des Innerstetales im Gebiet der Stadt Salzgitter“. Geschützt wurde durch sie das Innerstetal zwischen Salzgitter-Hohenrode und Salzgitter-Ringelheim. Die hierzu gehörigen Flurstücke in der Flur 1 der Gemarkung S. — Hohenrode und in den Fluren 6—8 der Gemarkung S. — Ringelheim sind im § 2 der Verordnung nach ihren Nummern einzeln aufgeführt. Die Grenzen des Schutzgebietes, das eine Größe von 158, 642 ha hat, wurden mit grüner Farbe auf einer Karte im Maßstab 1 : 50 000 eingetragen, die in je einer Ausfertigung bei der Stadt Salzgitter als untere Naturschutzbehörde, beim Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als höhere Naturschutzbehörde beim Niedersächsischen Landesverwaltungsamt, Abt. Naturschutz und Landschaftspflege, hinterlegt wurde. Im Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete der Stadt Salzgitter erhielt dieses neue Schutzgebiet die Nr. 7.

Der Abdruck des vollen Wortlautes der Verordnung erfolgte im Amtsblatt für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig, Stück 4 des 44. Jahrganges vom 14. April 1965.

Neues heimatliches Schrifttum

Walter Achilles, Vermögensverhältnisse braunschweiger Bauernhöfe im 17. und 18. Jahrhundert. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1965. Der Verfasser, ein aus Lutter a. Bbg. gebürtiger Landwirtschaftsrat, hat mit Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft aus den im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel aufbewahrten Amtshandelsbüchern des Elmggebietes Hofinventare und Ehestiftungen des 17. u. 18. Jahrhunderts herausgezogen und sie als Quellen für die bäuerliche Wirtschaftsgeschichte unserer engeren Heimat ausgewertet. Die darin enthaltenen Wertangaben für lebendes und totes Inventar sowie die Angaben über Hochzeitskosten und die Bargeld- und Sachentschädigungen für weiche Erben und Altenteiler wurden von ihm in Beziehung gesetzt zu den aus anderen Quellen errechneten Bodenerträgen, Kornpreisen und Preisen für Vieh und Vieh-

produkte. Da die Quellen genug vergleichbare Aussagen aus verschiedenen Dörfern von verschiedenen Hofgrößen und aus verschiedenen Jahrzehnten gestatten, war es möglich, repräsentative Durchschnittswerte in zeitlichen Querschnitten für die einzelnen Bauernklassen zu ermitteln und zeitbedingte Schwankungen in den Vermögensverhältnissen des heimischen Landvolkes zu errechnen. Alle Faktoren der Vermögensbildung sind sorgfältig geprüft und gegeneinander abgewogen, so daß die mit vorbildlich kritischer Vorsicht formulierten Ergebnisse eine zuverlässige Grundlage für alle künftigen Forschungen über die Lage des Bauernstandes in früheren Jahrhunderten abgeben können.

Um zu zeigen, wie vielfältig interessant und aufschlußreich der durchgearbeitete Stoff nicht nur für den Volkswirtschaftler und Landwirtschaftshistoriker, sondern auch für den Volkskundler und Ortsgeschichts-

forscher ist, seien hier einige Abschnittsüberschriften aus dem Inhaltsverzeichnis genannt: Die behandelten Vermögensbestandteile sind gegliedert in den Boden, das lebende Inventar, aufgeteilt nach Zugtierhaltung und Nutzviehhaltung (Rindvieh, Schafe, Schweine) und das tote Inventar. Die Abfindungen der weichen Erben werden getrennt nach der Mitgift an Bargeld, der Mitgift an Vieh, der Mitgift an Korn und der Mitgift an Kisten, Betten und Ehrenkleidern behandelt. Es folgen die Leistungen des Hofes an den Altenteiler, unterschieden nach den Verhältnissen vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege, sowie die Vererbung des Nachlasses der Altenteiler. Die Angaben über das tote Inventar vermitteln ein ganz neuartiges Bild von der Lebensweise und Wohnkultur der ostfälischen Bauern des 17./18. Jahrhunderts. Aber auch für den Sprachforscher ist der Ertrag dieser wertvollen Untersuchung hoch einzuschätzen durch die Fülle von alten, zum Teil lexikalisch noch nicht erfaßten Namen für Fahrzeuge, Arbeitsgeräte, Hausrat aller Art und Haustierarten. Selbst der Säugetierforscher kommt auf seine Kosten, indem er erfährt, wie überraschend viele Spielarten in der Fellfärbung bei den heimischen Rindviehbeständen noch im 17./18. Jahrhundert vorhanden waren, von denen die meisten inzwischen längst verschwunden sind. Nach der zusammenfassenden Schlußbetrachtung gibt der Verfasser ein Verzeichnis der von ihm benutzten Archivalien und Fachliteratur, das erkennen läßt, wie gründlich er zu Werke gegangen ist. Möge er oder ein anderer, ebenso sorgfältiger Forscher auch die entsprechenden Quellen aus den anderen Teilen des Braunschweiger Landes in gleicher Weise auswerten, damit wir bald ein zuverlässiges Gesamtbild der bäuerlichen Verhältnisse unserer Heimat in alter Zeit bekommen!

Flehsig

Horst Appun: Die Jagd als Sinnbild in der norddeutschen Kunst des Mittelalters. Verl. Paul Parey, Hamburg o. J. (1964).

Auf 40 Seiten mit 28 Abbildungen im Text und auf Tafeln bietet der Verfasser, Direktor des Wolfenbütteler Schloßmuseums, eine reizvolle Zusammenstellung von Jagddarstellungen in der Architektur, auf Teppichen, Altären und kunstgewerblichen Gegenständen verschiedener Art aus Norddeutschland. Außer den ausführlichen Erklärungen zu den abgebildeten Gegenständen bringt der Text eine allgemeine Einführung in den Problembereich der mittelalterlichen Jagdsymbolik, gegliedert nach den wichtigsten Dokumenten („Der Jagdfries von Königsutter“, „Die Jagdteppiche“, „Die Deutung des Physiologus“) und nach den einzelnen Sinnbild-Themen („Der Kampf zwischen Gut und Böse“, „Die Einhornjagd“, „Der Hirsch“, „Das Horn des Heils“, „Die Abwehr des Bösen“). Den Abschluß bilden Textauszüge aus dem mittelalterlichen „Physiologus“ nach der Übersetzung von Otto Seel, einer für die Symbolgeschichte grundlegend wichtigen Schriftquelle, die in der Beschreibung der Tierwelt Gleichnisse für das Wirken Gottes bietet. Ohne sich auf die Erörterung der noch schwebenden Streitfragen der Symboldeutung zwischen Kunsthistorikern, Religionswissenschaftlern und Volkskundlern im einzelnen einzulassen, gibt der Verfasser eine gute Einführung in den Stoffkreis. Dadurch, daß der Verlag es verstanden hat, das im Taschenbuchformat gehaltene und mit guten Bildwiedergaben ausgestattete Büchlein preiswert herauszubringen, wird es solchen Kunstfreunden gewiß willkommen sein, die gern mit einem zuverlässigen Führer in der Tasche auf Erkundungsfahrten zu wenig bekannten Schätzen der Vergangenheit ausziehen.

W. Flehsig

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis für 4 Hefte (ist durch Mitgliedsbeitrag abgegolten) 12,- DM

51. Jahrgang

Dezember 1965

Heft 4

Hundert Jahre Eisenbahn Kreiensen – Holzminden

von Hans Ehlers

Am 1. August 1854 war von der königlichen Regierung in Hannover der Bahnhof Kreiensen an der durch das Leinetal führenden Eisenbahnstrecke Hannover — Göttingen eröffnet worden.

Der braunschweigische Staat wollte nicht hinter Hannover zurückstehen. Er hatte ja 1838 die Eisenbahnstrecke Braunschweig — Wolfenbüttel angelegt, und zwar als erste Staatsbahn in deutschen Landen. 1843 war die Bahnstrecke Braunschweig — Magdeburg fertiggestellt und der Plan gefaßt worden, sie einmal nach Westen zu verlängern und eine Bahnverbindung über Braunschweig und Wolfenbüttel nach Kreiensen herzustellen. Seit 1841 bestand die Herzoglich-Braunschweigische Harzbahn. An diese wurde nun in Börßum die Herzoglich-Braunschweigische Südbahn nach Kreiensen mit einer Länge von 8,2 Meilen = 61 km angeschlossen und am 5. August 1856 feierlich in Betrieb genommen. Damit wurde Kreiensen zum zweiten Male von einer wichtigen Bahnstrecke berührt.

Die Frau Hermann Mitgaus, dem der letzte Bauabschnitt übertragen worden war, berichtete damals in einem Briefe von ihren Eindrücken auf der ersten Fahrt folgendermaßen: „Mein lieber Hermann hatte keine Mühe gescheut, seinen Bahnhof so geschmackvoll und schön zu dekorieren, wie es ihm möglich war. Wir haben den Festzug mitgemacht. Er war wunderbar. Du kannst Dir unsere Freude denken, als wir in Börßum in den mit Kränzen und Fahnen geschmückten Wagen geführt wurden, die schöne Musik mitgenossen, ganz glücklich in Gandersheim ankamen, von wo die Herren dann nach Kreiensen weiterfuhren.“

Nun wollte der braunschweigische Staat aber auch gern die Bahn über Kreiensen hinaus nach der zum Herzogtum gehörenden Stadt Holzminden weiterführen. In seinem Eisenbahnnetz fehlte nur noch dieser schmale Streifen seines Landes zwischen Leine und Weser, der immer noch auf Postkutsche und Frachtfuhrwerk angewiesen war und von dem Königreich Hannover umgrenzt wurde. Infolge der damaligen Zwietracht zwischen den norddeutschen Bundesstaaten durfte die geplante Bahnlinie nach dem Willen Hannovers nur durch braunschweigisches Gebiet führen. Dadurch wurde die einfachere Linienführung über Einbeck und Stadtholzen nach Holzminden unmöglich gemacht. Hannover hatte schon früher einen dringenden Antrag des Magistrats der Stadt Einbeck auf deren Anschluß an die Nord-Süd-Strecke der Eisenbahn mit der Begründung abgelehnt, daß dies ein Umweg sein würde. Nun durchkreuzte die hannoversche Regierung zum

zweiten Male, diesmal aus politischen Gründen, die berechtigten Verkehrsinteressen seiner eigenen alten Hansestadt, Braunschweig aber wollte um jeden Preis die Bahnverbindung mit Holzminden erreichen, um von dort aus auch Anschluß an das rheinisch-westfälische Eisenbahnnetz zu bekommen, ein Plan, der auf kürzestem Wege Berlin und Köln über Braunschweig verbinden sollte.

Im Jahre 1862 wurde mit dem Weiterbau der Braunschweigischen Südbahn unter der Leitung des Baumeisters Praun und seines Assistenten Menadier begonnen. Dieses Unternehmen war mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Es mußten die Göttinger Strecke im Leinetal überbrückt und die in den Greener Bergen bestehenden Naturhindernisse überwunden werden. Der erfahrene Fachmann, der dies zu bewerkstelligen wußte, war Franz Rziha. Er war 1831 in Mähren geboren, hatte in Prag studiert und sich schon durch mehrere Tunnel- und Brückenbauten, besonders im Ruhrgebiet, einen guten Ruf erworben. Ihn holte die Braunschweigische Staatsbahn nach Kreiensen. Nachdem er südlich des Kreienser Bahnhofes die Göttinger Strecke glücklich überbrückt hatte, führte er einen Bahndamm zum Westufer der Leine unter dem Knollenberge bei Ippensen hin, wobei die weite Talaue hochwasserfrei mit einer landschaftlich anziehenden Sechsbogenbrücke aus heimischem Rotsandstein und das Flußbett selbst überspannt wurden. Über das Luhetal bei Greene wurde der imposante, 34 m hohe Viadukt mit 8 kühnen Bögen auf mächtigen Strebepfeilern aus dem festen Dolomit des nahen Selters, einem marmorartigen, sehr harten Kalkstein, errichtet. Sodann baute Rziha die beiden Tunnels bei Ippensen und auf der Höhe bei Naensen, wobei er das von ihm erfundene Tunnelbausystem in Eisen anwandte, eine ganz neue, bergmännische Bauweise, die hier zum ersten Male erfolgreich zur Ausführung kam, indem die im Bergbau übliche Auszimmerung der Schächte und Stollen statt in Holz in Eisen geschah. Diese Bauten fanden damals als Meisterwerke nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland Anerkennung und Bewunderung.

Wer von Greene aus auf dem unteren Waldwege den Selter mit seinen steil aufragenden Klippen und seiner großartigen Naturschönheit durchwandert, findet hier, wenn auch schon in ziemlich verfallenen Zustande, den kleinen Rziha-Tunnel, der der Baubahn diente, die auf Loren die Baustoffe für die Tunnel- und Brückenbauten heranschaffte. Wo sich heute die Küche der bekannten Burggaststätte oberhalb Greenes befindet, stand der „Stall des kleinen Dampffrosches“ dieser Baubahn.

Während der Naenser Tunnel sich in gerader Linie über eine Länge von 885 m hinzieht, macht der 205 m lange Ippenser Tunnel einen Bogen durch den Berg. In der Mitte des Steinbogens über der Einfahrt steht es verzeichnet: 205 m. Dort wurde am 18. September 1864 der Schlußstein gesetzt — in den Naenser Tunnel am 4. Dezember 1864, und dabei wurde eine größere Feier veranstaltet, die in der Ortsgeschichte Garlebsen-Ippensen ausführlich geschildert wird. Im folgenden Jahre wurden 2 Schlußsteine in das obere Mauerwerk des Greener Viadukts mit den Zahlen 1864 und 1865 eingefügt. In den letzten Monaten des zweiten Weltkrieges wurde dieser Viadukt, auf den die Greener so stolz sind, durch Flakgeschütze und Fesselballons vor feindlichen Bombenwürfen geschützt. Beim Heranrücken der feindlichen Truppen sollte auch der Viadukt wie andere wichtigen Eisenbahn- und Straßenbrücken nach den Anordnungen der deutschen Wehrmachtsführung gesprengt werden. Als sich am Vormittage des 8. April 1945 die ersten amerikanischen Panzer näherten, ließ jedoch der Kommandeur der

deutschen Flakbatterie nicht den Viadukt, sondern die Geschütze sprengen, weil er den Widerstand als sinnlos und für den Ort Greene als verderblich ansah, und wurde deswegen auf Befehl eines SS-Offiziers auf der Burg erschossen. Sein Grab auf dem Greener Friedhof schmückte später die Gemeinde durch einen Gedenkstein mit der Aufschrift „Dem Retter Greenes“.

Doch zurück zur Geschichte der Braunschweigischen Südbahn! Am 10. Oktober 1865, also vor 100 Jahren, rollte der festlich geschmückte erste Eisenbahnzug über den Viadukt und durch die Tunnels nach Holzminden. Damit wurde die 44,5 km lange Strecke Kreiensen—Holzminden feierlich eröffnet. Durch die Kreuzung der beiden Schienenwege Braunschweig—Holzminden und Hannover—Göttingen wurde Kreiensen jetzt zu einem wichtigen Bahnknotenpunkt. Die letzte Strecke der Südbahn von Holzminden zur westlichen Landesgrenze konnte allerdings erst am 2. Mai 1868 dem Betrieb übergeben werden. Erst von diesem Tage an war die Verbindung mit dem rheinisch-westfälischen Eisenbahnnetz hergestellt, auf die man jahrelang die größten Hoffnungen gesetzt hatte.

Heute ist die Holzmindener Linie fast zu einer Nebenbahn geworden, auf der keine Schnellzüge mehr wie früher verkehren. Die Steigung von Kreiensen zum nächsten Bahnhof Naensen um 110 m auf 9 km Länge ist für eine Hauptbahn zu stark und der Verschleiß an Material dabei zu groß. Der West-Ost-Verkehr suchte sich seine Wege weiter südlich und nördlich des braunschweigischen Leinetales. Die Strecke der braunschweigischen Südbahn verlor überdies nach dem 2. Weltkriege dadurch an Bedeutung, daß der Durchgangsverkehr nach Mitteldeutschland und Berlin durch den „Eisernen Vorhang“ an der Zonengrenze fast abgeschnitten und nach den osteuropäischen Staaten stark vermindert wurde. Für den Eisenbahnknotenpunkt Kreiensen sind jedoch diese Einbußen im West-Ost-Verkehr ausgeglichen worden durch die gewaltige Entwicklung, die die Nord-Süd-Linie der Bundesbahn durch das Leinetal in neuerer Zeit erfahren hat.

Zu den beiden Hauptverkehrsadern, die sich in Kreiensen kreuzen, waren übrigens bald nach der Jahrhundertwende noch zwei Nebenlinien gekommen, die in Kreiensen ihren Endpunkt haben, nämlich die vom Kreis Osterode in den Jahren 1896—1901 gebaute Schmalspurbahn Osterode—Kreiensen, deren Personenverkehr nach der Währungsreform aus betriebswirtschaftlichen Gründen auf Bahnbusse übernommen wurde, und die 1902 eröffnete Linie Hildesheim—Bad Gandersheim—Kreiensen.

So wuchs Kreiensens Bedeutung als Eisenbahnknotenpunkt im Laufe der Jahrzehnte immer mehr. Das wird besonders deutlich an der ganz ungewöhnlichen Zunahme der Bevölkerung von 430 Einwohnern um 1800 auf 3032 im Jahre 1964. Fast die Hälfte aller Bewohner gehört zu Eisenbahnerfamilien und zu Familien, in denen der Ernährer bei der Bundespost beschäftigt ist, also bei einem Unternehmen, das mit der Bundesbahn aufs engste verbunden ist. Trotz des gewaltigen Verkehrs ist in den 100 Jahren, da Kreiensen Eisenbahnknotenpunkt ist, nur ein größeres Unglück geschehen, das sich im Sommer 1923 auf dem hannoverschen Geleise kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof ereignete und 46 Opfer an Menschenleben forderte. Viel mehr Unheil für das Bahngelände Kreiensens und seine Einwohner brachte der 22. Februar 1945, als ein feindliches Luftgeschwader von Göttingen her auf den Bahnhof zuflog und hier seine Bomben ablud. Der Angriff dauerte etwa 10 Minuten und verursachte am Bahnkörper wie an den umliegenden Wohnhäusern schreckliche Verwüstungen. 53 Menschen kamen dabei ums Leben.

Es dauerte mehrere Jahre, bis nach der notdürftigen Wiederaufnahme des Bahnbetriebes nach dem Zusammenbruch die Bundesbahn wieder normal arbeiten konnte. Dann aber folgten rasch durchgreifende Modernisierungsmaßnahmen, an denen auch Kreiensen in hohem Maße Nutznießer war. 1956 wurde ein automatisches Gleisbildstellwerk als zentrales Stellwerk am Schnittpunkt der beiden Hauptbahnlinien in Betrieb genommen. Es war das erste seiner Art und das modernste Europas, das 7 bisherige mechanische Stellwerke ersetzte. 1958 wurde eine Überholgleisanlage zwischen Kreiensen und dem Nachbardorfe Haieshausen gebaut und damit die direkte Einfädelung des aus Süddeutschland kommenden Verkehrs in Richtung Braunschweig und umgekehrt ermöglicht. Den bedeutungsvollsten Fortschritt auch für Kreiensen brachte die Elektrifizierung des Schienenverkehrs von Süddeutschland nach Hannover, wozu umfangreiche Vorarbeiten wie ein großer Umbau von Gleisen, Heben von Brücken und der Bau eines Unterwerkes erforderlich waren. Am 24. Mai 1963 fuhr der erste elektrisch betriebene Zug mit seiner blumengeschmückten Lokomotive von Würzburg kommend durch Kreiensen nach Hannover zu.

Was ist aus dem unscheinbaren ersten Bahnhof des Kleinbauerndorfes Kreiensen geworden, in dem vor 100 Jahren nur ein paar Eisenbahnzüge täglich hielten! Jetzt durchfahren ihn die modernsten, schnellsten und schönsten Züge Europas. Berührten den Bahnhof 1930 täglich 19 D-Züge, 6 Eilzüge, 75 Personen- und 81 Güterzüge, so waren es 1964 71 D-, E- und ETE-Züge, 36 Eil-, 63 Personen- und annähernd 180 Güterzüge an jedem Tage.

In merkwürdigem Gegensatz zu diesem Brausen der neuen Zeit mit ihrer ständig fortschreitenden Eisenbahntechnik steht das uns heute altmodisch erscheinende Bahnhofsgebäude. Es wirkt wie ein verstaubtes fürstliches Haus, bekrönt von Löwen an den Dachecken und geschmückt mit Majolika-Friesen an den aus hartem, gelbem Backstein aufgeführten Wänden. Hohe Bogenfenster, Fresken und Zinnen künden vom Zeitgeschmack der Wilhelminischen Zeit. Ein großer Durchgang führt von der braunschweigischen zur hannoverschen Seite. Zum Bau dieses Bahnhofsgebäudes hatte schon Herzog Wilhelm Anlaß gegeben, doch starb er vor Vollendung des Baues, der 1887 vor sich ging. Herzog Wilhelm hat daher auch niemals das prunkvoll eingerichtete Fürstenzimmer darin benutzen können. Es diente nur einmal seinem Zwecke, als sich hier im Winter 1888/89 der russische Zar mit Fürst Bismarck traf.

Landwirtschaftliche Preise, Löhne und Altenteilsdeputate in der Magdeburger Börde um die Mitte des 19. Jahrhunderts

von Albert Hosenthien

Der einstige Besitzer des Bischofschen Ackerhofes in Westerhüseb bei Magdeburg, Joh. Heinr. Schlüter, der in diesen Hof 1844 mit 28 Jahren eingeheiratet hatte und aus einem Hohendodeleber Halbspannerhofe stammte, hinterließ ein Wirtschaftsbuch, in das er jahrelang mit Sorgfalt außer besonderen Naturereignissen wie Hagelwetter, Eisgänge der Elbe und dergleichen seine Einnahmen und Ausgaben eingetragen hat. Diese Eintragungen sind für uns deshalb allgemein interessant, weil sie einen guten Einblick in die bäuerlichen Wirtschaftsverhältnisse um die Mitte des 19. Jahrhunderts und die Entwicklung der Löhne und Preise gewähren. Es heißt da u. a.:

„An Herren Thierartz Fischer in Magdeburg fier (= für) bemüungen bei der Lungenseuche bezahlt 11 Th. 5 Silb. (11 Thaler 5 Silbergröchen) den 8ten Januar 1845. — Für den gemeinde Bullen bekomme ich als Futtergeld für das Jahr 1850 48 Th. 5 Silb. — Der leich Stein für Gustaff (Sohn der Frau aus erster Ehe, gestorben 1850 mit 15 Jahren) ist von Steinhauer Meister Liechthold aus Ummendorf. Kostet 38 Th. und 1 Thaler zu setzen.“ Als es 1855 eine reichliche Heuernte gab, kosteten der Zentner Heu 20 Groschen, der Zentner Gummet 14 Groschen. Für ein Sofa bezahlte Schlüter 1864 „mit Gestell, Stoff, Federn, Pferdehaaren, Bindfaden etc. Summa 34 Th. 11 Gr. 4 Pf.“.

Die Mutter des verstorbenen ersten Mannes der Frau Schlüter bekam als Leistungen des Hofes auf ihr Altenteil, auf ein Jahr, und zwar „von 1ten Januar 1848 bis 1ten Januar 49“ zunächst an barem Gelde 2 Th. 15 Gr. „Trinkgeld“, ferner an Naturalien 10 Scheffel Roggen, 3 Scheffel 6 Metzen Weizen, 3 Scheffel 8 Metzen Gerste, 1 Scheffel 8 Metzen Hafer, 3 Schock Eier, 6 Scheffel Kartoffeln, 1 Schwein, 1 Hammel, „ein achtel Rindfleisch“, 2 Gänse, 18 Paar Tauben, 69 $\frac{1}{3}$ Maß Milch, 52 Pfund Butter, 1 Schock Käse, 17 $\frac{1}{2}$ Pfund Salz, je 4 Metzen Bohnen und Linsen, 8 Metzen Erbsen und Mohn, 3 Pfund Wolle, $\frac{1}{2}$ Schock Kohlrüben, 1 Scheffel „Saat“ (Leinsamen zum Ölschlagen), für 3 Th. 23 Gr. 2 Pf. Flachs, 2 Klafter Holz, 2 Schock Wasen und 1 Schock langes Roggenstroh zum Heizen (aber noch keine Kohlen!). Dazu kam „freie Wohnung Boden und Köller (= Keller) Raum“ für 12 Th. Alles zusammen machte, in Geld umgerechnet 137 Th. 27 Gr. 9 Pf. aus. Interessant sind dabei auch die einzelnen Preise im Vergleich zu den heutigen: 1 Schlachtschwein galt 20 Th., 1 Hammel 3 Th., 1 Gans 1 Th., 1 Schock Eier im Frühjahr 16 Gr. 6 Pf., nachher 20 Gr. 1 Pf., 1 Pfund Butter 7 Gr. 6 Pf., 1 Scheffel Roggen im Januar 1 Th. 26 Gr. 3 Pf., dann heruntergehend bis auf 1 Th. 5 Gr.

Genau angegeben ist, was von 1844 bis 1862 die Knechte und Mägde an Lohn bekamen, und zwar von Martini zu Martini. Es waren im Hofe stets 1 Knecht, 1 „Enke“ (= Pferdejunge) und 2 Mägde. In der Regel hielt jeder ein Jahr aus. Eine Magd „Dorethehe Schinemann“ blieb 3 Jahre. Die Knechte erhielten jährlich 20 bis 40 Th., z. T. auch $\frac{1}{4}$ Morgen Kartoffelacker, auch wohl eine Erntehose, die Enken etwas weniger, die Mägde 17 bis 20 Th., z. T. auch 1 Schürze oder 1 Pfund Wolle. Alle bekamen zum Dienstantritt auch 1 Th. Mietsgeld und in späteren Jahren vielfach 1 Th. zu Weihnachten und z. T. auch zur Messe. Dem Gemeindevorstand stand jedes Jahr vom Hofe Brotkorn zu, in der Menge freilich sinkend von 6 Scheffel 3 Metzen bis auf 1 Scheffel 10 Metzen. Es wird aber allmählich auch Barlohn dazugekommen sein, alles je nach dem Schafbestande, über den genau Buch geführt wurde. Er sinkt in den Jahren 1845 bis 1864 von 96 auf 51 Stück. Brotkorn bekam außer dem Hirten auch der Feldhüter bis 1850, und zwar 1 Scheffel 5 Metzen. Von 1851 an wird er aus der Gemeindekasse bezahlt. Eine weitere Naturalienleistung ging an „Heuer“, der 1 Scheffel Brotkorn „für Hamster fängen“ erhielt, oder auch etwas mehr, wenn mehr Tiere als gewöhnlich gefangen wurden. Nur 1850 bis 1852 fehlt diese Ausgabe, ein Zeichen dafür, daß damals keine Hamster, die tierischen Hauptschädlinge der Borde, erlegt worden waren.

Sonst hat Schlüter noch Buch geführt über das Korn, das vermahlen wurde, über die Rübenschnitzel, die bis 1847 von der Magdeburger Zuckerfabrik geliefert wurden, und über die Morgen Rüben, die bis 1852 zur Ernte an die Fabrik verpachtet wurden und je Morgen 15—20 Th. Pacht brachten. Erwähnenswert ist schließlich der damalige Ertrag des Ackers, wenigstens für Kartoffeln und Zucker-

rüben, und der damalige Preis dafür: Z. B. „im Herbst 1859 war der Kartoffelpreis zwölf Thaler pro Wispel, im durchschnitt zwei Wispel (= 48 Zentner) pro Morgen. Der Rübenpreis war im Herbst 1859 5 bis 6 Silbergroschen pro Centner. Ertrag pro Morgen 140 Centner.“

Glücklicherweise konnte ich Schlüters Wirtschaftsbuch noch rechtzeitig einsehen und ausschöpfen, bevor es am 18. Januar 1945 beim Bombenangriff auf Magdeburg in der Wohnung der Erben Schlüters ein Raub der Flammen wurde, sonst wäre diese für die bäuerliche Wirtschaftsgeschichte Ostfalens so aufschlußreiche Quelle uns wie so viele andere, im Kriege vernichteten Geschichtsquellen für immer entgangen.

Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner

von Werner Flechsig

Der Aufsatz über „Ortsneckereien“ von Mechtild Wiswe auf S. 29–32 des 52. Jahrganges unserer Zeitschrift (1965, Heft 1/2) hat die Aufmerksamkeit unserer Leser nach langer Zeit einmal wieder auf einen eigenartigen Zweig der volkstümlichen Spruchdichtung unserer Heimat gelenkt, mit der sich zu Beginn dieses Jahrhunderts bereits die Braunschweiger Volkskundler R. Andree und O. Schütte beschäftigt hatten. Später haben auch H. Sohnrey und L. Wille in ihren Werken über die Volkskunde des Sollings und des Harzes den Ortsneckereien einen besonderen Abschnitt gewidmet. Ortsneckereien aus Südhannover (Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen) teilten 1925 F. Henze und A. Danne mit. Unveröffentlichtes handschriftliches Material über Ortsneckereien aus dem Braunschweiger Lande und den angrenzenden Kreisen gelangte mit dem volkskundlichen Nachlaß O. Schüttes in das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum. Vom Museum aus wurde in den Jahren 1953–1957 anläßlich der Verschickung eines Fragebogens zur Ermittlung der plattdeutschen Ortsnamenformen innerhalb Ostfalens auch Spitznamen für die Orte und ihre Bewohner erfragt. Die Auswertung der Antworten erbrachte einen weiteren erheblichen Zuwachs an Ortsneckereien aus Orten, die von den früheren Forschern nicht erfaßt worden waren.

Die Sichtung und volkskundliche Bearbeitung des umfangreichen Stoffes kann nach verschiedenen Gesichtspunkten erfolgen. Man kann ihn, soweit es sich um Neckereien in Spruchform handelt, rein formal als Zeugnisse der Volksdichtung betrachten und nach Gemeinsamkeiten im Aufbau der Verse und Strophen, in der Reimtechnik und Wortstellung untersuchen. Man kann den Stoff aber auch, unabhängig von formalen Fragen, als Zeugnisse des Volkshumors einer Stammeslandschaft werten, indem man darauf achtet, durch welche Wortbilder und Umschreibungen auf besondere Verhältnisse, Eigenschaften oder Ereignisse angespielt wird, um eine treffende, meist spaßhafte Kennzeichnung eines Ortes oder seiner Bewohner zu geben. Man kann schließlich die dem Spott zugrundeliegenden Anlässe auf ihren Wirklichkeitsgehalt hin überprüfen und die Neckereien nach Abstrich etwaiger poetischer Übertreibungen als Quelle für die Erkenntnis früherer Zustände und Begebenheiten in den einzelnen Orten benutzen. Diese letzte Betrachtungsweise ist für die Heimatkunde natürlich besonders verlockend. Es soll daher in diesem Aufsatz und seinen Fortsetzungen versucht werden, vor allem die nicht in Spruchform überlieferten, also weniger von formalen Rücksichten beeinflussten und somit vermutlich inhaltlich zuverlässigeren Spitznamen

ostfälischer Orte und ihrer Bewohner nach ihren Anlässen zu untersuchen. Sie gliedern sich in Benennungen nach der Bodenbeschaffenheit, nach Pflanzen und Tieren, nach Aussehen und Wesensart der Bewohner und nach Ereignissen.

1. Beinamen nach der Bodenbeschaffenheit und dem Wasser

Die am frühesten bezeugten Spitznamen für Orte in Ostfalen beziehen sich auf Schmutz. Schon 1368 hieß Süplingen im Kreise Helmstedt „*Horgen Suplinge*“ (zu mittelniederdeutsch *hor* „Schmutz“), 1614 sinngleich „*Dreck-Süplingen*“; „*Dreck-Stockheim*“ (Stöckheim) kommt 1560 vor. Auffallend häufig kennzeichnete man auch in der Neuzeit ostfälische Orte mit dem Zusatz „Dreck“ oder „dreckig“. Betroffen waren davon im Kreise Helmstedt Glentorf, Offleben, Parsau, Schöningen und Süplingen; im Kreise Braunschweig Destedt und Stöckheim; im Kreise Wolfenbüttel Bornum, Groß Elbe, Hornburg und Sehlde; im Stadtkreis Salzgitter Watenstedt; im Kreise Goslar Steinlah; im Kreise Peine Vöhrum; im Kreise Hildesheim-Marienburg Groß Giesen, Lechstedt, Nettlingen und Söhlde; im Kreise Gandersheim Bornum und Delligsen; im Kreise Holzminden Lüerdissen; im Kreise Northeim Wahmbeck. Meist wurde das Hauptwort „Dreck“ einfach vor den plattdeutschen Ortsnamen gesetzt, wie *Dreck-Schainich*, *Dreck-Born*, *Dreck-Jöisen*, *Dreck-Dellessen* usw. Nur selten erscheint das Beiwort im Reimspruch, wie bei Hornburg, das auch „*Dat deckije Horneborch*“ genannt wird (*Fahrst 'e hen na Horenborch, da kummt 'e nich vor Drecke dorch*“), und Wahmbeck, wo „*Wämbecke*“ mit „*in'n Drecke*“ gereimt wird. Gelegentlich wurden auch in Angleichung an den Klang des ersten Bestandteils eines Ortsnamens Scherzformen gebildet wie „*Drecklingen*“ für Nettlingen im Kreise Hildesheim-Marienburg, „*Dreckstie*“ für Leckstie (Lechstedt im gleichen Kreise) und „*Dreckstidde*“ für Destedt (Kreis Braunschweig). Ohne solchen Anklang steht daneben *Drecklâ* für Steinlah.

Zu Ehren der so verspotteten Orte muß gesagt werden, daß anscheinend niemals etwa Unsauberkeit der Bewohner oder ihrer Behausungen angeprangert werden sollte, sondern lediglich die schlechte Beschaffenheit der lehmigen Wege in oder bei den Orten, die vor allem bei nassem Wetter den durchfahrenden Fuhrleuten viel Mühe und Ärger bereitete. Von mehreren Orten haben das die Gewährsleute ausdrücklich betont. „*Dreck-Schainich*“ hatte seinen Beinamen von den früher stark zerfahrenen Straßen. Von „*Påsau* (= Parsau) *in'n Drecke*“ wird berichtet, daß man früher auf den Wegen nach Ahnebeck von Stein zu Stein springen mußte, wenn es viel geregnet hatte; deshalb sagte man auch: „*De Påsauschen het 'n Wäterstripen*“ (wie ein nicht gar durchgebackener Kuchen). Destedt bekam seinen Beinamen, weil die Wege zum Elm bei häufigem Holzfahren und bei der Heimfahrt der Ackerwagen von den Feldern mit ihrem zähen Kleiboden viel Dreck von den Rädern auf die Dorfstraßen mitbrachten. Bornum im Kreis Gandersheim hieß *Dreck-Born*, weil die mit Kalksteinpacklage befestigten Dorfstraßen bei Regenwetter schmierig wurden; dort kam der Spottname bezeichnenderweise ab, nachdem die Straßen asphaltiert worden waren. Söhlde im Kreis Hildesheim-Marienburg litt durch den kreidigen Untergrund, der dort durch die Kreideindustrie genutzt wurde. In Nettlingen waren infolge hohen Grundwasserstandes und zahlreicher Quellen die Straßen oft lange naß. In Groß Elbe ließ früher wegen der hohen Straßenbaulasten der Gemeinde der Straßenzustand viel zu wünschen übrig. Nach diesen Stichproben dürfen wir wohl annehmen, daß auch bei den

übrigen Orten die Wegeverhältnisse an den Beinamen schuld waren, auch wenn es nicht ausdrücklich gesagt ist. Tiefe Lage des Ortes förderte natürlich durch die Ansammlung abflußlosen Regenwassers die Schmutzbildung auf den Straßen, daher die Bezeichnung „Drecklock“ (= Dreckloch) für Glentorf und Vöhrum. Nur einmal kommt das derbere Wort „Schit“ = „Scheiße“ statt Dreck in einem Spottnamen vor, und zwar für Altenhagen II im Kreise Springe, das wegen seiner vielen Steinbrüche, Sandkuhlen und Kalköfen „Schüt-Olenhagen“ hieß.

Dort, wo stauende Nässe über undurchlässigem Boden oder niedrige Lagen in Flußnähe bei der Schneeschmelze im Frühjahr oder nach langanhaltenden Wolkenbrüchen und Landregen oft zu weiten Überschwemmungen führten, nannte man die betroffenen Orte gern spöttisch „Seestädte“, wohl angeregt durch das 1847 entstandene und im 19. Jahrhundert viel gesungene Lied von Hansen „In der großen Seestadt Leipzig ...“ Hötzum, Rautheim und Sichte im Kreise Braunschweig hießen „Die drei größten Seestädte“, Wendesse im Kreise Peine sowie Breitenkamp und Heinrichshagen im Kreise Holzminden „große Seestadt“, Garlebsen und Ippensen im Kreise Gandersheim, Werder im Kreise Hildesheim-Marienburg und Timmenrode im Kreise Blankenburg schlichtweg „Seestadt“. Wie dieses Wort sicherlich literarischen Ursprungs und nicht eigentlich volksmäßig ist, so stammt wohl von einem geschichts- und geographiekundigen Gebildeten, vielleicht einem Geistlichen, Lehrer oder Beamten, der Scherzname „Donaufürstentümer“ für Boimstorf, Glentorf, Ochsendorf und Klein Steinke, die alljährlich von Schunterüberschwemmungen heimgesucht wurden, sowie für Rieseberg und Rotenkamp im Kreise Helmstedt. Echt volksmäßig sind dagegen die Spottnamen „Wäter-Scharwaulendörp“ für Scharfoldendorf im Kreise Holzminden, „Wäterlock“ (= Wasserloch) für Ochsendorf im Kreise Gifhorn und Behrensen im Kreise Hameln wie auch der derbe Ausdruck „Iusen Herrgott soin Pißpott“ (= Unseres Herrgotts Nachttopf) für Wickensen im Kreise Holzminden. Die Friedländer im Kreise Göttingen hießen wegen der häufigen Leineüberschwemmungen „Wäterratten“ (= Wasserratten). Dasselbe Wort erscheint in einem Reimspruch, in dem die Söllinger im Kreise Helmstedt „Söllische Wäterratten“ genannt wurden. Die Einwohner von Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf im Kreise Braunschweig schließlich wurden, wohl mit Anspielung auf ihre angeblich wendische Herkunft, wegen der regelmäßigen Überschwemmungen durch die Aue als „Wäterpolacken“ bezeichnet.

Soweit bei einem Orte guter Tonboden anstand, der von Töpfereien ausgebeutet werden konnte, gaben diese Töpferei-Betriebe Anlaß zu Beinamen für den Ort, die allerdings weniger spöttisch als anerkennend gemeint waren. Hildesheim hieß und heißt noch heute weithin kurz und bündig der „Pott“ oder „Pott-Hilmsen“. Dementsprechend führten Bad Münder den Namen „Pott-Münder“ und Fredelsloh „Pott-Frieße“. Die Duingen, in deren Ort sich nicht weniger als 45 Töpfereien befanden, hießen kurzweg die „Pöttlers“. Wrisbergholzen nannte man „Pöttjer-Holzen“, Coppengrave und Hohenbüchen „Pottland“ und ihre Einwohner „Pottländers“.

Seltener als Ton wurde Sand wirtschaftlich ausgebeutet und ein Ort, der über guten weißen Scheuer- und Streusand verfügte, danach benannt. Die Einwohner von Bienrode bei Braunschweig und Scharzfeld am Südharz, die mit ihrem Sand handelten, hießen danach die „Sandhasen“, „Sandbuern“ oder „Sandbuiels“.

(Fortsetzung folgt)

Dat Schimmelraien tau Sylvester in Halchter

von Fritz Tacke

En ganz olen Brauk was haier in Halchter dat Schimmelraien tau Sylvester. An düssen Dä'e trecken de Knechte von'n Rittergaue mit Paitschenknallen dorch et Dorp nå dän Handwerksmestern, waī Smdet un Stellmāker, un denn nå'n Inspekter un nå'n Gautsherrn. Dāfor kre'en se denne Jeld for Sluck un Baier. An 'n Abend trecken nau de Halchterschen mit ehren Kindern nå 'n Saale, āwer ok veele Luie aut 'er Nåwerschaft kaimen 'er hen. Denn wat dā uppespeelt word, dat gaff et kaume anderswo in 'en Kraise von Wulfenbüttel. Dā öllesten Minschen säen, dat werre sau lange, as sai denken können, immer sau ewest. Awer dā ole schöne Braunk hat saīn Enne 'funnen 1914 dorch dän ersten Weltkraich.

Dā ganze Upmākunge koste veel Jeld. Alleene tain Mauseāikers speelen dabeī up, dā harren 'ne grote Galerie under der Decke an'n Saalenne. Punkte achte gunk et los. Dā junken Bengels harren sick autekle'et un maskaiert un trecken sau in'n Saal. Vornewech trecken autekle'ete Pollezisten mit blanken Säweln upper Schulter un gūngen rund umme dän Saal herummer. Sai harren 'er ehre Last midde, dän Saal for dat Upspeel fraī te holen. Denn rundumme drāngen sick de Minschen bet under de Decke hoch, dāmidde dat se nist verpassen dāen.

Nau kamm ain Knecht midd' 'er Paitsche und midd' 'en Schimmel an 'n Koppe; Kopp un Hinderdail von 'n Päre was aut Holt, dat Middeldail āwer was en junke Bengel, dā sick en witt Lāken ummehāngel harre. Dat Pārd sprunk nau wild herummer, un dā Knecht harre'r saīne Last midde, dat 'e 'ne feste holen dee, un knalle 'r mit saīner Paitsche tau. Nau kaimen dā Pajasse, sau hett se haier te Lanne de Clowns enennt, up en Saal esprungen un mākē Rādslāen. Sai harren ok Klappern, un dā sloien se midde nå de junken Mākens, āwer de strengen Pollezisten wehren se mit ehren blanken Säbel taurūjje. Denne kamm en Bārentrecker midd ainen groten autekleeten braunen Bāren an der Kedde. De Bāre moīte dāzen und mākē dā Minschen bange. Dā Bārentrecker harre 'n Tamburāiin un sammele von dän Taukaīkers Jeld in. Dat Jeld was for de Middespeelders, dā sick dāvon an 'en Naitjhrsmorgen ain Fatt Baier kōpen können. Aine ole Fraue midd 'ner Harke in der Hand und midd 'er groten Kaīpe uppm Puckel was under veelen anderen ok midde mank, um da sprungen dā Pajasse umme rummer un arjern dā Olsche. All dā veelen andern, dā dā middemāken deen, kann 'n gār nich uptellen, sai harren sick alle autekleet un Masken uppe, damidde dat se kain ain kennen dee.

De Hauptspaī kamm denn umme Klocke taine. Nau kaimen 'ne ganze Re'e duistere Jestalten midd lanken graīsen Bārten in dän Saal un setten sick quer ower dän Saal an 'en Koppenne. In der Mitte vor sick harren se 'ne Haspele uppestellt — dā word froier baī 'n Spinnen ebrauket — un harren grote hōltene Rasaīermeste in 'n Hānnen, un wecke harren ok Bessens taun Inseepen. Nau brochten andere de Junkknechte 'rinder, dat wōrren de Pārejungen, dā tau Pingesten achttain Jahre oolt wōrren un denne „innehānselt“ weren moīsten. Dā worren nau innesepet un balbaīert. Dān Jūngersten hett se vor sick lank upp 'en Disch elecht, ain autekle'ete Dokter trecke dān Jungen nau ainen Bandworm af, un dat gaff natuierlich ainen Bārenspaī. Dā Bandworm, wat en lanken Strick was, word uppehaspelt. Dā Mauseāikanten speelen 'er tau „Lott is dote, Lott is dote, Lotte laīt in'n Starben. — Denne word de Saal eruimet, un nādāme dat de Kinder nå 'n Bedde 'brocht wōrren, word bet in 'n Naitjhrsmorgen edanīet.

Das plattdeutsche Bibelwerk von Johannes Jessen

Ein Beitrag zur Verwendung des Plattdeutschen als Kirchensprache

Von Gerhard Kalberlah

Es ist mir ein wichtiges Anliegen, auf eine wertvolle plattdeutsche Bibelübersetzung unserer Tage hinzuweisen. Für Schleswig-Holstein wie auch für Niedersachsen gibt es die Übertragung des Alten und Neuen Testaments von Johannes Jessen, derzeit Pastor in Kiel¹⁾.

Ehe wir auf Art und Weise dieser Übersetzung eingehen, sei ein kurzer Hinweis auf ältere plattdeutsche Ausgaben des Alten und Neuen Testaments gegeben. Die erste Übersetzung von Luthers *Septemberbibel* von 1522 ins Niederdeutsche ist die 1523 „tho Hamborgh“ herausgekommene²⁾. Es folgt die *Lübecker Bugenhagenbibel* von 1533/34 (Ostern 1534 ein halbes Jahr vor der hochdeutschen Bibel) mit dem Titel „Dat Nie Testament von unsen Herrn un Heiland Jesus Christus na de plattdütsche Oeversetzung von Dr. Johann Bugenhagen“³⁾, bei Ludwig Dietz, Lübeck 1533/34 (neuzeitliche Umarbeitung von Johannes Paulsen 1855). 1599 erscheint in Wittenberg bei Lorenz Säuberlich „Biblia, Dat ys De hillige Schrift (Sassisch) D. Marth. Luth.“⁴⁾. Als letzte niederdeutsche Bibel kam 1622 ein Bibeldruck durch Johann Vogt zu Goslar.

Bei der Beschäftigung mit Jessens Bibelbüchern, die mir ständige und liebe Begleiter sind, fiel mir der Artikel in die Hand, in dem Jessen sich ausführlich zu seiner Übersetzungsarbeit äußert. Lassen wir ihn selbst zu uns sprechen:

„Toerst see ik mi Gotts Woort in sien eegen Modersprak an. Düt Book mit de snaakschen (merkwürdigen) Bookstaven het al unse Heiland — A.T. — nich blots Dag för Dag in de Hand hat; nee, dar het sien Hart van leevt as van Gotts Woort.“

Erste Frage: Was steht da Wort für Wort? Zweite Frage: Was will das sagen? „Dat Woort or de Wöör doot dat nicht. Dat kümmt up den Hartsлаг an. Verdüütscht mi dat mal! —

Nu sla noch mal Luther sien Bivel up. Markst du? Dat is richtig düütsch. Da höörste keen düütsche Wöör mehr, da heste du Gotts Woort in dien Maderspraak: scharp, as wenn dien Vader mit de Hand draut un di den Kopp torecht setten dreit, un doch wedder so week, as wenn dien leev Moder di de Backen straakt. — Giffst du dat to? Sü, nu gah ik eerst mal bi Luther in der School. Un dat loont sik; denn he hett dat as keen anner düütsche Mann verstaan, „de Lüüd up dat Muul to seen“. Un dat is de Hauptknütt!

Gotts Woort mutt heel un deel ut een klööv't warn, un dar helpt uns nix so goot as unse plattdüütsche Moderspraak. — Mit Gottes Woort ist nicht zu spaßen. Gottes Woort kann bannig ungemütlich und peinlich werden.“

Der Hauptpunkt (Hauptknütt) ist der: Wer kann mir dabei zur Hand gehen? Vor mir haben sich viele Leute hingesetzt und haben das Übertragen in die plattdeutsche Sprache versucht. Ein Haken ist dabei. Diese Übersetzer haben nicht erst Gottes Wort durch Hebräisch vorgenommen. Sie haben bloß Luthers Hochdeutsch in das Plattdeutsche umgesetzt (umsett). Sie haben bloß die plattdeutschen Wörter für die hochdeutschen eingesetzt (insett), aber die Sprache und Ausdrucksweise ist hochdeutsch geblieben (so in der Bugenhagenbibel 1534).

Diese plattdeutschen Übersetzungen habe ich als eine Kontrolle gebraucht; sonst mich aber an das Plattdeutsche gehalten, was ich in meiner holsteinischen Heimat gelernt habe. (J. ist in Garding geboren und hat im Raume Kosel, Swansen, Hütten in seiner Jugend gelebt. Auch etwas Angeliter und Itzehoer Platt und ein klein wenig Dithmarscher Platt hat dabei Pate gestanden und ist J. hilfreich gewesen.)

Aber die plattdeutsche *Sprache* tut das nicht allein. Da gehört der plattdeutsche *Mensch* dazu. Könntet ihr in meinen Kopf hineinschauen, dann würdet ihr sehen, daß ich alles, was ich denke und schreibe, allererst *sehe*. Die plattdeutsche Sprache ist eine *Bildersprache*. Klarmachen mit der Sprache kann man einem bloß das, was man mit den Händen greifen und mit den Augen sehen kann. — Das gilt auch von der Hebräischen Sprache. In der Übersetzung findest du auch so wenig Hauptwörter — nun aber erst die Wörter, die du nur denken, aber nicht malen kannst. Diesen Worten mußt du weit aus dem Wege gehen, sonst lachen dich die Plattdeutschen aus. Auf das Umdenken kommt es an, daß jeder auch das vor sich sehen kann, was du sagen willst.

Gottes Wort erzählt wohl von einzelnen Menschen, aber jedweder findet darin sein eigenes Spiegelbild wieder. Gottes Wort erzählt aus alten Zeiten; aber es muß so auf uns wirken, als ob es erst gestern in Deutschland, ja in deinem eigenen Dorf passiert wäre.

Je länger ich mich in die Übersetzungsweise Jessens hineingefunden habe und mir die Bibelstellen aus dem Holsteinischen ins Ostfälische übertrug, ist mir besonders kräftig und ausdrucksvoll sein (Altes Testament — Syn dat Beste en goot Deel) erschienen. Schon die einzelnen Überschriften locken den Leser förmlich an. „Herrgottskinner in den Tiden. De Fүүrkopp (Elia). De Mann mit de warme Leev. De lütte Minsch un de grote Gott. En Stackelsminsch (Hiob). Ut dat öllste Gesangbook. So is dat Leben.“

Anstelle vieler Beispiele aus dem Neuen Testament sei als Vergleich herangezogen. *Römer 12 V. 11* übersetzt *Luther*: „Seid nicht träge in dem, das ihr tun sollt! Seid brünstig im Geist! Schicket euch in die Zeit!“

Bei *Jessen* heißt die Stelle: „Un wenn ju wat upleggt is; denn schuw't dat nich up te lange Bank; fat datforsch un mit Lust an! De Geist mutt ju andriewen, dat ju Fүүer un Flamm ward. Vergetet nicht, dat ji in den Herrn sin Deenst staht!“

Ich empfehle weitere Vergleiche mit I. Korinther 13, Kap. 13 und II. Korinther, Kap. 6.

In den verschiedenen Besprechungen über Jessens Übersetzung wird allermeist hervorgehoben, daß diese Übersetzung zugleich ein Stück Auslegung ist, wie sie plastischer und praktischer gar nicht gedacht sein kann.

Man muß es Jessen lassen, daß er nicht nur ein Meister der plattdeutschen Sprache ist, sondern auch das Bibelwort in heiliger Ehrfurcht zu hören vermag. (Das niederdeutsche Luthertum.) Dem Urteil eines Kritikers, daß Jessens Art „zu frei umschreibend sei“, kann ich mich *nicht* anschließen. In diesem Werk ist alles geleistet, was man redlicher Weise wünschen kann, die Worte treten in voller, plastischer Gestalt in allseitiger Bezogenheit als Lebende dem lebendigen Verständnis des Lesers entgegen. Nach unserer Darlegung stehen wir nicht an,

die Leistung Jessens für die Pflege des Plattdeutschen auf dem Wege über die Bibellektüre sehr hoch anzuschlagen. — Mit diesem Hinweis möchten wir helfen, daß die beiden Bibelbände *Jessens* im niederdeutschen Raume weite Verbreitung fänden.

¹⁾ Das Nie Testament in unse Moderspraak V. Aufl. 1964. Das Ole Testament in unse Moderspraak (Auswahl) II. Aufl. 1964. Beide Bände Dünndruck, in Leinen jeweils 9,50 DM. Beide Teile zusammen in einem Band, Leinen 17,80 DM. Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

²⁾ Kurt Berkey in den beiden letzten Bänden — Bibel und deutsche Kultur — Bd. V, IX und X. 1939 und 1940.

³⁾ Gottes Woort plattdüütsch in Festschrift für Hans Vollmer. In: Bibel und deutsche Kultur, Bd. XI/1941. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion S. 138—152. Potsdam.

Hermann Fischer, der große Tierfotograf, wurde 80 Jahre alt



Aufn.: W. Fanger

Der Begriff Tierfotograf ist für viele Menschen untrennbar mit dem Namen Hermann Fischer verbunden. Unser Altmeister, der am 2. November 1885 geboren wurde, vollendete jetzt im Heidedorf Wahrenholz, Kreis Gifhorn, sein 80. Lebensjahr. Geistig außerordentlich beweglich und unternehmungslustig, mit sprühendem Humor, so kenne ich ihn seit vielen Jahren.

Schon früh nutzte er jede freie Minute und fing und betreute alle nur erreichbaren Tiere. Bei meiner ersten Begegnung mit Hermann Fischer im Fotogeschäft Lange 1921 trug er in seiner Manchesterhose ein — lebendiges Eichhörnchen! Diese Tierliebe und dabei erworbene theoretische Kenntnisse vertiefte er durch eigene Beobachtungen.

Wenn früher ein Schüler gut schreiben und zeichnen konnte, dann wurde er Maler. So finden wir denn auch Hermann Fischer von 1900 bis 1904 als Malerlehrling, eifrig bemüht, künstliche Holzmaserung — damals hochgeschätzt — an Möbeln anzubringen. Der Besuch der Kunstgewerbeschule in Braunschweig weckte und nährte seine künstlerische Begabung. Zeichnungen und Stimmungsbilder aus der Heide, eine eigene Ausstellung in Braunschweig und Veröffentlichungen in der Zeitschrift *Niedersachsen* folgten. Professor Zeidler von der Technischen Hochschule Braunschweig schlug den jungen Fischer für ein Stipendium der Stadt Braunschweig und des Herzogs Ernst August vor. Es ging um eine Ausbildung bei dem Worpsweder Maler Mackensen in Weimar. Doch statt der schwarzen Samt-

jacke des Kunstjägers mußte 1914 der feldgraue Rock des Soldaten angezogen und erst 1917 nach schwerer Verwundung des Trägers wieder ausgezogen werden.

Die Automobilfabrik Max Büssing stellte nun unseren entlassenen Soldaten als Gebrauchsgraphiker ein. Dort schuf der spätere Tierfotograf als sein erstes Tierbild den Büssing-Löwen als Firmenzeichen.

Den ersten Eindruck von der Fotografie hatte Hermann Fischer schon in seinem ersten Lehrjahre 1900 bekommen. Damals war der bekannte Fotograf Müller vom Damm beauftragt worden, den Regenten Prinz Johann Albrecht, auf dem Pferde sitzend, zu konterfeien, wie man damals so schön sagte. Unser Hermann bekam ein zentnerschweres Stativ von Müller aufgebuckelt, der sich eines Sonntags um 1/212 Uhr mit seinem Gehilfen im Schloß zu melden hatte. Einen unruhigen Schimmel zu fotografieren, ist noch heute mit einer lichtstarken Kleinbildkamera eine schwierige Aufgabe, doch mit einer Holzkamera 18/24, die nach jedem Standortwechsel des Pferdes abgeschraubt, das Stativ an den neuen Platz gestellt und dann wieder aufgeschraubt werden mußte, war eine wahre „Sisyphusarbeit“. Vor Anstrengung schwitzend, guckte Herr Müller ab und zu mal in eine Flasche, die bestimmt keinen Entwickler enthielt — geworden ist sicher das Bild nicht.

Hatte schon vor dem Weltkrieg Hermann Fischer mit einer umständlichen Plattenkamera sich mit der Aufnahme freilebender Tiere versucht, so gab ihm der damalige Museums-Assistent Meerwarth die Anregung, fotografisch wissenschaftliche Natururkunden zu schaffen. Natururkunden — ein von dem Zoologen Ludwig Heck geschaffener Begriff — sind Fotos von freilebenden Tieren und Pflanzen in natürlicher Umgebung.

Bei seinem jetzigen Wohnort Wahrenholz, am Quellbrink unterhalb des „Heiligen Haines“, lernte 1912 unser Jubilar Hermann Löns kennen. Begeistert von den Tiergeschichten konnte Hermann Fischer nicht ahnen, daß er nach dem Tode des Dichters viele seiner Bücher mit Illustrationen versehen würde. Zeitungen und Zeitschriften brachten in ihren Sonntagsausgaben nun Tierfotos, und nach kurzer Zeit war der Bedarf an wirklich guten Tierfotos so groß, daß der neue Beruf Tierfotograf seinen Mann und später auch Familie ernähren konnte. Seine außerordentlich verständnisvolle Frau stand ihm auch in mageren Wochen treu zur Seite.

Auf dem Briefkopf steht nun „Tier und Pflanze im Lichtbild“. Viele Pflanzen- und Tierbücher sind mit Aufnahmen von Hermann Fischer erschienen. Schon 1924 — ein Jahr, nachdem der Fotograf sich selbständig gemacht hatte — erschien in der „Deutschen Buchgemeinschaft“ das Lönsbuch „Sein letztes Lied“ mit 128 Naturaufnahmen.

Sicher sind viele Bücher den Heimatfreunden bekannt; ich halte allerdings sein Buch „Tierjagd mit der Kamera“, welches heute unter dem Titel „Pirsch ohne Büchse“ mit dem Mitarbeiter Dr. Heinz Wolterek erscheint, für die Krönung aller Veröffentlichungen von unserem Hermann Fischer.

Wenn eine Bibliothek (soweit die Bücher nicht nach „Meterlänge“ gekauft werden) ein Spiegel des Besitzers oder zumindest seiner Interessen ist, so kann man im Arbeitszimmer so recht die naturverbundene Art unseres Tierfreundes herauslesen. Von Schillings „Mit Blitzlicht und Büchse“ über alle früheren Tier-

schriftsteller wie Stoll-Tobler, Eckstein u. a. bis zum großen Brehm ist alles vorhanden. Die gewissenhafte Art, mit der sich H. F. über die Lebensgemeinschaft, das Verhalten, die Umweltbedingungen, die Fortpflanzung, überhaupt alles, was mit dem Tier zusammenhängt informiert, ist beeindruckend.

Viele Schüler von ihm, und auch ich habe den Vorzug, mit dazu zu zählen, bekamen erst den Begriff von der Umwelt und den Lebensgewohnheiten eines Tieres, ehe sie auf den Kameraauslöser drücken durften.

Ein Meister der Technik und Regie — wie viele technische Kniffe hat er ausprobiert und erfunden — war unser Fotograf. Immer darauf bedacht, unter Schonung der Kreatur das Tier zu überlisten. Sei es eine eingegrabene Flasche mit Kupferdrahtkontakt, die durch eine in der Flasche befindliche Maus als Köder einen Fuchs dazu bringt sich selbst zu fotografieren. Oder er bastelte Fernauslöser vom einfachsten Zugauslöser bis zum komplizierten Magneten, gekuppelt mit zwei Blitzlampen — alle Register spielte unser Hermann Fischer meisterhaft.

Doch die unerhörte Mühe und Arbeit kann man nicht aus seinen Bildern herauslesen. Stundenlang, bei drückender Hitze und glühender Sonne oder kalter Nässe, aber auch bei klirrendem Frost, in unbequemster Stellung im Tarnzelt zu sitzen und zu warten, immer hellwach und geduldig. Das schwere Gepäck, oft durch schwere Leitern zentnerschwer, stundenlang zum Ansitz zu schleppen und möglichst lautlos aufzubauen oder durch Sumpf und Karst auf Wasserwild zu pirschen um Nester auszumachen, schwere Gummistiefel an den Füßen, von Mücken gepeinigt. Und wenn man dann noch Fehlschläge und Mißerfolge gegenwärtigt, die dabei immer in Kauf genommen werden mußten, würdigt man solche Naturaufnahmen erst richtig.

So also müssen wir unseren Hermann Fischer an seinem 80. Geburtstag einmal betrachten und ihn bewundern und verehren.

Walter Fanger.

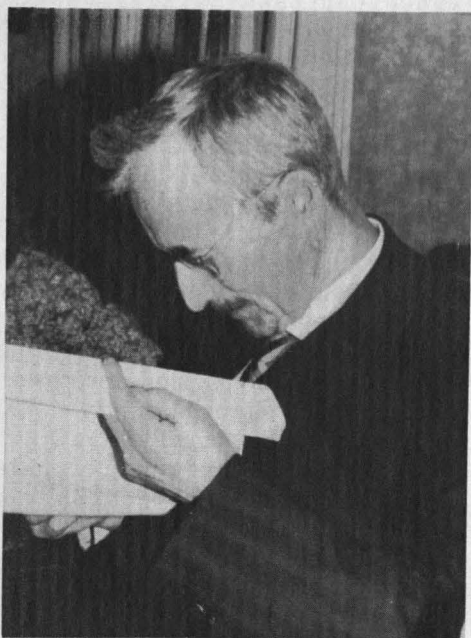
Otto Hahne †

Am 17. Juli 1965 verstarb in Braunschweig das Ehrenmitglied des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, der Studienrat i. R. Prof. Otto Hahne, kurz nach Vollendung seines 87. Lebensjahres, bis wenige Tage vor seinem Tode beneidenswert frisch an Geist und Körper. Damit endete ein Gelehrtenleben, das erfüllt war von rastloser Arbeit für die Erforschung der Volkskunde, Kulturgeschichte und Besiedlungsgeschichte des Braunschweiger Landes. Wie kaum ein anderer hat Otto Hahne zuerst neben dem Schuldienst, nachher im Ruhestande jahrzehntelang den größten Teil seiner Freizeit archivalischen Quellenstudien und deren Auswertung am häuslichen Schreibtisch gewidmet. Die Früchte dieses nebenberuflichen Schaffens fanden ihren Niederschlag in einer kaum übersehbaren Fülle von Aufsätzen und ortsgeschichtlichen Arbeiten, die teils in Zeitschriften oder Dorffestschriften veröffentlicht, teils ungedruckt als Manuskripte der Nachwelt hinterlassen wurden.

Hahnes beruflicher Werdegang und seine Forschungsarbeit waren anlässlich seines 75. Geburtstages 1953 im 39. Jahrgange der „Braunschweigischen Heimat“ aus S. 34—39 schon einmal eingehend gewürdigt worden. Aber das Bild seines

Wirkens wäre unvollständig, wenn nicht auch noch ein Überblick über das Viele gegeben würde, was der greise Forscher seitdem noch in den letzten 13 Jahren seines Lebens mit nie erlahmendem Fleiße am Schreibtisch für unsere Heimatkunde geschaffen hat.

Da sind zunächst seine volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Aufsätze zu nennen, die in unserer Zeitschrift von 1953 bis 1964 erschienen sind. Es waren 1953 „Das Fuhsebier in Salder“ (S. 13 f.), „Schatzgraben an der Kaisermauer in Gittelde“ (S. 46 ff), „Die Schüddekappe, ein altes Riddagshäuser Klosterbier (S. 58) und „Das Freiengericht in Sickte“ (Seite 106 ff.), 1954 „Amerika und Makrieke, zwei entstellte Flurnamen“ (S. 12 f.) und „Das Adelsgut Hilprechtshausen“ (Seite 77 ff.), 1955 „Der Lehrer Teich“ (S. 83 ff.), 1956 „Die Vogelwelt in den braunschw. Flurnamen“ (S. 5 ff.) und „Gittelde und Stouffenburg, zwei idyllische Gedichte aus dem Ende des 18. Jahrhunderts“ (S. 144), 1957 „Noch einmal die Vogelwelt in den braunschweigischen Flurnamen“ (S. 70 ff.), 1958 „Trulrad, ein altes Frühlingsspiel ostfälischer Dorfjungen“ (S. 19), „Die Geburtstagsfeier des Prinzen Ludwig Rudolf in Wolfenbüttel am 22. Mai 1701“ (S. 78 ff.) und „Das Fettekuhbier im Amte Jerxheim“ (S. 112), 1959 „Pfundbier und Johannisbier im Amte Eich“ (S. 93 f.), 1960 „Der Immenzehnt“ (S. 5 ff.), 1962 „Das Freiengericht in Bettmar“ (S. 6 ff.) und „Aus vergangenen Tagen des Dörfchens Orxhausen“, 1963 „Das Schloß der Steinberge zu Bornhausen im Kreise Gandersheim“ (S. 33 ff.), 1964 „Die Clusen im Lande Braunschweig“.



Privataufnahme

In anderen Druckschriften erschienen als Beiträge von Otto Hahne ferner 1953 „Kissenbrück und die Stecklenburg im Mittelalter“ (in: Festschrift „Elfhundert Jahre Kissenbrück“, S. 12 ff.) und „Siedlungsgeschichte des Lappwaldes“ (Kreis-kalender für Gifhorn-Isenhagen 1953, S. 42 ff.), 1954 „Volzum von der Steinzeit bis zur Gegenwart“ (in: Festschrift „800 Jahre Volzum“, S. 2 ff.) und „Alte Einzelhöfe im Stadtgebiete Braunschweig“ (in: Forschungen zur braunschweigischen Geschichte und Sprachkunde, hrsg. v. Fritz Timme, 1954, S. 55 ff), 1959 „Aus Bortfelds Vergangenheit“ (in: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1959, S. 71 ff.).

Dazu kommen noch die vielen ortsgeschichtlichen Arbeiten, die Otto Hahne teils handschriftlich, teils maschinenschriftlich oder im Rotoverfahren vervielfältigt hinterlassen und dem Stadtarchiv in Braunschweig testamentarisch vermacht hat. Sie betreffen im Landkreis Blankenburg die Stadt Braunlage; im Stadtkreis Braunschweig die Ortsteile Gliesmarode und Lehdorf sowie die Wüstungen Fritherikeroth, Kaunum, Limbeki, Marquarderode, Morthorp, Ottenrode, Reindageroth und Wolfshagen; im Landkreise Braunschweig die Dörfer Broitzem,

Dibbesdorf, Essehof, Fürstenau, Groß und Klein Gleidingen, Harvesse, Rautheim, Vallstedt, Vechelde und Weddel; im Landkreise Gandersheim die Dörfer Astfeld, Bartshausen, Billerbeck, Brunsen, Garlebsen, Haieshausen, Holtershausen, Ippensen, Kaierde, Kreiensen, Langelsheim mit der Wüstung Dolgen, Naensen, Olxheim, Orxhausen, Rittierode, Stroit, Varrigsen, Voldagsen und Wenzen; im Landkreise Helmstedt Hagenhof bei Königslutter, Runstedt und Scheppau und die Wüstung Hohnstedt bei Helmstedt; im Landkreise Holzminden Eimen und Mainholzen; im Stadtkreise Salzgitter die Ortsteile Barum, Bleckenstedt, Bruchmachtersen, Calbecht, Drütte, Gebhardshagen, Hallendorf, Heerte, Immendorf, Lebenstedt, Lichtenberg, Osterlinde, Reppner und Watenstedt; im Landkreise Wolfenbüttel Ampleben, Bansleben, Bornum, Kalme, Mönche-Vahlberg, Timmern und die Wüstung Willigerode bei Bad Harzburg.

Alle diese Arbeiten sind erwachsen aus einem sorgfältigen Studium der archivalischen Quellen zumal des 16.—18. Jahrhunderts, und aus einer eingehenden Analyse der Flurkarten mit ihren Flurnamen. Wieviel Otto Hahne von dem siedlungs-, wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Aussagewert der Flurnamen hielt, zeigen nicht nur seine ortsgeschichtlichen Arbeiten, sondern auch die Flurnamenverzeichnisse, die er im Laufe der Jahre von 34 Feldmarken und Forstgemarkungen für das Flurnamenarchiv des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz geliefert hat. Das von ihm für seinen eigenen Gebrauch angefertigte dickleibige Lexikon braunschweigischer Flurnamen mit vielen Verweisen auf gleiche oder ähnliche Flurnamen in anderen deutschen Landschaften hat er dem Stadtarchiv in Braunschweig vermacht. Dort kann es als vortreffliches Nachschlagewerk späteren Heimatforschern ebenso willkommene Hilfe bei flurnamenkundlichen Fragen leisten, wie die dort niedergelegten Ortsgeschichten bei der Abfassung von Dorfbüchern, Chroniken und Ortsfestschriften. So wird auch der Teil von Hahnes Schaffen, der nicht durch den Druck veröffentlicht werden konnte, weit über des Verfassers Tod hinaus die Heimatforschung befruchten und heimatkundliches Wissen fördern können.

Das entspricht so recht dem selbstlosen Wesen des Entschlafenen. Er hat auch bei Lebzeiten nie mit seinem Wissen hinter dem Berge gehalten, sondern jederzeit uneigennützig aus seinem reichen Material Auskunft erteilt und Rat gegeben, wenn etwas von ihm erbeten wurde. Und es kamen viele, die bei ihm Rat suchten, seien es Studenten für ihre Examensarbeiten, seien es Lehrer oder andere Heimatforscher für Studien über die Geschichte ihres Ortes oder für die Deutung von Orts- und Flurnamen. Diese schönen menschlichen Eigenschaften steter Hilfsbereitschaft und einer in tiefer Heimatliebe wurzelnden Besessenheit für die Dorfforschung haben vielleicht noch mehr Gewicht als alles neue Wissen, was uns Hahnes Arbeiten vermittelt haben. Denn Selbstlosigkeit und entsagungsvolle Hingabe der Freizeit an Forschungsarbeiten, von denen kein klingender Lohn zu erwarten ist, sind heutzutage im Zeitalter des Wirtschaftswunders, wo der Erfolgsmensch nur nach materiellem Gewinn oder nach Macht strebt, allzu selten geworden. Um so mehr verdient Otto Hahnes Leben und Werk als leuchtendes Vorbild den Jüngeren vor Augen gestellt zu werden. Möge gerade in den Kreisen der Lehrerschaft, die heute leider nicht mehr in dem Maße wie vor 50 Jahren an der Heimatforschung tätigen Anteil nimmt, die Erkenntnis wieder mehr an Raum gewinnen, daß nur derjenige über den Tag hinaus ein wenig Unsterblichkeit erlangen kann, der mehr tut als seine Pflicht und dabei durch seinen hingebenden Fleiß der Nachwelt ein geistiges Erbe hinterläßt wie Otto Hahne! W. Flechsig

KENNST DU DIE HEIMAT?

Wissenswertes über das braunschweigische Land und seine Umgebung

Zusammengestellt von

W. Flechsig, G. Schridde und H. A. Schultz

Der Vorsfelder Werder und seine nächste Umgebung

a) Allgemeiner Teil

Karten: Karten des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert, hrsg. v. Hermann Kleinau (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen XXIII), Blatt 3430/31 (Ehra/Steimke), 3530 (Fallersleben) u. 3531 (Oebisfelde). — Meßtischblätter 1 : 25 000, Bl. 3430 (Ehra), 3431 (Steimke), 3530 (Fallersleben) und 3531 (Oebisfelde).

Allgemeine Literatur: Der Landkreis Helmstedt. Kreisbeschreibung und Raumordnungsplan nebst statistischem Anhang, bearb. v. H. H. Pohlendt u. a. (= Bd. 15 der Reihe „Die Landkreise in Niedersachsen, hrsg. v. Nieders. Landesverwaltungsamt). Bremen 1957. — P. W. Behrends, Beschreibung und Geschichte des Amtsbezirks von Oebisfelde mit Inbegriff mehrerer die umliegende Gegend und besonders den Drömling betreffenden Nachrichten. Königsutter 1798. — Erich Eßmann, Der Wipperteich (in: „Braunschweigische Heimat“ Jahrgang 12, 1921, S. 35—40). — Heinrich Pinkernelle, Unsere Heimat. Sagen, Bräuche und Volksreime des Kreises Helmstedt, hrsg. v. Landkr. Helmstedt. Braunschweig 1951. — Zonengrenzkreis Helmstedt 1945—1955, Brücke zwischen West und Ost. Zehn Jahre geteiltes Deutschland (Kreisblatt-Sonderbeilage, Helmstedt 1955); darin bes. S. 39 f. und 68. — Wolfgang Meibeyer, Die Siedlungen des Vorsfelder Werders (in: „Braunschweigische Heimat“, Jahrgang 56, 1965, S. 65—77). — Heinz Bruno Krieger, Sagen aus dem Vorsfelder Werder (in: „Braunschweigische Heimat“ Jahrgang 44, 1958, S. 85—87).

Die Landschaft

Der Hauptteil des Verwaltungsbezirks Braunschweig liegt im nördlichen Harzvorland, in dem Gebiet zwischen Harz und Heide. An einer Stelle nur dehnt sich das Braunschweiger Land über die Aller hinweg bis in das Gebiet der östlichen Südheide aus, im „Vorsfelder Werder“.

Der schon aus dem Mittelalter bekannte Name deutet uns an, daß sich der „Werder“ als eine Insel, die in diesem Falle aus Grundmoränen gebildet wird, aus den mit Flachmooren bedeckten Niederungen der benachbarten Flußtäler, der Ohre im Osten, der Aller im Süden und der Kleinen und Rhodischen Aller im Westen und Norden, erhebt. Nur durch einen recht schmalen Übergang zwischen dem Drömling im Osten und dem Barnbruch im Westen unweit der Stadt Vorsfelde ist der Werder mit dem Hauptteil des Landkreises Helmstedt, dem er politisch zugehört, verbunden. Die den Werder umgebenden Fluß- und Moorgebiete bildeten in früheren Zeiten nur schwer zu überwindende Verkehrs-schranken. In ihnen verläuft noch heute die Grenze des Landkreises. Dieser natürliche Grenzsaum sicherte der so deutlich abgesonderten Teillandschaft eine eigene Entwicklung, die diesem Gebiet seine ausgeprägte Eigenart gab.

Das Allertal liegt bei Vorsfelde 55 m über dem Meeresspiegel. In der Drömlingsniederung mißt man 55—57 m und im Barnbruch zwischen Vorsfelde und Gifhorn 52—54 m. Die leichtwellige Grundmoränenplatte des eigentlichen Werders liegt zwischen 60 und 70 m, nur an einigen wenigen Stellen wird die 70-m-Grenze unwesentlich überschritten. Die Reliefenergie der Landschaft ist also recht gering.

Die in der Hauptsache sandige Grundmoräne der 2. Vereisung enthält einige Geschiebelehminseln. Die anlehmigen oder reinen Sandböden sind wenig ertragreich. Die den Werder umgebenden Niederungen schicken auch einige Moorungen in das Land, die heute kultiviert sind.

Die Niederung der Wipperwiesen zwischen Brechtorf, Eischott und Velstove wurde bis 1800 von dem über 1000 Morgen großen Wipperteich ausgefüllt. Diese an vielen interessanten Pflanzen- und Tierarten überreiche Wasserfläche war das größte stehende Gewässer des Braunschweiger Landes. 1773 begann man mit der Trockenlegung des Teiches, 1814 wurden die ersten neugewonnenen Wiesenflächen an die umliegenden Gemeinden aufgeteilt. Heute ahnt man nur noch zur Zeit der Frühjahrshochwasserstände etwas vom Reize des Bildes der alten Teichlandschaft.

Die Pflanzenwelt der Morärentafel leitet schon zum Landschaftscharakter der Lüneburger Heide über. Noch heute sieht man genug Heidekraut im Werder. Im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte hat aber die Heide von ihrem ehemaligen Herrschaftsbereich viel eingebüßt. Als Reihenbaum an Straßengräben, als Einzelbaum und am Rande der dunklen Kieferforsten findet man häufig die lichten Birken als Charakterbäume der Heidelandschaft. Es fehlen aber die offenen Heideflächen, die mit den Halbsträuchern der *Calluna vulgaris* bewachsen sind und keine geschlossenen saftigen Grasflächen zeigen.

Früher lagen die extensiv genutzten Ackerflächen weit zerstreut. Im letzten Jahrhundert wurden die ungünstig und ortsfern gelegenen Gebiete aufgeforstet. Große Kiefernforsten beherrschen deshalb heute die Mitte des Werders. In ihnen treten Hochäcker als Zeugen früherer Ackernutzung auf. In der Nachbarschaft der Dörfer wurde der Ackerbau intensiviert.

Die Hauptfrüchte auf den Äckern stellen Roggen und Kartoffel. Früher spielte auch der Buchweizen eine beachtliche Rolle. Da Buchweizenschrot zum Binden von Blut und Brühe beim Schlachten in der Pottwurst gebraucht wurde, nennen alte Braunschweiger den Vorsfelder Werder scherzhaft gern den „Pottwurstwinkel“. Neuerdings werden am Westrande des Werders die Ackererträge bedeutend gesteigert durch die Anpflanzung von Windschutzhecken und durch die Verregnung der Abwässer aus der Stadt Wolfsburg nach dem Braunschweiger Muster mit „fliegenden“ Rohrleitungen. Zu dem Verregnungsgebiet gehören die Feldmarken von Brackstedt, Velstove, Warmenau, Kästorf, Jembke, Barwedel und Bokensdorf.

Das reichlich vorhandene Grünland findet man in den in den Werder eindringenden Wiesenmulden und in den ihn umgebenden Flußtälern. Eigenartigerweise liegen die wenigen Dörfer nicht mitten in ihren Fluren sondern am Rande der Niederungen. Die starke Viehhaltung brauchte viel Grünfutter, und die Tiere lieferten den Dung, den die armen Böden so bitter nötig hatten.

Einige der Dörfer haben seit alter Zeit Weide- und Holzberechtigung im Drömling, zu dem als Knüppeldämme die „Drömlingswege“ führen. Der Drömling

lieferte auch die Weidenzweige für die Rühener „Kiepenmacher“, wilden Hopfen und Faulbaumrinde für die Kräutersammler.

Der braunschweigische Zipfel des Drömlings, dessen größerer Teil jenseits der Zonengrenze im ehemals preußischen Gebiet liegt, schiebt sich zwischen den Vorsfelder Werder und das weiter südlich gelegene Helmstedter Holzland. Vom Aller-Urstromtal, das sich bei Vorsfelde verengt, dehnte sich einst ein weites Erlenbruchmoor in ein während der zweiten Eiszeit ausgewaschenes und später von der Ohre durchflossenes Becken. Unser braunschweigischer Anteil des Drömlings mißt in der Ost-West-Richtung fast 7 km. Nach Norden erstreckt er sich im Großen und Kleinen Moor bis über den Giebelndamm in einer Entfernung von 11 km.

Die von Süden kommende Aller tritt östlich von Vorsfelde in das große, auch in der Eiszeit gebildete Breslau-Magdeburg-Bremer-Urstromtal ein. Später bahnten sich die aus dem fernen Südosten kommenden Wassermengen bei Magdeburg einen neuen Weg ins untere Elbetal. Zu dieser Abflußrinne wandten sich dann auch die Gewässer des Urstromtales östlich des Allereintritts. Sie wurden von der Ohre gesammelt, die bei dem sehr geringen Niveau-Unterschied nur recht langsam floß und früher bei jedem Hochwasser weite Überschwemmungen verursachte. Im westlichen Teile des Urstromtales vereinigten sich dann nur noch die Flüsse der Südheide, die des Harzes und seines Vorlandes, die durch die bei Grafhorst aus dem Allertalgraben in das Urstromtal eintretende Aller aufgefangen und der Weser zugeführt wurden.

Unweit von Vorsfelde entstand hier im Urstromtal die sehr niedrige Wasserscheide zwischen Elbe und Weser. Diese landschaftlich wenig ausgeprägte Linie gestattete den Hochfluten der Aller häufig den Abfluß über die Ohre und umgekehrt den Ohrehochwassern den Abfluß zur Aller. Bei dem verwilderten Zustand der alten Flußläufe und ihrer Nebenflüsse versumpfte in diesem Wasserscheidengebiet der ganze Drömling.

So entstanden im Drömling und im Allertal weite Erlenbruchmoore. In ihnen fanden im Drömling Kiefer und Fichte die Westgrenze ihres natürlichen Verbreitungsgebietes. An einigen Stellen nehmen Birkenbrüche größere Flächen ein. Die Sümpfe des Drömlings stellen ein wichtiges Rückzugsgebiet für manche seltenere Sumpfvögel und -pflanzen dar.

Im Besitz des Drömlings teilten sich Preußen, Braunschweig und Hannover. Auch die Flüsse, deren Regulierung die wichtigste Voraussetzung für die Meliorierung des versumpften Landes war, durchflossen dreier Herren Länder. Da sich die beteiligten Staaten über die zu treffenden Maßnahmen lange nicht einig wurden, griff der Preußenkönig Friedrich der Große 1770 zur Selbsthilfe, indem er die Ohre regulierte und die preußischen Teile des Drömlings durch einen Damm gegen die Hochwasser schützte. Das brachte in der Folgezeit dem braunschweigischen Gebiet durch den Rückstau noch größere Wassermassen. Wütende braunschweigische Bauern durchstachen die Dämme und mußten durch preußische Landdragoner zurückgewiesen werden. Es blieb den Braunschweigern nun nichts anderes übrig, als ihren Flußabschnitt der Aller auszubauen. So floß denn das ganze Wasser schnell in das Königreich Hannover ab und richtete dort um so größeren Schaden an. Als das Wasser auch den hannoverschen Allerbauern gewissermaßen bis zum Halse reichte, wurde endlich am 9. Juli 1859 ein Vertrag zwischen den 3 benachbarten Staaten zustandegebracht, der u. a. den Ausbau der

Allerstrecken zwischen Weferlingen und Weyhausen wie zwischen Brenneckenbrück und Dieckhorst, die Anlage eines Allerkanals von Weyhausen bis Brenneckenbrück, die Anlage eines Aller-Ohre-Kanals und die Wiederherstellung der Vorflut für den westlichen Drömling zur Ohre regelte.

Der Allerkanal wurde 1860—1863 gebaut. Er leitet jetzt die schädlichen Sommerhochwasser ab. Die düngenden Winterüberflutungen blieben aber, wenigstens zum Teil, erhalten. So wurde auch die Barnbruchniederung der Land- und Forstwirtschaft nutzbar gemacht. Allerdings wurde der Abfluß des Wassers so beschleunigt, daß der Aller-Kanal die sommerlichen Hochwasser nicht immer mehr fassen konnte. Eine endgültige Abhilfe schuf erst der Bau des Mittellandkanals, der heute neben seiner Aufgabe als Schifffahrtsweg auch als Hochwasserentlast für Aller und Ohre dient.

Besiedlung

Der Werder hat bisher nur wenige vorgeschichtliche Funde geliefert, die auf eine vormittelalterliche Besiedlung schließen lassen. Abgesehen von einigen weit verstreuten Einzelfunden untypischer Steingeräte sind als Fundorte nur Vorsfelde mit mehreren Feuerstein- und Felsgesteingeräten, einem Bronzering und einer Bernsteinperle sowie Warmenau mit einem Urnenfriedhof der vorrömischen Eisenzeit bemerkenswert. Siedlungs- oder Grabplätze der späten Völkerwanderungszeit und des frühen Mittelalters lassen sich im Werder einstweilen archäologisch nicht nachweisen.

Über die mittelalterliche Besiedlung des Werders und seiner Umgebung geben auch Urkunden, Akten und Chroniken nur recht dürftige Aufschlüsse. Von 24 braunschweigischen und hannoverschen Orten werden 11 erst nach dem 15. Jahrhundert erstmalig genannt, einer (Tappenbeck) Ende des 15. Jahrhunderts, 7 (Barwedel, Eischott, Grafhorst, Jembke, Rühren, Tiddische, Wendschott) im 14. Jahrhundert, 5 (Bergfeld, Brechtorf, Kästorf, Vorsfelde, Weyhausen) im 12. Jahrhundert. Die wenigen mittelalterlichen Belege für die fraglichen Ortsnamen erschweren deren Deutung, Altersbestimmung und völkische Zuordnung außerordentlich und machen sie zum großen Teil sogar unmöglich.

Trotzdem haben neue siedlungsgeographische Forschungen auf Grund sorgfältiger Analysen der Dorfgrundrisse und Fluraufteilungen die Hauptepoche der mittelalterlichen Besiedlung des Werders im wesentlichen zu klären vermocht. Die ursprünglich hufeisenförmige Gruppierung der Althöfe um einen nach der Ackerflur zu offenen Dorfplatz in fast allen Orten dieses Gebietes, die danach als „Rundlinge“ bezeichnet werden, ferner die ihnen ebenfalls gemeinsame Hufenverfassung des Besitzstandes mit der Einrichtung des Amtes eines Erbschulzen, der zumeist doppelten Hufenanteil hatte, und schließlich die ursprünglich gleichmäßige Aufteilung der Ackerpläne in „Riegenschläge“ sind untrügliche Merkmale eines planmäßigen, obrigkeitlich gelenkten Gründungsunternehmens, wie es für die Zeit der deutschen Ostkolonisation im 12./13. Jahrhundert typisch war. Auch die blaugrauen Tongefäßscherben, die in und bei den Orten gefunden wurden, weisen in diese Zeit. Da auf den Feldmarken aller dieser Orte slawische Flurnamen überliefert sind und einige Orte sogar sicher oder wahrscheinlich slawische Ortsnamen führen, müssen neben Deutschen auch Wenden hier als Kolonisten angesiedelt worden sein. Vermutlich wurden sie von Heinrich dem Löwen bei der deutschen Landnahme in Mecklenburg aus ihren dortigen Wohnsitzen verdrängt und in schwachbesiedelte Wald- und Sumpfgegenden des Herzogtums Sachsen, u. a. in den Werder, verpflanzt.

Außer den Flur- und Ortsnamen sind aber bis auf ganz wenige Sonderwörter der Mundart und bis auf ein paar wendische Familiennamen keine Spuren des ehemaligen wendischen Einschlages in der Bevölkerung des Werders und seiner Nachbarschaft übriggeblieben. Die Volkssprache ist im Lautstande wie in fast allen Eigenheiten des Wortschatzes ebenso ostfälisch geprägt wie in den südlich angrenzenden Teilen des Kreises Helmstedt. Ostfälisch ist auch das alte Volksbrauchtum, zu dem die im Werder und seiner Nachbarschaft besonders zahl bewahrten Pfingstumzüge mit dem Fürstje- oder Fischemaier gehören. Ostfälisches Formgefühl zeigen ferner die Erzeugnisse der Volkskunst hierzulande, und ostfälisches Gepräge haben schließlich die hier noch erhalten gebliebenen alten Bauernhäuser vom Typ des niederdeutschen Längsdielenhauses im Vierständerbau.

Die deutschen Kolonisten, die an der Besiedlung des Werders beteiligt waren und vor allem wohl die Erbschulzen als Ortsvorsteher und Vertrauensleute des Landesherren oder seiner Vögte zu stellen hatten, sind demnach in der Hauptsache wohl aus dem nördlichen Harzvorlande gekommen. Sie waren es, die deutsche Flurnamen mitbrachten und den meisten Orten deutsche Ortsnamen gaben. Einer von ihnen, Rühen, scheint nach Ausweis seiner älteren Namensform Runing(h)e von Rüningen bei Braunschweig dorthin übertragen worden zu sein und somit die Herkunft seines Gründers genau zu bestimmen. Die Ortsnamen auf -dorf, -horst, -beck und -au entsprechen durchaus dem allgemeinen Stil der norddeutschen Ortsnamenbildung im hohen und späten Mittelalter. Ungewöhnlicher sind die gerade im Werder und in seiner Umgebung auffallend gehäuft erscheinenden Bildungen auf -kote(n), zu denen Eischott, das wüste Badekot und Wendschott sowie Meinkot südlich der Aller und Waddekath östlich von Wittlingen gehören. Ihr Hauptverbreitungsgebiet liegt weit entfernt im Bergischen Land und Westfalen, und es mögen Kolonisten aus jenen Gebieten im Westen gewesen sein, die diese Namenmode im 12. Jahrhundert hierher mitgebracht haben.

Es gibt im Werder und seiner Umgegend aber auch einige Ortsnamen mit Endungen, die in das frühe Mittelalter oder in eine noch ältere Zeit zurückweisen, nämlich außer Rühen (Runinge), Hoitlingen, Brackstedt, Barwedel, das wüste Achtenbüttel, Weyhausen, Bergfeld und Vorsfelde. Soweit diese Namen nicht wie Runinge durch Übertragung von einem älteren Ort aus einer anderen Gegend hierher gelangt sein können, weil sie anderwärts nicht vorkommen, deuten sie darauf hin, daß im und am Werder doch schon vor der Anlage der Rundlinge im 12. Jahrhundert einige deutsche Siedlungen bestanden haben, die dann wohl in den Rundlingen aufgegangen sind.

Unter ihnen war und ist noch heute Vorsfelde der bedeutendste Ort. Hervorgegangen wahrscheinlich aus dem königlichen Forsthoof des frühen Mittelalters, erlangte er nach der Vereinigung mit Achtenbüttel dank der günstigen Lage am Allerübergange bald eine politische, kirchliche und wirtschaftliche Vorrangstellung vor den andern Werder-Orten. Aus der 1203 zuerst erwähnten welfischen Burg, die im 13. und 14. Jahrhundert wiederholt an Adelsgeschlechter und an die Stadt Braunschweig verpfändet wurde und von 1389 bis 1742 mitsamt dem ganzen Werder an die Herren v. Bartensleben verlehnt war, wurde 1742 der Sitz eines Herzoglich-Braunschweigischen Amtes als Verwaltungsmittelpunkt des Werders. Als nach der Trennung von Justiz und allgemeiner Verwaltung im Jahre 1850 alle Verwaltungsaufgaben aus dem bisherigen Kreisamte Vorsfelde nach der Kreisstadt Helmstedt verlagert wurden, verblieb in Vorsfelde nur das Amtsgericht

im alten Amtshause, das sich noch jetzt dort befindet. Auf kirchlichem Gebiete konnte Vorsfelde seinen Vorrang vor den Werder-Orten noch länger behaupten. Obwohl Vorsfelde niemals Archidiakonatsitz war, sondern im Mittelalter zum Archidiakonats Wittingen gehörte, hatten Kirche und Pfarre in Vorsfelde für den Werder viele Jahrhunderte hindurch eine ähnlich zentrale Bedeutung wie das Archidiakonats Greene für die Dörfer des braunschweigischen Leinetales. Mit Ausnahme von Parsau, wo in der Reformationszeit eine eigene Kirche errichtet wurde, blieben alle anderen Werder-Orte bis ins 20. Jahrhundert hinein ohne eigenes Gotteshaus, und ihre Bewohner mußten nicht nur zu den Gottesdiensten die Mutterkirche in Vorsfelde aufsuchen, sondern auch in Ermangelung eigener Dorffriedhöfe bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts ihre Toten auf dem Vorsfelder St.-Petri-Friedhof bestatten. Wegen der weiten Entfernungen zum Kirchort, die sich zumal bei schlechtem Wetter und unbefestigten Wegen recht ungünstig auswirkten, mußten die Dorfbewohner sich oft mit Lesegottesdiensten des Lehrers in der Schule begnügen. Zu diesem Zwecke waren an alle Schulhäuser der Werder-Dörfer Glockentürme angebaut worden, die nicht nur die Gläubigen zu den Gottesdiensten riefen, sondern auch bei Feuersbrünsten und anderen Notfällen zum Sturmläuten wie alltäglich zum Vesperläuten dienten.

Während Kirchneubauten in einigen Werder-Dörfern die Bedeutung Vorsfeldes als kirchlicher Mittelpunkt in der Gegenwart zu mindern begonnen haben, ist die wirtschaftliche Bedeutung geblieben, ja noch gewachsen. Als Markort war Vorsfelde, 1345 bereits als „stedeken“, 1352 als „stad“ bezeichnet, Einkaufszentrum für die ganze nähere und weitere Umgebung und Sitz zahlreicher Kaufleute und Gewerbetreibender. Das hat sich auch nach der Entstehung des Volkswagenwerkes und der Stadt Wolfsburg nicht geändert. Die benachbarte junge Industriestadt hat den Vorsfeldern nicht das Wasser abgegraben, sondern umgekehrt durch Ansiedlung neuer Zubringerbetriebe und durch die Entstehung neuer Wohnviertel für Volkswagenwerk-Pendler einen weiteren wirtschaftlichen Aufschwung herbeigeführt. An diesem Aufschwung hatten auch einige Dörfer des Werders Anteil, wie das starke Anwachsen der Einwohnerzahlen nach 1956 in Bergfeld, Brechtorf, Kästorf, Velstove und Wendschott erkennen läßt.

B. Besonderer Teil

Vorbemerkung: Zur Vermeidung häufiger Wiederholungen sei vorweg zusammengefaßt, was den meisten Werder-Orten gemeinsam ist. Keine eigene Kirche haben Ahnebeck, Bergfeld, Brackstedt, Eischott, Hoitlingen, Tiddische, Warmenau und Wendschott. Neue Friedhofskapellen erhielten nach 1950 Bergfeld, Kästorf, Parsau mit Ahnebeck, Rühren, Tiddische, Velstove und Warmenau. Gefallenen-Ehrenmale für beide Weltkriege stehen in Ahnebeck, Bergfeld, Brechtorf, Eischott, Grafhorst, Hoitlingen, Kästorf, Parsau, Rühren, Tiddische, Velstove, Vorsfelde, Warmenau und Wendschott, und zwar meist auf dem Friedhof, seltener auf dem Dorfplatz oder an einer Dorfstraße. Die alten Schulgebäude mit Glockenturm, die alle erst aus dem 19. Jahrhundert stammen, dienen nur noch zum Teil dem Unterricht für die vier Grundschulklassen. Neue Schulgebäude entstanden nach dem letzten Kriege in Grafhorst, Kästorf, Rühren, Warmenau und Wendschott (das letzte 1965 im Bau). Die Schüler des 5.—9. Schuljahres aus Ahnebeck, Bergfeld, Brechtorf, Eischott, Hoitlingen, Parsau, Rühren und Tiddische besuchen die neue Mittelschule in Rühren, während sie aus Wendschott in Vorsfelde und aus

Kästorf, Velstove und Warmenau in Wolfsburg eingeschult sind. Ältere Bauernhäuser vom Typ des niederdeutschen Längsdielenhauses, meist sog. Vierständerhäuser des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, stehen noch in Bergfeld, Brakstedt, Eischott, Hoitlingen, Kästorf, Parsau (hier auch 2 Zweiständerhäuser des 17. Jahrhunderts), Tiddische, Velstove, Warmenau und Wendschott.

Ahnebeck am Bach gleichen Namens, jetzt Landgraben genannt

Name: mittelalterlich Anebeke, ursprünglich Name des Dorfbaches. — *Höfe:* 1757 8 Brinksitzer, 1 Förster; 1834 5 Köter. — *Einwohnerzahlen:* 1790 75, 1829 104, 1890 101, 1939 84, 1950 173, 1956 139, 1964 160.

Von einer früheren Sühnekapelle derer v. Bartensleben auf Grundstück gegenüber vom Teich nur Inschriftsteine in Häusern und als Trittsteine noch erhalten.

Bergfeld nahe der Kleinen Aller

Name: 1135 Bergfelde, 1366 Berchvelde, mundartlich Barchfell(e) = baumlose Fläche auf dem „Berge“, d. h. wohl auf der Geesthöhe über der Niederung der Kleinen Aller. — *Höfe:* 1758 7 Ackerleute, 3 Voll- und 6 Stückenköter; 1803 7 Ackerleute, 13 Köter, 2 Brinksitzer, 23 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 167, 1829 233, 1955 378, 1939 355, 1950 543, 1956 537, 1964 628.

Naturschutz: Ein Storchennest auf Hausdach.

Wirtschaft: Sägewerk Winter.

Feldmark: Zwischen Bergfeld, Tiddische, Hoitlingen, Eischott und Brechtorf die wüste Dorfstelle Krossnitz mit wendischen Namen.

Literatur: Kurt Leyer, Beiträge zur Ortsgeschichte von Bergfeld (Maschinenschriftliche Prüfungsarbeit für die erste Lehrerprüfung 1936 im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum.)

Brackstedt an der Kleinen Aller

Name: 1536 Brackstede = Stätte mit rissigem Boden oder mit Brackwasser oder Stätte der Spürhunde? — *Höfe:* 1759 8 Ackerleute, 8 Köter, 4 Brinksitzer, 22 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 153, 1829 196, 1895 229, 1939 250, 1950 481, 1956 391, 1964 425.

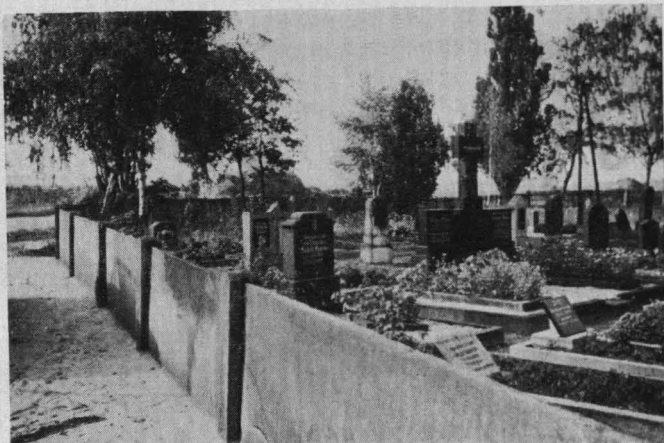
Wirtschaft: Wasserwerk des Volkswagenwerkes in der Feldmark.

Feldmark: Ostnordöstlich vom Ort die wüste Dorfstelle Badekot, um 1160 Bodekote (verschrieben?), 1224 Bathekote, 1340 Badekothen, mundartlich Båko(t), unerklärt, aber deutsch.

Brechtorf am Wippergraben, einem Zufluß der Wipper-Aller

Name: um 1160 Brachthorpe, 1318 Brechtorp, wegen des zweifelhaften Bestimmungswortes nicht erklärbar. — *Höfe:* 1759 7 Ackerleute, 2 Halbspänner, 5 Voll- und 4 Stückenköter; 1803 9 Ackerleute, 8 Köter, 3 Brinksitzer, 22 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 180, 1829 219, 1895 312, 1939 295, 1950 585, 1956 468, 1964 579.

Ev.-luth. Kirche mit angebauter Friedhofskapelle, 1956/58 errichtet (Entwurf: Landeskirchenbauamt), ausgestattet mit Taufstein, Leuchter und Kruzifix von



Kirchhof mit Einfassung
aus hochkantgestellten
Velpker Sandsteinplatten
in Brechtorf

Aufn.: H. A. Schultz

Anni Funke-Schmidt in Braunschweig. — Gefallenen-Ehrenmal: 1. Gedenkstein für 1813/15 von 1913, 2. Ehrenmal für beide Weltkriege auf dem Kirchhof, der mit hochgestellten Velpker Sandsteinplatten eingefasst ist. — Ehemalige Wippermühle (Wassermühle) außer Betrieb.

Drömling, Sumpf- und Waldgebiet zwischen Aller und Ohre, an dem die niedersächsischen Kreise Helmstedt und Gifhorn sowie die Altmark Anteil haben.

Name: 10. Jahrhundert Thrimmining, 1193 silva(m) Trumelinge(n), 1384 Drommeling = Gelände mit schwankendem (moorigem) Boden, wie der Drömling bei Glentorf, Kreis Helmstedt, an der Schunter; Flechtorf, Kreis Braunschweig, an der Schunter; und bei Bortfeld, Kreis Braunschweig (?).

Der niedersächsische Teil des Drömlings gehört zu dem „Landschaftsschutzgebiet Drömling“, das sich östlich der Straße Vorsfelde—Wendschott—Brechtorf—Rühen—Parsau—Ahnebeck bis zur Zonengrenze erstreckt und im Nordosten auch ein kleines Naturschutzgebiet „Kleines Moor“ einschließt. In ihm liegt das Forsthaus Giebel als einziger Wohnplatz.

Eischott

Name: 1324 Eiscot, 1536 Eyskothe = Haus eines Egi (?). — *Höfe*: 1760 9 Köter; 1803 desgleichen und 3 Brinksitzer, 15 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen*: 1790 115, 1829 157, 1895 199, 1939 215, 1950 392, 1956 335, 1964 323.

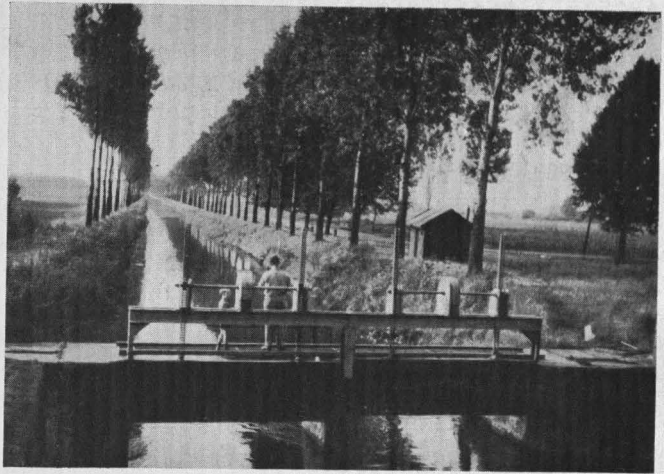
Sogenannter Brautstein (Sagel) vor Haus Nr. 4 von 1789, im Hause der steinerne „Brautschuh“.

Naturdenkmal: Alte „Rieseneiche“ an der Südgrenze des Flurstückes 21.

Grafhorst an der Aller, im 13. Jahrhundert Sitz eines Adelsgeschlechts

Name: 1262 Grafforte (wohl verschrieben), 1400 Grafhorst, mundartlich Graff(h)ost. — *Höfe*: 1803 3 Ackerleute, 4 Halbspanner, 33 Köter, 19 Brinksitzer, 58 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen*: 1790 391, 1895 590, 1939 601, 1950 1082, 1956 938, 1964 930.

Kanalisierte Aller
am Rande des Drömlings
bei Grafhorst



Aufn.: H. A. Schultz

Ev.-luth. Kirche: Von dem im 14. Jahrhundert erwähnten mittelalterlichen Bau nur Turm erhalten; 1852 altes Kirchenschiff aus Fachwerk abgebrochen, am 17. Mai 1852 Grundstein für neues Schiff gelegt, das 1863 eingeweiht wurde; 1956 umfangreiche Erneuerung. Kruzifix und Leuchter von Eggert, Hamburg; Altartisch aus Elmkalkstein (Entwurf Landeskirchenbauamt), Kanzelaltar, Messingschale für Taufstein 1696. Orgel von Weißenborn 1936. Mehrere alte Grabsteine als Fußbodenplatten im Schiff und als Trittstein vor dem Eingang. — Gefallenen-Ehrenmal für beide Weltkriege neben der Kirche.

Wälle und Gräben der „Alten Burg“ in der Allerniederung eingeebnet, jetzt Wiesen.

Hoitlingen

Name: 1536 Hetlingen (wohl verschrieben), später Hoitlingen, mundartlich Hautlink, nicht zu erklären. — *Höfe:* 1758 7 Ackerleute, 7 Vollköter; 1829 26 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1814 168, 1829 188, 1895 208, 1939 235, 1950 519, 1956 424, 1964 360.

Naturschutz: Storch-Baumnest auf dem Grundstück Heinz Possiel.

Kästorf an einem namenlosen Graben (Zufluß zur nahen Aller)

Name: 1135 Kestorp (unechte Urkunde), 1436 Keestorf, nicht zu erklären. — *Höfe:* 1759 6 Ackerleute, 2 Voll- und 3 Stückenköter; 1803 6 Ackerleute, 4 Halbspänner, 3 Köter, 2 Brinksitzer. — *Einwohnerzahlen:* 1790 124, 1829 184, 1895 225, 1939 262, 1950 535, 1956 798, 1964 899.

Ev.-luth. Kirche St. Johannes. Neubau mit freistehendem Glockenturm 1962 (Entwurf Landeskirchenbauamt). — Friedhofskapelle 1964/65 (Entwurf Dipl.-Ing. Lachmann, Braunschweig). — Gedenkstein für 1813/15 von 1913 vor der Kirche. Alter Dorfkrug mit Inschrift.

Wirtschaft: Auslieferungslager für Baumaterial.

Feldmark: Nordöstlich vom Ort die wüste Dorfstelle Klein Kästorf, deren Feldmark später zur Vorburg der Wolfsburg kam.

Parsau am Helert-Graben, einem Zufluß der Aller

Name: 1536 Parsau, 1644 Barsagen (?), mundartlich Pâsau, wendisch. — *Höfe:* 1757 5 Ackerleute, 2 Halbspänner, 6 Voll- und 10 Stückenköter, 1 Halbstückenköter; 1803 5 Ackerleute, 2 Halbspänner, 21 Köter, 3 Brinksitzer, 32 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 225, 1829 261, 1895 524, 1939 566, 1950 970, 1956 869, 1964 860.

Ev.-luth. Kirche: Nach Abbruch des ersten Baues von 1561 Neubau 1828 mit rechteckigem Grundriß, Turm von 1910; Altarbild: Kreuzigung (Lithographie von Bergmann); Messing-Taufbecken 1644 mit der Namensform „Barsagen“; Geldkasten von 1696 eisenbeschlagen. — Katholische Kirche von 1962. — Baptisten-Kapelle um 1900.

Mehrere ältere Bauernhäuser des 17./18. Jahrhunderts, darunter Nr. 6 von 1655 (Zweiständerhaus).

Wirtschaft: Natursteinwerke von Bruno Lichtnack.

Literatur: Friedr. Brandes, Chronik des Dorfes Parsau, 47 S., 63 Abb. Fotomechanisch vervielfältigt 1954 (Exemplar im Braunschweigischen Landesmuseum).

Rühen

Name: 1366 Runinghe, 1536 Runinge, mundartlich Rügen. — *Höfe:* 1758 11 Ackerleute, 4 Halbspänner, 6 Voll- und 5 Stückeköter; 1803 11 Ackerleute, 4 Halbspänner, 14 Köter, 32 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 290, 1829 347, 1895 597, 1939 679, 1950 1111, 1956 1119, 1964 1162.

Ev.-luth. Kirche: Entstanden aus Umbau der ehemaligen Schule mit Glockentürmchen 1958/59 mit Pfarrhaus im Seitenflügel (Entwurf Landeskirchenbauamt); Kruzifix, Taufstein und Leuchter (Entwurf Anni Funke-Schmidt, Braunschweig).

Schule: Neubau einer Mittelpunktschule für Ahnebeck, Brechtorf, Eischott, Hoitlingen, Kaiserwinkel, Parsau, Rühen und Tiddische von 1964 (Entwurf Architekt Bock, Salzgitter).

Feldmark: Im Nordosten die wüste Dorfstelle Giebel-Gabau mit vermutlich wendischem Namen, deren Bewohner nach Rühen gezogen sind. — Flurname Wärtörn = Wartturm auf kleiner Erhebung hinter den Maschwiesen.



Schulgebäude
des 19. Jahrhunderts
mit Glockenturm
in Tiddische

Aufn.: H. A. Schultz

Tiddische am Mühlenbach (Kleine Aller)

Name: 1366 didyhesche, 1536 Tudesche, 1758 Ditsche, mundartlich Titsche, wohl slawischer Name auf -ice. — *Höfe:* 1758 7 Ackerleute, 7 Voll- und 5 Stückenköter, 3 Brinksitzer; 1803 6 Ackerleute, 1 Halbspanner, 8 Köter, 9 Brinksitzer, 25 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 145, 1829 146, 1895 294, 1939 303, 1950 529, 1956 409, 1964 445.

Versamlungsraum der Gemeinschaft „Diakonieverband Marburg“ innerhalb der Landeskirche von 1963 an der Straße nach Barwedel.

Unter den Bauernhäusern einige mit reich verzierten Dälentoren. — Ehemalige Wassermühle außer Betrieb.

Naturdenkmal: Eiche am Ortsausgang nach Hoitlingen, Storchennest auf dem Grundstück Nr. 7.

Wirtschaft: Landproduktenhandlung Rud. Goes.

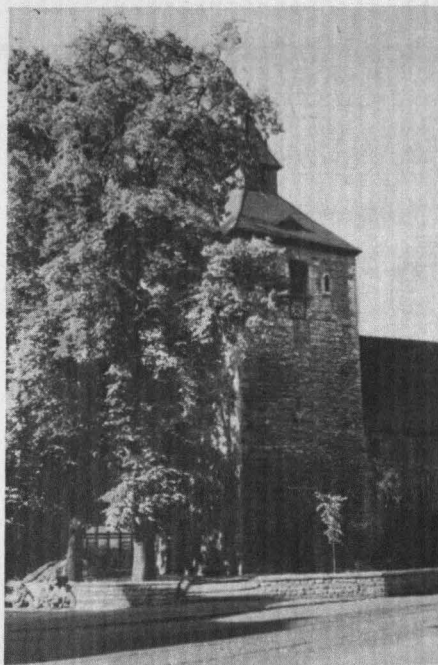
Velstove

Name: 1536 Velstoiw, mundartlich Felstowe, wohl wendisch. — *Höfe:* 1771 9 Voll- und 1 Stückenköter, 1 Brinksitzer; 1803 10 Köter, 2 Brinksitzer, 14 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 86, 1895 206, 1939 240, 1950 446, 1956 401, 1964 534.



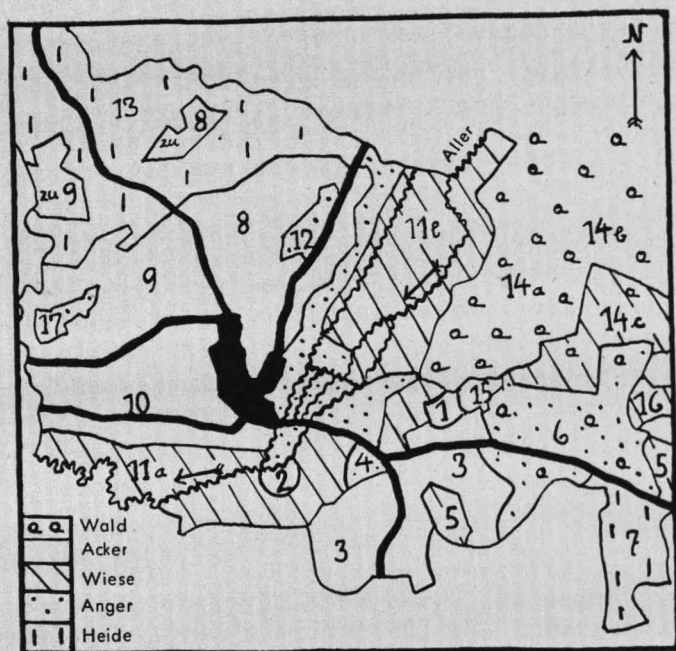
Imkersches Haus von 1590 in Vorsfelde

Aufn.: H. A. Schultz



St. Petrikirche in Vorsfelde

Aufn.: H. A. Schultz



Die Vorsfelder Flur um 1750 (Skizze von Erich Sander nach der Flurkarte von 1761). Südlich der Aller die Flurstücke „Hopfengarten im Burgwall“ (1), „Kleine Burg“ (2), „Vogelsangs-Kämpfe“ (3), „Die alte Statt“ und „Wiesen“.

Ev.-luth. Kirche: Neubau mit Friedhofskapelle von 1963 (Entwurf Landeskirchenbauamt). — Gefallenen-Ehrenmale: 1. für 1870/71 stand gegenüber der Schule, 2. für beide Weltkriege auf freiem Platz im Dorf.

Naturdenkmal: Eichen auf dem Festplatz. — Storchennest auf Hausdach.

Vorsfelde nahe der Aller, früher Sitz eines fürstlichen Amtes, dem bis 1827 auch der dann verselbständigte Amtsbezirk Calvörde angehörte, jetzt noch Sitz eines Amtsgerichtes

Name: 1145 Varesfelt, 1309 Varsvelde, so noch 1397, aber schon 1321 Vorsfelde, 1588 Voßfeldt, mundartlich 1826 wie noch jetzt Foßfell, vielleicht = „Stiergefilde“ (wie das nahe Obisfelde vielleicht „Schafgefilde“), sicher nicht = „Gefilde an der Überfahrtstelle“ (Furt). — **Höfe:** Vor 1793 (großer Brand) 127, 1829 135 Feuerstellen. — **Einwohnerzahlen:** 1790 871, 1829 1422, 1890 1762, 1939 2101, 1950 4082, 1956 5739, 1964 8926.

Ev.-luth. Kirche St. Petri: Vom mittelalterlichen Bau nur der quadratische Turm mit zugemauerter Tür im Oberteil sowie Fundamente des Schiffes erhalten; Chor 3seitig, 1613 nach Brand verändert; Grabgewölbe derer v. Bartensleben mit vielen reichverzierten Särgen. Hölzerne Kanzel der Barockzeit über Hochaltar. Beiderseits des Altarraumes je eine Prieche für die ehemaligen fürstlichen Ämter Vorsfelde und Neuhaus. Ebendort Grabsteine des Günther v. Bartensleben (gest. 1597) in voller Rüstung mit Schwert und Streithammer und seiner Gemahlin Sophie, geb. v. Veltheim (gest. 1613). Taufstein um 1600 mit figürlichem Schmuck aus Sandstein. Gedenkplatten für den schwedischen Kapitän Peter de Paulsen (gest. 1640) und für den Bürgermeister Johann Heinrich Greten (gest. 1767) in Rokoko-Einfassung. — Friedhofskapelle 1961 vergrößert. — Katholische Kirche von 1955 auf

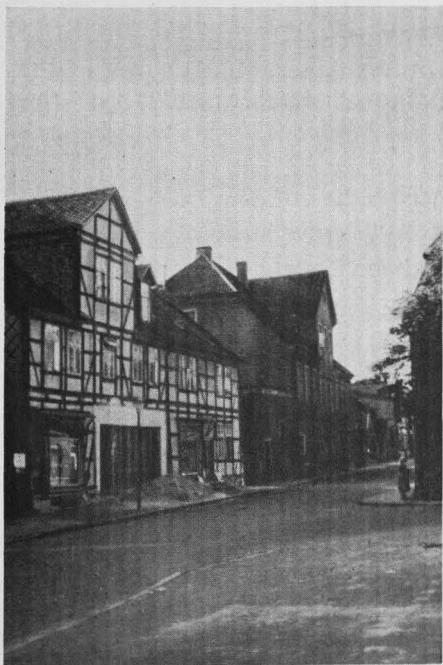
dem „Engelhop“, vergrößert 1960. — Zwei weitere evangelische Kirchen 1965 in Planung. — Gefallenen-Ehrenmal für beide Weltkriege auf dem alten Petri-Friedhof, dort auch mehrere verzierte Grabsteine des 18. und frühen 19. Jahrhunderts sowie die Grabstätte für Heinrich Büssing, den Gründer der weltbekannten Braunschweiger Nutzlastwagen-Fabrik.

Sonstige Bauten: Drei neue Schulen 1965 im Bau bzw. in Planung. — „Drömling-Stadion“ (Sportanlage) von 1958. — Bau eines Freibades mit Kleinschwimmhalle für 1966 geplant (Entwurf Dipl.-Ing. Pysall). — Hübsche altertümliche Straßenbilder mit Fachwerkhäusern des ausgehenden 16. bis frühen 19. Jahrhunderts, darunter als älteste das Imkersche Haus von 1590 und die ehemalige Abdeckerei von 1607. — Das Amtsgerichtsgebäude, früher Amtshaus, steht vermutlich auf der Stelle der mittelalterlichen Burg.

Naturdenkmal: Kastanie vor der ehem. Abdeckerei Meinstr. Nr. ass. 117. — Schutzwürdige alte Bäume auf dem alten Petri-Friedhofe.

Wirtschaft: 2 Sägewerke, Molkerei-Großbetrieb, Mineralwasserfabrik mit Spirituosen-Großhandel und Speditionsunternehmen.

Feldmark: Flurname Achtenbüttel (1761) deutet auf eine wüste Dorfstelle des frühen Mittelalters; — am linken Allerufer in der Niederung wüste Burgstelle „Altes Haus“ der Herren v. Bartenleben, früher durch 2 Dammwege mit einem viereckigen „Burgwall“ von über 6 Morgen Fläche verbunden; westlich vom „Alten Haus“ ein weiterer „Fester Platz“. — Mehrere Feuerstein- und Felsgesteingeräte und andere vorgeschichtliche Einzelfunde.



Typisches Straßenbild mit Fachwerkhäusern in Vorsfelde



Altes Bauernhaus in Warmenau
Aufn.: H. A. Schultz

Literatur: Wilh. Börker Vorsfelde (in: Görges-Spehr-Fuhse, Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig und Hannover. 3. Aufl. 1925. Bd. I, S. 271—274). — Erich Sander, Vorsfelde, Gestaltwandel einer Landschaft von 1750 bis 1950 (in: „Braunschweigische Heimat“, 41. Jahrg., 1955, S. 86—91). — Erich Eßmann, Hoffmann von Fallersleben und Vorsfelde (in: Braunschweigische Heimat 32. Jahrgang, 1941, S. 78—82).



Neue Friedhofskapelle
inmitten alter Baum-
bestände bei Warmenau

Aufn.: H. A. Schultz

Warmenau an der Aller

Name: 1536 Warmenaw, vielleicht entstellt aus Warnau = Fischwehr-Gewässer?
Höfe: 1759 8 Ackerleute, 2 Voll- und 3 Stückenköter; 1803 9 Ackerleute, 3 Köter, 3 Brinksitzer, 16 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 151, 1829 172, 1895 244, 1939 258, 1950 471, 1956 358, 1964 364.

Gefallenen-Ehrenmal für beide Weltkriege zusammen mit Gedenkstein von 1913 für die Befreiungskriege 1813/15 unter einer Eiche auf dem Dorfplatz.

Naturdenkmale: 1. Pyramiden-Eiche auf dem Dorfplatz beim Ehrenmal; 2. Kugel-Ahorn an der Landwehr bei der ehemaligen Zollstation.

Feldmark: Urnenfriedhof der vorrömischen Eisenzeit „in den Crojestücken“ östlich vom Dorf an der Straße nach Kästorf; Flurname „Landwehr“.

Wirtschaft: Siemens-Zubringerwerk für das Volkswagenwerk (Schaltschränke) in der ehemaligen Molkerei. — Großspedition. — Halle der Firma C & C (Gebr. Jürgens. — Sitz des Abwässerverbandes Wolfsburg.

Wendschott

Name: 1366 Wendeskote, 1536 Wenskothen = Haus eines Winith. — *Höfe:* 1759 7 Ackerleute, 5 Voll- und 5 Stückenköter; 1803 9 Ackerleute, 7 Köter, 12 Brinksitzer, 25 Feuerstellen. — *Einwohnerzahlen:* 1790 179, 1829 207, 1895 242, 1939 318, 1950 640, 1954 748, 1964 1113.

Große neue Siedlung städtischen Gepräges an der Straße nach Rühen. — Sportplatz 1964 im Bau.

Neues heimatliches Schrifttum

Dr. Friedrich Hasselbach — Klaus Schmidt „Odlandnutzung für Aufforstung und Wildgehege.“ Ein Leitfaden für Bauern und Jäger, dargestellt am „Braunschweiger Beispiel“. (Verlag Paul Parey, Hamburg und Berlin. 1959. 76 Seiten. Preis 5,80 DM).

Das flott geschriebene und mit 39 anschaulichen Zeichnungen versehene Buch wünscht man sich nicht nur in die Hand des Bauern und Jägers, sondern auch in die Hand jedes Heimatfreundes. Die behandelten Fragen sind so wichtig und zugleich interessant, daß sie in den Bereich heimatkundlicher Allgemeinbildung fallen. Die Lektüre wird auch jeden Naturfreund und Wanderer fesseln, weil sie ihn anregt, Beobachtungen über wesentliche Anreicherungsvorgänge in unserer Heimat anzustellen.

In seinem ersten Teile nimmt Dr. Hasselbach in seiner Eigenschaft als Kreisjägermeister zu der Voraussetzung, Notwendigkeit und Organisation von Aufforstungsmaßnahmen Stellung. Dabei äußert er sich in drei Unterkapiteln über die Verkleinerung des Lebensraumes und vermehrte Gefahren für unser Wild, über die Bedeutung von ruhigen Deckungszonen für Rebhuhn, Fasan und Hase sowie schließlich über das Braunschweiger Verfahren. Dieses besteht in einem wohlgedachten System von Rundschreiben, Anträgen, Überwachungen, Prämien und vor allen Dingen der kostenlosen Lieferung von geeignetem Pflanzenmaterial.

In einem zweiten Teile gibt Forstmeister K. Schmidt eingehende forstfachliche Anweisungen. Dabei geht er über die Probleme des Wildschutzes noch hinaus und weist auf die Möglichkeit ertragreicher Holzgewinnung hin. Erfreulicherweise erkennt er auch die Ansprüche der städtischen Bevölkerung an, sich in einer freien Natur ohne störende Fremdkörper ergehen zu können.

Sich anbietende Aufforstungsflächen sind 1. Odländereien (breite Wege und Triften, aufgehobene Flachsroten, Sand-, Kies- und Steinbrüche, Geröllhalden, alte Erdwälle, Wassertümpel, Bruchgelände, Sandhügel, Kippen, Schuttabladeplätze und

steile Böschungen), 2. Landwirtschaftliche Standorte mit unsicheren Erträgen, 3. Akkerzipfel oder Keile, 4. Wege- oder Grabenränder, 5. Verkleidung von Industrieanlagen.

Diese oft ganz verschiedenen Standorte bedingen natürlich verschiedene Bepflanzungen und Kulturen. Die umfangreichen Anweisungen müssen in dem interessanten Buche selbst nachgelesen werden. H. M.

Albert Hansen: Holzland-Ostfälisches Wörterbuch, besonders der Mundarten von Eilsleben und Klein Wanzleben. Aus dem Nachlaß bearbeitet und herausgegeben von Helmut Schönfeld. Kreisheimatmuseum des Kreises Wanzleben in Ummendorf 1964. XVI u. 213 S.

Als 1962 im 49. Jahrgang der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ auf S. 98 ff. das Lebenswerk des ostfälischen Volkskundlers, Mundart- und Flurnamenforschers Dr. Albert Hansen anläßlich seines 70. Geburtstages gewürdigt wurde, war der Wunsch ausgesprochen worden, daß es ihm vergönnt sein möge, neben zahlreichen anderen unveröffentlichten Arbeiten vor allem sein „Holzland-Ostfälisches Wörterbuch“ als sein Hauptwerk bald gedruckt zu sehen. Dieser Wunsch ist leider nicht in Erfüllung gegangen, da Hansen schon am 19. Februar 1963 einem schweren Herzleiden erlag. Aber seine Lebensgefährtin, Frau Emmy Hansen, die wie selten eine Frau an den nebenberuflichen wissenschaftlichen Bestrebungen ihres Mannes stets innigsten und verständnisvollsten Anteil genommen hatte, setzte nach seinem Tode in vorbildlicher Treue alle ihre Kraft und Mittel ein, um das geistige Vermächtnis des Verstorbenen für seine Heimat und für die Wissenschaft zu erfüllen. Als erstes erreichte sie durch Verhandlungen mit dem Kreisheimatmuseum des Kreises Wanzleben und mit der Akademie der Wissenschaften in Berlin die Drucklegung des Wörterbuches, für die sie selbst die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellte, während die Akademie Dr. Helmut Schönfeld, einen erfahrenen Dialektologen, mit der wissenschaftlichen Überarbeitung des Manuskriptes für die Veröffentlichung beauftragte.

Eine solche Überarbeitung hatte sich als notwendig erwiesen, da der Verfasser 30 Jahre an seinem Manuskript gearbeitet hatte und dieses im Laufe der Zeit durch viele Nachträge und Verbesserungen an Einheitlichkeit und Klarheit eingebüßt hatte. Es galt, alle diese Textveränderungen an den richtigen Stellen des Wörterverzeichnisses einzubauen, Verweise auf sinngleiche Wörter an anderen Stellen hinzuzufügen und die einleitenden Abschnitte über die Grammatik der Holzland-Ostfälischen Volkssprache nach dem neuesten Stande der Forschung straffer zu fassen. Der Herausgeber tat dies mit Behutsamkeit und feinem Einfühlungsvermögen, ohne die Eigenart des Werkes von Hansen zu beeinträchtigen. Dafür verdient er besonderes Lob.

Nach einem Vorwort des Bearbeiters und den von ihm hinzugefügten Verzeichnissen der Abkürzungen, der von Hansen zitierten Orte seines Sammelbereiches und der einschlägigen Literatur folgt zunächst Hansens Bericht „Zur Geschichte der Sammlung des holzländischen Sprachschatzes“. Daran schließt sich der grammatische Teil mit den Unterabschnitten „Zur Schreibung“, „Zur Lautlehre“, „Zur Formenlehre“, „Zur Wortbildung“ und „Worte, slawischer Herkunft“. Dem eigentlichen Wörterverzeichnis, das mit 162 zweiseitigen Seiten den Hauptteil des Buches bildet, sind noch die volkskundlich interessanten Abschnitte „Mundartliche Neckereien“, Eilsdorfer Nachbarreime“ und „Sprichwörter, Redensarten und Redewendungen“ mit 317 Nummern sowie Proben von Mundarttexten aus alter und neuer Zeit vorangeschickt. Die Eigenart der nun folgenden Wörtersammlung besteht einmal darin, daß sie in der Hauptsache die Lautformen und den Wortschatz zweier voneinander abweichenden Mundarten des magdeburgischen Holzlandes gleichberechtigt nebeneinander berücksichtigt, nämlich von Klein Wanzleben, dem Geburtsort des Verfassers an der Ostgrenze des Holzlandes zur Magdeburger Börde, und von Eilsleben am oberen Allertal, wo Hansen jahrzehntelang als Tierarzt gewirkt hat. Von dort aus hat er auf ungezählten Praxisfahrten in vielen anderen Orten seines Amtsbereiches weiteres Wortgut zur Ergänzung seiner Sammlungen aus jenen beiden Hauptorten zusammengetragen. Un-

ter Einschluß solcher Orte außerhalb des Amtsbereiches, aus denen Mundartdichtungen oder ältere sprachwissenschaftliche Veröffentlichungen herangezogen werden konnten, erstreckte sich Hansens Forschungsgebiet vom Großen Bruch im Süden bis zum Südrande der Altmark im Norden und von der braunschweigischen Grenze im Westen bis zum Westrande der Börde auf einer Linie Kl. Wanzleben — Remkersleben im Osten.

Neben dieser für die Dialektgeographie sehr wichtigen Ausweitung der Erhebung auf das ganze magdeburgische Holzland und seine nächste Umgebung ist für Hansens Werk besonders kennzeichnend die Einbeziehung mundartlicher Orts-, Flur- und Personennamen, die leider bisher viel zu wenig in Mundartwörterbüchern berücksichtigt worden sind, und doch wegen der vielen Wechselbeziehungen zwischen dem appellativischen Wortbestande und dem Namengut sowohl für die Wortbildungslehre wie die Etymologie einen großen Gewinn darstellen. Eine dritte Besonderheit des Werkes von Hansen besteht darin, daß er die mit seinem Beruf als Tierarzt zusammenhängenden volkstümlichen Bezeichnungen für die Körperteile, Körperfunktionen und Krankheiten der Tiere in einer Vollständigkeit erfaßt hat, wie sie sich wohl kaum in einem anderen Wörterbuche finden läßt.

So hat Hansens Wörterbuch die niederdeutsche Mundartforschung im allgemeinen und die ostfälische im besonderen sehr bereichert. Zumal für das Ostfälische Wörterbuch, an dem in Braunschweig seit vielen Jahren gearbeitet wird, ist das neue Werk von unschätzbarem Werte. Aber auch für unsere ostfälischen Landsleute diesseits und jenseits der Zonengrenze, die an der Pflege der heimatlichen Volksüberlieferungen hängen, hat Hansen mit diesem Buch etwas Bleibendes hinterlassen: ein Heimatbuch im besten Sinne des Wortes, das mit der Sprache der Eltern und Voreltern auch deren Denkweise, Kultur und Wirtschaftsleben in der stammesgebundenen Eigenart des östlichen Ostfalen getreulich widerspiegelt. Möge es im Sinne des Verfassers dazu beitragen, diese ererbte Stammesart in Ehren zu halten und weiterzupflegen!

W. Flechsig